Thaer
1020/12,1 = 6,1

Univ.-Bibl.
Giessen

K10
1020
12.
h
a

Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

BIBLIOTHEK
D. KÖNIGLICHEN
ACADEMIE
DES LANDBAUES
ZU MOEGLIN

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Geheimen Hofrathe und Professor der Oekonomie zu Rostock, des Londner Boards of Agriculture für Großbrittannien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Ehren-Mitgliede, wie auch des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins erstem Secretair.

Zwölften Jahrgangs erste Hälfte.

Rostock,
im Verlage der Stillerschen Hof-Buchhandlung.
1825.

Vorrede.

Hoffentlich wird auch dieser Jahrgang unsrer Annalen die Beweise darlegen, daß unser Mecklenburgischer Landwirth in seiner Kultur keine Rückschritte macht und ohngeachtet der noch immer getheilten Stimmen, die sich oft genug wunderbar kreuzen, sich von dem Grundsatz nicht abdrängen läßt: daß die fortschreitend erhöhete Kultur unsers Erdbodens die einzig sichere Quelle unsrer Wohlfahrt bleibt. Wie er sich in den mannigfaltigen Verzweigungen seines edlen Gewerbes, selbst unter dem lastendsten Druck der Zeit, zu helfen weiß, davon liegen die Erfahrungen vor Augen und die nachstehenden Blätter geben Beweise davon.

Daß auch die Beihülfe, die im Anbau anderweitiger Kulturpflanzen gefunden werden mag, — in so fern dies ohne gefahrvolle Beschränkung des Getreidebaues geschehen kann, — nicht verschmäht wird, davon wird sich jeder, der Mecklenburgs geseegnete Fluren mit beobachtendem Auge bereiset, überzeugen können. Herr Bürgermeister Reuter war der Erste, der rühmlichst und nicht ohne glücklichen Erfolg durch den Anban mancher Handels-Gewächse zur Nachfolge aufreizte und die nicht

mehr zweifelhafte Aussicht eröffnete: daß binnen kurzer Zeit auch unser Mecklenburgischer Krap auf einheimischen und fremden Märkten eine gesuchte Waare seyn wird. Es wäre sehr zu wünschen, daß die S. 104 von ihm dargelegten Bemerkungen: den städtischen Ackerbau betreffend, der Aufmerksamkeit der höchsten Landes-Behörden nicht unwerth befunden würden; denn es ist wohl ausgemacht, daß manche Zweige der Kultur auswärtiger Gewächse sich für die Indüstrie des kleinen Ackerbauers am besten, vielleicht nur ausschließlich, eignen. Wenn wir, — wie es am Tage zu liegen scheint, — Uebervölkerung fürchten, so liegt in der nützlichen Beschäftigung der niedern Volksklasse, sey es durch unmittelbare Produktion oder durch weitere Verarbeitung der Produkte, vielleicht durch beides zugleich, das sicherste Mittel, die wachsende Volksvermehrung nicht bloß unschädlich, sondern zum Heil unsers Vaterlandes in hohem Grade wohlthätig zu machen.

Ich wage es nicht, mich über dies Thema, daß mit Zartheit besprochen werden muß, weiter zu verbreiten. Nur so viel scheint mir ausgemacht, daß der, wenigstens bei weitem größere Theil unsers fruchtbaren Bodens reichliche Hülfsquellen darbieten wird, um eine ungleich größere Menschenzahl nähren zu können. Diese Hülfsmittel anzugeben, Thätigkeit zu wecken, Indüstrie überall zu verbreiten, das ist die Sache edler Vaterlandsfreunde.

In wie fern vielleicht unsern Büdner-Kolonien eine solche Einrichtung gegeben werden könnte, daß mannigfaltige Arten der Industrie mit der Kultur des Bodens vereinigt würden, das wäre gewiß ein ernster Gegenstand der Berathung sachkundiger Männer, denen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Ich will, des Beispiels wegen, nur einen Artikel hier nahmhaft machen, über dessen Vernachlässigung bei uns geklagt wird, dies ist unser Hanf- und Flachsbau; daher unsre Spinnereien und Webereien noch an keinem Orte des Landes von einiger Bedeutung sind. Es mag zu weit hergeholt scheinen, wenn ich mich auf die Holländischen, so wie auf die zu Frederiksgabe in Holstein errichteten Armen-Kolonien beziehe *); allein, wenn wir auch in Mecklenburg, wie es scheint, mit eigentlichen Armen-Kolonien nichts zu thun haben wollen, so möchte sich doch zur Verbesserung der nicht beneidenswerthen Lage unsrer Büdner-Familien dort manches auffinden lassen, das wir uns mit Nutzen aneignen könnten. Ich kann es mir daher nicht versagen, eine

*) Eine vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes dieser wohlthätigen Anstalten giebt die vor kurzem erschienene Piece: Ueber die Entstehung, den Fortgang und die gegenwärtige Einrichtung der in den nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande errichteten Armen-Kolonien. Altona, in der Expedition des Merkurs 1825. 6 Bogen 8.
Eine neuere Schrift von Harl über diesen Gegenstand habe ich noch nicht erhalten.

Zuschrift eines unsrer hochverdienten auswärtigen Ehrenmitglieder, dessen Namen zu nennen mir die Bescheidenheit verbietet, hier mitzutheilen, wenn vielleicht dadurch eine ernstere Aufmerksamkeit auf diesen großen Gegenstand erregt werden könnte. Die hieher gehörige Stelle lautet so:

„Vielleicht wäre es dem dortigen Gemeinwesen „nützlich, wenn Sie über diesen Punkt Nachstehendes mitzutheilen Gelegenheit nehmen würden:"

1) „daß der Flachsbau und die rationelle Betreibung desselben sowohl, als anderer, dem Boden „angemessener, bis jetzt noch aus der Fremde „bezogenen Pflanzen-Kultur, gerade den „Hauptzweck der Armenkolonien ausmacht. Die Armen in den Städten, so wie „auf dem Lande zerstreut wohnend, können „unmöglich diese nützlichen Erwerbsmittel auf „die bisherige nachlässige Weise erlernen; darum „werden sie in den Armenkolonien vereint „darin unterrichtet. Und gerade dies macht, „wenn ich mich so ausdrücken darf, im Kolonie-„Alphabet das A aus."

2) „Daß Fabrik-Beschäftigung für Arme seit der, „theils durch das Maschinenwesen, theils durch „die Ueberflügelung der Englischen Indüstrie „über die des Kontinents nicht mehr ausführbar ist, sondern sich auf den einheimischen „Bedarf der untern Klassen beschränken muß."

3) „Daß in den Armenkolonien keineswegs die „Jugend allein, sondern ihre arbeitsfähigen „Aeltern ganz nothwendig mit aufgenommen „werden. Alter und Jugend bleiben daselbst „eben so ungetrennt, als in den Städten, und „dürfen bei einander wohnen und es ist eine eben „so unrichtige Idee von der innern Einrichtung

„der Armenkolonien, als die vorige, wenn man „glaubt, daß hier die Jugend vom Alter ge„trennt wird."

„Sie können fest versichert seyn und es auch fest „jedem andern versichern, daß es durchaus jetzt kein „andres Mittel giebt, dem zahllosen Heere der trau„rigsten Folgen, welche die jetzigen Armenversorgun„gen dem nachdenkenden Beobachter darbieten, ra„dikal zu widerstehen, als Feldbau und geord„neter Hausfleiß in Kolonien."

„Es sind nicht meine zwanzigjährigen praktischen „Erfahrungen und Ansichten allein, die hier reden, „— die Aeußerungen eines Hufelands, Nie„manns, Soden, Resewitz, Lowe, v. d. Bosh „und mehrere der Sache auf den Grund nachden„kenden Männer, reden mit; — und der Anblick „der eilf Kolonien in Holland, wo sich jetzt schon „12000 vorhin unglücklich gewesene Arme befinden, „so wie der kleine, Gottlob mit jedem Jahre nach„ahmungswürdiger werdende Versuch in Holstein auf „der Armenkolonie Frederiksgabe, die nun schon „über 100 frohe Menschen zählet, werden noch „deutlicher überzeugen."

„Und ich bin gewiß, daß jeder Staat, der noch „keine Armenkolonien, aber dabei unkultivirtes Land „besitzt, durch die Noth zu einer solchen Einrich„tung gezwungen wird."

Der bei uns mit glücklichem Erfolg sich immer mehr ausbreitende Rapsbau hat mehrere wohlhabende Gutsbesitzer schon zu den Entschluß gebracht, um die Vortheile dieses, besonders in der gegenwärtigen Zeitperiode so nützlichen landwirthschaftlichen Gewerbzweiges, ganz genießen zu können, auf die Erbauung

zweckmäßiger Oelmühlen Bedacht zu nehmen. Ein überaus vortheilhaft eingerichtetes Werk nach Holländischer Art hat Herr Justizrath Paepke auf eins seiner Güter, Prieschendorff, durch den Holländischen Mühlenbaumeister Peter van Rumpft erbauen lassen. Der Herr Justizrath hat die Güte gehabt, mir die nähere Beschreibung derselben zum beliebigen Gebrauch mitzutheilen. Da mir das große Interesse unsers landwirthschaftlichen Publikums an diese Art von Maschinerien bekannt ist, so nehme ich keinen Anstand, diese höchst schätzbare Gabe hier öffentlich mitzutheilen, die gewiß um so mehr willkommen seyn wird, da die Liberalität des Herrn Justizraths die Ansicht und Untersuchung dieser Mühle gern einem jeden, für dem dies Werk ein Interesse hat, an Ort und Stelle gestatten wird. Es folgt also hier die nähere Ansicht:

„Der Mühlenbaumeister, Herr Peter van Rumpft, gegenwärtig zu Güstrow, welcher im Jahre 1821 bereits bei mir auf Lütgenhof eine Holländische Korn-Windmühle zu meiner Zufriedenheit gebaut hat, hat gegenwärtig für mich den Bau einer vor Wasser gehenden Oelmühle zu Prieschendorff beendigt und dabei in mehrfacher Hinsicht sein Talent als theoretischer und praktischer Mühlenbauer beurkundet."

„In einem sehr schwierigen Lokale, welches die Ausrammung des ganzen Mühlengebäudes von 120 Fuß Länge, so wie eines Flügels von 40 Fuß Länge, mit dem Grundwerke nothwendig machte, geschah die Anlegung des Werkes vor einem, zur Zeit des Sommers anscheinend nur geringen, wie

wohl stets fließenden Bache, dessen Gefälle er, eben so wie die Geschwindigkeit und Masse des Wassers, richtig zu berechnen wußte, um dasselbe ohne Verlust auch nur des mindesten Wassers, in einem großen 28 Fuß im Durchmesser haltenden, mit verschlossenen Schaufeln versehenen Rade aufzufangen, und dadurch demselben eine solche Kraft zu geben, daß es, wenn die Mahlschütze 1¾ Zoll aufgezogen ist, in einer Breite von 37 Zoll ein Werk zu treiben vermag, welches zwei Preßblöcke, den einen zum Vorschlage, den andern zum Nachschlage, und in einem jeden eine Fest- und eine Loos-Ramme, so wie drei Stampfen beschäftigt, und welches in Ansehung seiner Kraft und inneren Konstruktion, die sich durch Leichtigkeit und Schnelle, bewirkt durch die regelmäßige Eintheilung und Berechnung der Räder, von welchen mehrere von Gußeisen sind, auszeichnet, und in Ansehung der Masse des zu verarbeitenden Saamens, so wie des Oelgewinnes nichts zu wünschen übrig läßt."

„Insbesondere zeichnet sich diese Mühle noch dadurch vor andern Oelmühlen aus, daß die Zerquetschung des Saamens, ohne die sonst üblichen Steine, durch zwei Walzenpaare geschieht, welche den Saamen mittelst einer über jedes derselben angebrachten gerieselten Walze, bei welcher man die Masse des einzulaufenden Saamens in seiner Gewalt hat, gleichförmig und regenartig zwischen sich aufnehmen und ohne Verlust des mindesten Oels, so vollkommen zerquetschen, als die Steine solches nicht vermögen."

„Es wird dadurch möglich, daß das zerquetschte Saat, ohne vorher in die Stampfen gebracht zu werden, sofort zum Vorschlage gebraucht werden kann, welcher dadurch in den Stand gesetzt wird, ein größeres Quantum Vorschlags-Oel zu liefern, als sonst gewöhnlich geschieht, und daß die Stampfen lediglich zum Zermalmen der Vorschlagskuchen dienen, die dadurch hinlängliche Zeit erhalten, um

ein ganz vollkommnes Kuchenmehl für den Nachschlag zu liefern, der mittelst einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Schläge völlig ausgeschlagene Kuchen hergiebt."

„Ich glaube durch Bekanntmachung dieses eben so sehr meine Pflicht gegen den Mühlenbaumeister P. van Rumpt zu genügen, als dem größeren Publikum einen Dienst zu erzeigen, wenn ich dasselbe auf einen Mann aufmerksam mache, der im Maschinenwesen und besonders in Mühlenbauten einem lange gefühlten Bedürfnisse in unserm Vaterlande abzuhelfen im Stande ist."

Lütgenhof den 9ten Juny 1825 Paepke.

Auch eröffnet sich nunmehr für Mecklenburg die freudige Hoffnung, daß unsre, bisher nicht mit Unrecht verrufenen Wege, sich in Kunststraßen umgestalten sollen. Kann man den Gerüchten, so wie den in öffentlichen Blättern mitgetheilten Nachrichten Glauben zustellen, so soll man willens seyn, die Mac-Adamsche Methode anwenden zu wollen. Nach den aus England und Schottland über diese Wegebauart uns zugekommenen Nachrichten soll sie jede andre Kunststraßenbaumethode, in Absicht der Dauer und Bequemlichkeit für Fuhrwerke, unendlich übertreffen. Dagegen lauten die Nachrichten von einigen in Deutschland angestellten Versuchen nicht so günstig. So meldet mir z. B. einer meiner Korrespondenten, auf dessen Bericht man sich verlassen kann: daß in der Provinz Preußen ein mac-adamisirter Weg in der Länge von einer Meile gebaut worden, der 10,000 Thaler gekostet hat, aber von einer dazu ernannten Untersuchungs-Kommission nicht günstig beurtheilt worden. In einem spätern Schreiben hingegen erhalte ich von eben diesem Korrespondenten folgenden Nachtrag, den ich, da dieser

Gegenstand ein sehr hohes Interesse hat, hier wörtlich mittheile:

„Es kommt bei dieser Art von Wegebau gewiß „alles nur auf die Tüchtigkeit der Arbeit und „darauf an, daß hinreichende Kräfte angewendet „werden, die Materialien recht fest zu stampfen. „Das wird aber wohl mit Ramm-Maschinen, „am besten gewiß mit Hülfe der Dampfmaschi„nen geschehen müssen. Ein gut gearbeite„ter Mac-Adamscher Weg muß unverwüstlich „seyn, weil er eben so gut wie Felsengrund ist. „Wird aber das Material nicht mit gehöriger „Kraft zusammen gestampft, so kann ein solcher „Weg nicht lange brauchbar bleiben ꝛc."

Es schien mir nicht überflüssig, diese Mittheilung zur öffentlichen Kunde zu bringen, denn sollte dies Unternehmen, das gewiß nicht ohne schwere Geld-Opfer wird zu Stande gebracht werden können, würklich zur Ausführung kommen, so wird es wesentlich nothwendig seyn, solche Veranstaltungen zu treffen, daß die Arbeit mit dem höchsten Grade der Tüchtigkeit vollzogen wird.

Beiläufig sey es mir erlaubt, der Blumenwitzischen Wegebaumethode noch mit ein Paar Worten zu gedenken. Was Herr Blumenwitz selbst aufs Neue zur Empfehlung derselben mitgetheilt hat, kann S. 273 der nachstehenden Blätter ausführlicher nachgelesen werden; hier mögen nur nachstehende Kurze Bemerkungen genügen.

Der vom Rostocker Distrikt des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins nach dieser Methode angelegte Weg hält sich vortrefflich und die Weiden erhalten sich im üppigen Wuchs. Ersteres, sagt man, ist die Folge der tüchtigen Bearbeitung bei der Anlage des Weges und der fortwährenden

Sorgfalt, mit welcher auf seine Erhaltung Bedacht genommen wird; die Tauglichkeit des Weges an sich kann also nicht den Weidenbüschen zugerechnet werden, die in so kurzer Zeit noch keine so bedeutende Wurzeln getrieben haben können, daß sie im Stande wären, den Einschnitten der Räder zu widerstehen. Diese Entgegnung ist allerdings vollkommen gegründet; allein da Herr Blumenwitz sich auf mehrjährige Erfahrung beruft, daß die Wurzeln nach drei oder vier Jahren ein so dichtes Geflechte bilden sollen, welches dem Einschneiden, selbst schwerer Fuhrwerke, Widerstand zu leisten vermag, so wäre es doch wohl der Mühe werth, Versuche anzustellen und die Zeit abzuwarten, ob sich diese Angabe bestätigen wird. Wenn auch, welches jeder Mecklenburger und jeder in Mecklenburg Reisende sehnsuchtsvoll hoffen und wünschen wird, unsre Heerstraßen in Kunststraßen umgewandelt werden, so wird sich dies doch immer nur auf diejenigen Post- und Landstraßen erstrecken können, die am frequentesten befahren werden. Es bleiben also gewiß noch Wege genug übrig, wo die Hand der beständig fortdauernden Verbesserung nicht laß werden darf, und da würde es doch gar angenehm seyn, wenn der lebendige Wegebau Aushülfe gäbe. Da aber ein solcher Versuch nur erst nach Verlauf von etwa vier Jahren völlige Ueberzeugung schafft, so ist mit jedem Jahre, in welchem nichts zur Sache gethan wird, immer unwiederbringlich viel verlohren. Diese Verspätung wäre um so mehr zu bedauern, da eine solche Arbeit, wie die Erfahrung an einigen wenigen Orten schon gelehrt hat, im Verhältniß des Gegenstandes doch mit sehr mäßigen Kosten beschafft werden kann.

Rostock den 12ten July 1825.

F. C. L. Karsten.

Inhalt.

1) Erfahrungen über den Anbau des Kümmels im Großen; so wie auch Untersuchungen, in wie fern die Kultur einiger andrer Handelsgewächse für Mecklenburg vortheilhaft seyn könnte; nebst Darstellung einiger Agrikultur-Gegenstände, besonders in Beziehung auf die Ackerwirthschaft der Städte in Mecklenburg. (Vom Herrn Bürgermeister Reuter in Stavenhagen.) S. 1.
   a. Kümmel. S. 9.
   b. Koriander. S. 56.
   c. Anies. S. 60.
   d. Fenchel. S. 63.
   e. Trigonella Foenum graecum L. (Bockshorn.) S. 65.
   f. Schwarzer Kümmel. S. 67.
   g. Kanarien-Saamen. S. 68.
   h. Hopfen. S. 69.
   i. Krapp. (s. 11ten Jahrg. S. 497.)
   k. Die Wicke. S. 89.
   l. Bemerkungen zum Flachs- und Hanfbau. S. 91.
   m. Der Dung. S. 94.
   n. Ueberfahren der Wiesen mit Erde. S. 98.
   o. Der Drescherscheffel und das Lastengeld. S. 103.
   p. Beiträge zum Ackerbau der Städte Mecklenlenburgs. S. 104.
2) Die Englische Kornbill. (Vom Herrn Baron von Möller-Lilienstern auf Rothspalk.) S. 129.
2) Ueber die Vertilgung der Unkräuter. (Von Ebend.) S. 136.
3) Verhältniß der Schäferei zum Rindviehbestande. (Vom Herrn Kammerherrn von Könemann auf Pritzier.) S. 143.
4) Einige forstwirthschaftliche Beobachtungen über Stamm- und Wurzel-Ausschlag, sowohl bei weicher als harter Hölzung. (Vom Herrn Richter zu Faulenrost.) S. 149.
5) Einige Worte über die Ursachen der niedrigen Kornpreise. (Vom Herrn Baron von Möller-Lilienstern auf Rothspalk.) S. 158.

6) Aussicht zur Hülfe in der Noth des verarmenden Ackerbaulandes. S. 163.
7) Würdigung der gepulverten Knochen, als Dungmittel. (Vom Herrn Alexander v. Lengerke auf Kieholm in Angeln.) S. 175.
8) Letzter Nachtrag zu meinem Aufsatze über Gyps und Torfasche. (Vom Hrn. Pogge zu Striesenow.) S. 187.
9) Ueber die Erleichterung des Kornvertriebs aus der südlichen Hälfte des Herzogthums Güstrow durch Magazin-Anlagen in Güstrow und Bützow. S. 197.
10) Die Bewirthschaftung heureicher Landgüter durch alleiniges Halten einer großen Schäferei. S. 201.
11) Ueber Ackerbau, Rindvieh- und Schaafzucht. S. 209.
12) Gelungener Versuch des Trokarirens eines drehend gewordenen Schaafes. (Vom Herrn Stallmeister Giese zu Steinbeck.) S. 269.
13) Lebendiger Straßenbau. S. 273.
14) Nachricht, betreffend die Londoner Australische Landwirthschaftliche Gesellschaft, inkorporirt durch Parlements-Akte. S. 298.
15) Vortheile der Pferdezucht in England. S. 303.
16) Konstitution der Großherzoglichen Thierarznei-Schule in Schwerin. S. 305.
17) Ueber den Nutzen der Thierarznei-Schulen. (Vom Herrn Professor Steinhoff in Schwerin.) S. 327.
18) Anfrage: das Ueberschwemmen tiefliegender moorigter und torfartiger Wiesen betreffend. S. 349.
19) Anfrage: ein bewährtes, aber wahrscheinlich verlohren gegangenes Mittel zur Vertreibung der Ratzen betreffend. S. 351.
20) Wie kann der Landwirth den Nachtheil der geringen Kornpreise verringern? (Vom Herrn Vice-Land-Marschall von Oertzen auf Lübbersdorff.) S. 353.
21) Witterungs-Beobachtungen der Monate December 1824, Januar, Februar, März, April und May 1825. (Vom Herrn Justitiarius Beutell zu Wolde.)

Verbesserung.

S. 273. Z. 11. statt verschlossene l. m. verflossene.

Erfahrungen über den Anbau des Kümmels im Großen; so wie auch Untersuchungen, in wie fern die Kultur einiger andrer Handelsgewächse für Mecklenburg vortheilhaft seyn könnte; nebst Darstellung einiger Agrikultur-Gegenstände, besonders in Beziehung auf die Ackerwirthschaft der Städte in Mecklenburg.

(Vom Herrn Bürgermeister Reuter in Stavenhagen.)

Einleitung.

Die niedrigen Kornpreise, deren Dauer Niemand berechnen kann, gewähren dem Landbauer überhaupt nur noch einen sehr geringen, dem Kornbau treibenden Städter auch nicht mehr den geringsten Gewinn. Letzterer vorzüglich muß sich daher auf den Anbau einträglicherer Natur-Produkte legen, wenn er von seinem Acker und seiner Mühe Nutzen haben will.

Ich habe seit einer Reihe von Jahren mich mit der Kultur solcher Produkte beschäftigt. Meine Erfahrungen können einen Theil meiner Mitbürger

nützlich werden, und ich finde es daher ganz in der Zeit, sie durch diese Blätter zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Die folgenden Abhandlungen sind diesem Zwecke gewidmet.

Nöthig aber finde ich es, den Letzteren eine kurze Geschichte meiner Ackerwirthschaft und ihres Erfolgs, so wie eine Darlegung meiner Lokal- und sonstigen Verhältnisse voraufgehen zu lassen. Nur auf diesem Wege kann ich den Leser in Stand setzen, zu beurtheilen, in wie weit mein Verfahren für seine Lage paßt, und nur auf ihm füglich den Beweis, auf welchen am Ende alles ankommt, liefern, daß meine Handlungsweise wirklichen Nutzen gehabt, und nicht auf leerer Spekulation beruht hat.

Der allgemeine Friede des Jahrs 1763 führte eine Stockung alles Gewerbes und mit ihr dauernde niedrige Preise des Korns herbei. Dessen eingedenk fürchtete ich, als das Jahr 1814 die Aussicht auf einen eben so allgemeinen Frieden bot, ähnliche Folgen, und beschränkte deßhalb von da an meinen Kornbau, indem ich mich nun auch dem Anbau von Kümmel und andern Gewächsen widmete, die mir einen höhern Ertrag, als Korn, zu versprechen schienen.

Als hierauf aber bis zum Jahre 1819 exclusive die Kornpreise nicht nur nicht herunter gingen, sondern sich auf einer, nun schon ungewöhnlichen Höhe

erhielten, ward ich an meiner Ansicht zweifelhaft, und dehnte deßhalb gegen meinen ersten Plan meinen Kornbau wieder aus, bis am Ende das Jahr 1819 mir die Richtigkeit meiner Ansicht aufs neue bestätigte und mich dadurch wieder auf dem Wege der Kultur andrer Gewächse zurückführte.

Veränderungen dieser Art konnten meinem Fortkommen nichts weniger als ersprießlich seyn. Die gewöhnliche Unempfänglichkeit des Publikums gegen das Neue, — wenn es auch das Beste wäre, — kam noch hinzu. Ich erwartete Billigung, und fand Krittelei; bereitwillige Hülfe, und fand Widerstand; freundliche Aufnahme, und fand Anfeindung. Unglücksfälle verschiedener Art, von denen ich nur eines Brandes erwähne, der mir für beinahe 600 Thaler Früchte raubte, trafen mich. So durch Veränderung meiner Pläne in meinem Fortkommen gestört, im Fortschreiten auf meiner Bahn durch manche Widerwärtigkeiten behindert, und durch Unfälle oft auf derselben vom Ziel weiter zurück geworfen, gehörte Muth dazu, derselben treu zu bleiben. Ich habe ihn nie verlohren, und meiner Ausdauer danke ich es, daß ich, der mit weniger als Nichts anfing, mich jetzt in einer Lage befinde, die, so wenig beneidenswerth sie zur Zeit auch noch ist, doch viele glücklich preisen, manche beneiden.

Der Gang meiner Wirthschaft war folgender:

Meine erste Sorge war, mir, wenn auch nicht vielen, doch möglichst kräftigen Acker zu verschaffen, und darauf, so viel thunlich, nur das zu bauen, was Mecklenburg sonst dem Auslande abkaufen mußte. Fracht und Spesen jener Einfuhrs-Artikel waren damit wenigstens immer gewonnen und mir zugleich die Gelegenheit eröffnet, einen Theil der arbeitenden Klasse Verdienst zu verschaffen, die dem rechtlichen Manne stets erwünscht seyn wird. Ich machte zunächst mit dem Bau des Kümmels den Anfang, und, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht ohne Erfolg.

Schon in früherer Zeit hatte ich meine Wiesen gedüngt und gebessert; mein Vieh kam jedesmal herrlich aus dem Stall, aber es verhungerte fast vor der gemeinen Weide. Zu futtern im Sommer ist lästig, und der Zweck, reichlicher Milchertrag, wird doch verfehlt. Stallfütterung des Rindviehes war bei der Lage meines Hofes und meiner Ställe, der Fliegen wegen, nicht ausführbar. Ich überfuhr daher 1817 und in den folgenden Jahren meine Dienstwiese, die außer der Stoppelhut liegt, und eine andere, die ich von unserm Herrn Prediger auf 10 Jahre pachtete, zwei bis drei Zoll hoch mit Erde, legte sie vollkommen trocken, befriedigte sie, und jagte mein Milchvieh dahin. Die Opera-

tion war, bei der Ungewißheit des menschlichen Lebens, gewagt; aber sie hat sich bereits bezahlt gemacht, obgleich sie mir mit Einschluß der Befriedigung und der stellenweise erforderlichen Nachhülfe gegen 250 Thaler kostete; denn ich hatte seitdem auf dieser 1066 Quadratruthen betragenden Weide, alle Sommer 10 bis 11 Kühe, die überreichlich gut genährt sind und Milch zum Ueberfluß geben. Seitdem muß ich denn nun zwar den größern Theil meines Heues kaufen, aber ich stehe mich doch sehr gut dabei. Besonders deßhalb, weil ich nun mit Nutzen mehr Vieh durchwintern kann. Mein Acker, der guten Theils außer der Gemeindehut belegen ist, und mit Inbegriff einiger Wiesenflecke ungefähr 12000 QRuthen faßt, giebt mir, mit geringer Ausnahme, hinreichendes Strohfutter, obgleich ich in den letzten fünf Jahren 2000 und mehr, jetzt beinahe 5000 QRuthen allein mit Kümmel bestellt habe, dessen Stroh nur für Füllen und Rindvieh Streu abwirft. Meine Pferde, — vier bis sechs, — sind den Sommer über auf dem Stall. Arbeit ist immer vollauf für sie da; mein übriges Vieh und meine Füllen, beides zusammen 20 an der Zahl, kommen erst bei vollem Grase auf die Weide, und werden früher als gewöhnlich eingebunden. So gewinne ich denn verhältnißmäßig viel, d. i. jährlich ungefähr 150 bis 160 vierspän-

nige Fuder Dung; 70 bis 80 Fuder kaufe ich zu; mitunter kann ich auch die Hunden erhalten, und einen nicht unbedeutenden Theil meines Kümmels stärkte ich in den letzten Jahren durch übergefahrne Torf-Erde, — aber nur da, wo Lehmboden war, — mit dem besten Erfolge. Mein Acker ist jetzt so im Stande, daß ich mehr zu befürchten habe, vom gewöhnlicheu Getreide zu viel zu bauen, — nämlich Lagerkorn, — als zu wenig. Der spröde Nordwind im März und April d. J. beschränkte blos den sonst zu üppigen Wuchs meiner Wintersaat. Daß ich demungeachtet viel Hafer, jährlich 200 bis 250 Scheffel, zukaufen muß, ist unvermeidlich; daß meine kleine Wirthschaft überhaupt viel kostet, ist gewiß; daß sie aber auch gute Erfolge gehabt, ist eben so gewiß. 1819 verkaufte ich 120 Scheffel Weitzen für 230 Rthlr. und für ungefähr 800 Rthl. Kümmel. 1820 war der Weitzen mißrathen, für Kümmel aber wurden eingenommen 1300 Rthlr. 1821 hörte der Weitzenbau auf; für Kümmel aber kamen auf 1600 Rthlr., so wie 1822 dafür 1800 Rthlr.; 1823 aber wurden etwas über 2000 Rthlr. dafür eingenommen, welcher letzteren Einnahme, trotz der gesunkenen Preise bei reichlicherem Baue die des Jahres 1824 beinahe gleichkommen wird.

Daß ich mich bei dieser kleinen Wirthschaft seit

Jahren recht gut gestanden, nehme ich nicht in Abrede, und danke Gott dafür. Aber man denke darum nicht, daß ich im Ueberflusse sitze, vielmehr heißt es mit mir, — und zwar nach meiner Neigung, — im eigentlichen Verstande: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen; denn ich zahle jährlich gegen 200 Rthlr. Ackerpacht, 60 Rthlr. Zinsen, und in den letzten vier Jahren verausgabte ich außerdem jährlich, mit Einschluß der Meliorationen und des Tagelohns, ingleichen für Bauten, 5 bis 600 Rthlr. bloßes Tagelohn. Rechne man nun hiezu den Ankauf von Heu und Hafer, Dung, Schmiede, Rademacher und Leutelohn, Kosten auf Versuche, Rückschlag auf Unglücksfälle; so wird man es wahr und richtig finden, wenn ich versichere, daß mein reiner Gewinn für diese letzten fünf Jahre doch nicht mehr als 1800 bis 2000 Rthlr. beträgt, welche ich denn wiederum auf Bauten, Ankauf von Acker und Meliorationen verwandt habe. Gewiß eine höchst unbedeutende Summe für Beharrlichkeit und Fleiß. Ich bin aber damit sehr zufrieden, weils doch vorwärts und nicht rückwärts geht; manchen Nebengewinn nicht zu gedenken. Eines Nebengewinnes hier besonders zu erwähnen, darf ich nicht unterlassen, weil er mir viel werth ist. Es ist der, daß meine Mitbürger die gute Wirkung, die meine Wirthschaft

auf Leben, Nahrung und Fleiß hat, nicht verkennen, und daß die Ackerbestellung auf unsrer Dreifelderwirthschaft, (wovon aber die Braache jedesmal zur Hälfte mit Paalkorn besäet wird, so daß also $\frac{1}{6}$tel des Ganzen jährlich Früchte tragen, mit Ausnahme des, der Stadt nächst belegenen Ackers, welcher jährlich trägt) unter der thätigen Beihülfe meiner Herren Kollegen, der Herren Senatoren Susemihl und Hesse, auch der Bürgerschafts-Repräsentanten, namentlich des Herrn Stadtsprechers Amierow, bereits so gut betrieben wird, daß unsere Kornfrüchte den fruchtbarsten siebenschlägigen Feldern hiesiger Nachbarschaft nicht nachstehen.

So ist mein ökonomisches Verhältniß, meine ökonomische Umgebung, wie sie leibt und lebt, der Wahrheit gemäß.

Das höchste Ziel landwirthschaftlicher Bestrebung ist wohl der: die Kultur des Feldes zur Höhe der Kultur eines Gartens zu erheben. Mag die Meinige, mag die meiner hiesigen Mitbürger zur Zeit von diesem Ziel auch noch weit entfernt seyn; mag sie sich ihm auch noch so langsam und unmerklich nähern: das aber weiß ich gewiß, daß wir uns auf dem Wege zu diesem Ziel befinden, und das ist mein Zweck, daß, wenn ich mich hierin nicht täusche, andere unserm Beispiel folgen mögen.

Meine bisherigen Versuche beschränken sich auf nachfolgende Kulturgegenstände:

1) Kümmel,
2) Koriander,
3) Anies,
4) Fenchel,
5) Foenum graecum oder Bockshorn,
6) schwarzen Kümmel,
7) Kanarien-Saamen,
8) Hopfen und
9) Krapp.

Ueber diese Gegenstände folgen jetzt meine Abhandlungen nach der angegebenen Reihenfolge; nur muß ich bemerken, daß der Aufsatz über den Krappbau, aus besondern Ursachen, die für das Publikum kein Interesse haben, schon S. 497 des eilften Jahrgangs dieser Annalen seinen Platz erhalten mußte. Einige andere Bemerkungen, die mir, bei Bearbeitung der vorgenannten, auf dem Wege meiner Untersuchungen entgegen kamen, werde ich zum Schlusse außerdem noch mittheilen.

I. Kümmel.

(Carum carvi L.)

Der Kümmel ward noch vor einigen Jahren wenig oder gar nicht in Mecklenburg angebaut, obgleich diese Pflanze, wenn sie auch bei uns nicht

eigentlich zu Hause gehören mag, doch in unserm nördlichen Klima ausnehmend gut geräth, ja sogar, wenn sich einige Saamenkörner verliehren, selbst wild wächst. Seit ungefähr 10 Jahren habe ich, anfangs im Kleinen, dann im Größern und endlich im Großen, (denn ich besitze in diesem Augenblick gegen 5000 QRuthen, die sehr schön mit Kümmel bestanden sind), denselben angebaut. In der Regel war dies kleine Unternehmen in pekuniärer Hinsicht lohnend für mich; immer lohnte es aber meiner Mühe deshalb, weil ich dadurch vielen Menschen, die gerne arbeiten wollten, aber keine Arbeit hatten, Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienste geben konnte; so wie deshalb, weil meine Landsleute meine Waare, sobald sie nur einmal erst davon gekauft hatten, der ausländischen immer vorzogen, und sie mir dann selbst gerne theurer bezahlten, als dem Ausländer die seinige; endlich auch deshalb, weil ich diese Frucht, eine wahre Zierde des Feldes, unter allen mir bekannten, selbst den Rocken nicht ausgenommen, auf dem hiesigen schönen Boden für die sicherste halte. Denn wenn der Mecklenburger mit Recht sagen kann: ich will Winterkorn bauen; so kann der Mecklenburger mit noch mehrerem Rechte sagen: ich will Kümmel bauen, und ich will durch meinen Fleiß und unter sonst gleichen Umständen das

Doppelte dessen an Kümmel bauen, was mein minder fleißiger Nachbar baut, nämlich durch zweckmäßige Düngung, durch Aufmerksamkeit und rastlosen Fleiß!

Die Pflanze des Kümmels selbst ist übrigens bei uns so allgemein bekannt, wie sein Saame und dessen Gebrauch. Er ist der Pfeffer des Nordens an mehreren unsrer Speisen, im Brodte und Branntewein, und sein mäßiger Genuß ist gesund. Die junge kaum aufgelaufene Pflanze des Kümmels, so wie die größer gewordene, hat viele Aehnlichkeit mit der ganz allgemein bekannten gelben Wurzel, trägt auch jedesmal, wie die gelbe Wurzel, erst im zweiten Jahre ihren Saamen, den Kümmel, der zwar mitunter einige Tage vor Johannis, gewöhnlich aber erst gleich nach Johannis reif wird. Die Staude dieser Pflanze wird zwei bis vier Fuß hoch und stirbt, nachdem der Saame reif geworden ist, — mit seltener Ausnahme, — sodann ab. Darin ist die gelbe Wurzel von der Kümmel-Wurzel aber gar sehr verschieden, daß letztere niemals erfriert; der Kümmel erträgt vielmehr die größte Kälte und den schlimmsten Winter, ohne den mindesten Nachtheil. Noch niemals habe ich auch nur eine einzige vom Frost verdorbene Wurzel gefunden.

Bevor ich hier jetzt meine, über den Anbau dieser

Pflanze gemachten Erfahrungen, und die Art und Weise mittheile, nach der ich bei dem Anbau derselben verfuhr, will ich mit Wenigem die Methoden der Ausländer anführen, so weit ich sie nemlich aus Büchern und mündlichen Relationen kenne. Jeder mag dann wählen, was ihm am passendsten scheint.

Der Sachse säet den Kümmel im Frühjahr auf Gartenbeete, wie gelbe Wurzeln (Möhren), dick aus, hält diese Beete gut rein, und versetzt die jungen Pflanzen im August aufs Feld, nachdem der Acker in demselben Sommer schon eine Frucht, etwa Weitzen, hergegeben hat, um davon zu Johannis des künftigen Jahres eine Erndte zu haben. Die große Bevölkerung Sachsens und dessen, zum Theil hoch kultivirter, ganz vortrefflicher Boden, auch der allerdings bedeutende Vortheil, daß man bei jener Methode nicht, wie ich, den ganzen Ertrag seines Ackers auf ein Jahr verliert, besonders aber die schon etwas mildere Herbst-Witterung Sachsens, die eine gute Bestaudung der versetzten Pflanzen noch im Oktober und November, (wie bei uns im Herbste 1821 und 1823) zuläßt, mag jene Pflanz-Methode den Sachsen immer vortheilhaft machen; mir aber hat sie nie gefallen, noch weniger recht glücken wollen. Denn jenes Umsetzen der Pflanzen ist sehr mühsam. Die Wurzel kommt mit

ihrer Spitze selten gut in die Erde, und fehlt endlich der Regen, wie im Herbst 1819, so ist gar vieles der Mühe und Arbeit verlohren. Auch haben durchreisende Kärner, obgleich sie meinen Kümmel immer sehr scheel ansehen, mich versichert, daß sie in Sachsen nie ein so schön bestandenes Kümmelfeld gesehen hätten, wie das meinige. Das nämliche hat mich auch der Gastwirth Herr Krasemann hieselbst, der bei seinen Reisen nach Halle und Leipzig jährlich hierüber Vergleichung anzustellen Gelegenheit hat, zum öftern versichert.

Der Russe, der Pole, der Finne soll seinen Kümmel unter das Getreide säen, wie wir den Klee, und im zweiten Jahre, ohne weitere Bestellung, eine Erndte davon nehmen. Dies mag nach Umständen recht gut seyn; für meine Verhältnisse paßt es aber gar nicht, weil ich nur neben der möglichst besten und vollkommensten Bestellung meines wenigen Ackers in dem möglichst höchsten Ertrage desselben einigen Rein-Ertrag erreichen zu können glaube, und bisher in der Regel erreichte.

Dagegen ist die von mir angewandte Bestellungsart nun in der Kürze folgende. Ich lege im Frühling (ich nehme an 1824) Kümmelkörner in gewissen Entfernungen stellenweise. Auf jeder einzelnen Stelle bildet sich ein ganzer Busch Pflanzen, ein Bülten. — Diese Pflanzen tragen im Som-

mer 1824 keine Frucht, vielmehr hat man erst gleich nach Johannis 1825 die erste Erndte davon. Mehrere Kümmelpflanzen aber, welche in den Bülten von den mächtigern, welche im Sommer 1825 Früchte trugen, bis dahin unterdrückt wurden, kommen, nach genommenem ersten Einschnitt, im Spät-Sommer 1825 empor, erstärken sich in der Maaße, daß sie im Frühling 1826 Blüthenköpfe treiben, und geben um Johannis 1826 die zweite Erndte auf einer und derselben Stelle. Das nämliche geschiehet mit denen, bis nach Johannis 1826 unterdrückt gewesenen, noch übrig gebliebenen wenigern Pflanzen für den Spät-Sommer 1826 und für den Frühling und Sommer 1827, wo man die dritte Erndte auf derselben Stelle hat, nachdem diese wenigern Pflanzen noch vermehrt waren durch Pflanzen, aufgeschlagen von denen im Sommer 1825 in die Bülten gefallenen reifen Saamenkörnern. Auf diese Art kann man, — wenn der Boden recht reich, und die Frucht sehr rein gehalten und gut überdüngt worden, — um Johannis 1828 die vierte Erndte auf einer und derselben Stelle haben: ja ich habe sogar jetzt (1824) unter andern ein Kümmelfeld von 300 □Ruthen, welches im Frühling 1819 angelegt ward; der darauf jetzt befindliche Kümmel, also der fünfte Einschnitt von demselben Stück, verspricht mir eine sehr reiche

Erndte. Der bei dieser Bestellungsart im ersten Bestellungs-Jahre 1819 fehlende Ertrag, und der mindere Ertrag der letzten Jahre ward also reichlich überwogen durch die ersparten Kosten jedesmaliger Saatbestellung für jede Erndte. Dies vorläufig.

Der Kümmel liebt einen guten etwas starken Boden, der lieber ein wenig feucht, als sehr trocken ist; er geräth aber auch, wenn die Witterung günstig ist, auf ziemlich leichtem, jedoch etwas schwarzem Boden; ja selbst auf starken Lehm- und Mergel-Anhöhen, vorausgesetzt, daß beide letztere Erdarten doppelt gedüngt und recht tief geackert oder gegraben sind; auf hellem Sande, auf ganz bolligem Wiesenboden geräth der Kümmel nicht leicht, wenigstens nur unter Bedingungen, die selten zusammentreffen. Wer wählen kann, der nehme zum Kümmel den besten, kräftigsten und reinsten Boden, den er hat, der sonst sicher Lagerkorn giebt; denn diese Oelfrucht erfordert schon an sich viele Kraft des Ackers, und da sie, nach meiner Bestellungsart, mindestens vier Jahre auf derselben Stelle bleibt, so muß der Boden auch nachhaltig kräftig seyn. Zu kräftiger Boden, der bei andern Getreidearten Lagerkorn giebt, wird dem Kümmel nicht so leicht gefährlich, weil die starke Staude des Kümmels, bei gehöriger Entfernung der Bülten, sich nicht

leicht lagert. Auch hat es der Wirth sogar, bei einiger Erfahrung, durch spätere, minder vollkommene Bestellung dieser Frucht so ziemlich in seiner Gewalt, Lagerfrucht zu vermeiden; noch mehr aber, und zwar mehr als bei irgend einer mir bekannten Getreideart, hat man es, — ist die junge Pflanze nur erst gehörig aufgelaufen, — wie obbemerkt, in seiner Gewalt, die Worte: ich will Kümmel bauen, durch die That zu verwirklichen, durch eine möglichst gute Bestellung, nemlich: durch Ueberdüngen desselben im Winter oder gleich nach vollendeter Erndte. Ein sehr bedeutender Vorzug! Da übrigens durchgehends Arbeit, mithin die Kosten gleich sind bei der Bestellung, Bepflanzung und Reinigung eines magern und weniger zusagenden Bodens, mit den Kosten bei der Bestellung eines passenden, kräftigen Bodens; so wird jeder, der ökonomisch richtig rechnet, lieber, wie beim Toback, 200 QRuthen des völlig gut zubereiteten Bodens zum Kümmel nehmen, als 400 QR., welche nicht gehörig zubereitet, nicht gehörig in Kraft gesetzt, und nicht Jahre lang nachhaltend durch den Eigenthümer in Kraft erhalten werden können, denn nur hiedurch ist in der Regel ein vortheilhaftes Verhältniß der Kosten zum Ertrage, oder vielmehr zum Rein-Ertrage bei der Kultur solcher Pflanzen zu erreichen, die weniger als ein

Natur-Produkt des Bodens, mehr aber als Kultur-Produkt eines aufmerksamen Wirths, und vieler fleißigen und mühsamen Hände anzusehen sind; — eine Maxime, die ich bei meiner kleinen Wirthschaft immer vor Augen habe, die aber bei Früchten, die nach bestellter Saat einzig dem Spiel der Natur überlassen bleiben, nur in sehr beschränktem Maaße Anwendung findet.

Man nehme ferner zum Kümmel, hat man die Wahl, lieber einen gegen den Wind, besonders gegen den Westwind gedeckten, als einen ganz frei liegenden Acker, denn der Wind ist dem Kümmel zur Zeit des Reifwerdens gefährlich, indem er die, nur sehr los an den Dolden hängenden reifen Körner abschlägt. Aus gleichem Grunde nehme man lieber ein etwas breiteres, als sehr schmales Stück Acker; denn auf einem breiten Stücke deckt sich die Frucht, besonders wenn sie gut bestanden ist, schon um vieles durch sich selbst gegen den Wind. Kümmel unter Bäumen im Garten zu legen, mögen wir den Hausmüttern gestatten; der Wirth selbst muß ihn nie dahin bringen; er trägt dort häufig erst im dritten Sommer; die Waare wird leicht und unkräftig, und der mindere Ertrag überträgt nicht leicht die vielen mit dem Kümmelbau verbundnen Kosten.

Der zum Kümmel bestimmte Acker muß ferner möglichst rein von Unkaut und Unkrautssämereien, besonders von Queken seyn, weil man sonst im ersten Jahre eine unsäglich schwierige Arbeit mit dem Jäten und dem Hacken desselben hat, um ihn zu reinigen und rein zu erhalten. Man muß daher den dazu bestimmten Acker nicht allein ganz von Queken reinigen, sondern auch bestens dahin sehen, daß im Jahre vorher auf demselben möglichst wenig Unkrautssaame reife und ausfalle, besonders kein Saame von Mell, von Saukohl, Hederich, wildem Sauramp fer u. s. w., selbst der sonst unbedeutende Mier kann sehr nachtheilig werden. Man halte also, so viel es nur angeht, darauf, daß dergleichen Pflanzen, bevor sie Saamen tragen, im Jahr vorher, ausgerissen oder sonst zerstört werden.

Mit rothem Mähklee gut bestandener, mithin ganz quekenreiner, im Herbst gestreckter Acker dürfte der passendste seyn, so wie auch der, welcher das Jahr vorher Kartoffeln getragen hat, vorausgesetzt, daß letzterer noch bei Kraft und dann während des Winters noch wieder tüchtig gedüngt ist. Wer nun aber nicht dazu hat gelangen können, seinen Acker das Jahr vorher von allen Unkrautssämereien möglichst zu befreien, der bediene sich bei Bestellung seines, zum Kümmel bestimmten Ackers lieber des Gräbers, als des Haakens oder des Pflugs, und

zwar immer mit der Rücksicht, daß die Arbeiter beim Graben die Schollen stets gut dergestalt umwerfen, daß die mit Unkrautssämereien geschwängerte obere Erde möglichst zu unten gelegt werde. Ueberhaupt geschiehet die Bestellung des Bodens zum Anbau dieser Pflanze in der Regel vortheilhafter durch den Spaten, als durch den Haaken und Pflug; denn der Kümmel will bei seiner Pfahlwurzel schlechthin einen tiefen, guten Boden haben, und diesen kann man ihm bei einer hinreichenden Quantität Dung leichter durch den Gräber verschaffen, als durch den Haaken und Pflug. Wer aber doch seinen Acker haaken lassen will, und haaken lassen muß, weil er voller Queken ist, die der Haaken besser zerstört, als das einmalige Graben, der haake ihn schon zu rechter Zeit im Herbst vorher ein- oder zweimal, dünge ihn dann im Herbst oder während des Winters gehörig, streue den Dung gleich nach dem Auffahren und haake dann seinen Acker im Frühjahr, wenn dieser so trocken ist, daß er recht mullt, mindestens zweimal, und zwar zur ganzen Tiefe der kultivirten Ackerkrume, wenn möglich queer, immer aber mit der Rücksicht, daß der Zweck nicht allein Auflockern des Bodens, sondern auch besonders Zerstörung des Unkrauts sey, sobald man nemlich sich genöthiget sieht, die Saatbestellung erst Ausgangs May zu beschaffen, wo bekannt-

lich schon viel Unkraut aufgeht. Wer aber seinen Kümmel Anfangs May oder im April bestellt, verliert zwar diesen Vortheil, er geht aber doch sicherer, wie ich weiter unten näher anführen werde.

Wenn nun der Boden auf obige Art gut bestellt ist, so ziehe man zuvörderst tüchtige Wasserfahren, damit der Boden in den folgenden Frühjahren von der Winterfeuchtigkeit bald befreit und der Acker schon im März, spätestens im Anfange Aprils der folgenden Jahre so trocken werde, daß er mit der Handhacke tüchtig und zweckmäßig durchgehackt werden kann. Diese Wasserfahren können also etwas öfter vorkommen, als beim Wintergetreide, müssen auch etwas tiefer und breiter seyn, als diese, um drei bis vier Jahre hindurch ihren Zweck zu erfüllen. Sind diese Wasserfahren gezogen, so ziehet man mit einem Linienzieher, wie ihn die Tobackspflanzer haben, der Länge des Stücks nach, über dasselbe Linien, grade in den nemlichen Entfernungen wie beim Toback, mithin so, daß das ganze Stück der Länge nach mit Linien bedeckt ist, welche abwechselnd, jede, wie beim Toback, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß und 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt liegen. Auf diesen so gezogenen Linien wirft nun ein Arbeiter, jedesmal in der Entfernung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß, grade wieder so wie beim Toback, ein Spatt Erde um. Auf dies durch den Gräber aufgeworfene

Spatt Erde wird von den Arbeiterinnen der Kümmel in der Art gelegt, daß jede derselben auf jeder, durch die umgeworfene Erde bezeichneten Stelle ein Loch von der Größe und Breite eines Theeschüsselchens, etwa 1½ bis 2 Zoll tief, mit der Hand macht, und ungefähr ¼tel oder ⅓tel eines Fingerhuths voll Kümmel hinein streut und sodann selbiges mit einer Handvoll Erde bedeckt. Die Frauen kriechen bei dieser Arbeit auf den Knieen in den breiten Reihen. Jede hat den erforderlichen Saatkümmel in einem Topf. Dieser muß aber nie ganz voll seyn, weil der Wind denselben sonst leicht wegführt. Jede Arbeiterin bepflanzt, wie beim Toback, zwei Reihen, wovon nemlich die eine Reihe ihr zur rechten, die andere zur linken Hand lieget. Es wird allen Frauen zur Zeit immer 1 oder ½ Pfund Kümmel gegeben; dadurch kann der Aufseher bemerken, ob die eine oder die andere unverhältnißmäßig zu viel, oder zu wenig einlegt; auch kann er leicht berechnen, wie viel im Ganzen auf der dem Aufsehen bekannten Fläche gelegt ist. Auf Stellen, wo der Acker noch etwas klößig ist, müssen die Arbeiterinnen die kleinen Erdklöße von dem umgeworfenen Spatt Erde mit der Hand ablesen, und auf diesen Stellen einige Körner mehr einlegen, allemal aber die angegebene Quantität Kümmel über die ganze Breite des mit der Hand gemachten Lochs gehörig verthei-

len; doch so, daß die einzelnen Körner nicht in zu weiter Entfernung von einander zu liegen kommen; denn in diesem Falle ist die Pflanze nachmals schwieriger rein zu halten; auch bestauden sich gleich im ersten Sommer mehr Wurzeln zum Saamentragen, als für die erste Erndte vortheilhaft ist; — aber auch nicht zu eng; denn in diesem Falle verkümmern die Pflanzen.

Dem mit dem Kümmelbau Unbekannten mag dieses Pflanzen als eine höhst mühsame und schwierige Arbeit erscheinen; sie ist es aber in einem so hohen Grade nicht, denn zwei Männer und zehn bis zwölf Arbeiterinnen bepflanzen, wenn ihnen, wie den meinigen, die Arbeit geläufig ist, mindestens täglich 200 QRuthen. Man braucht auch gar nicht ängstlich darauf zu wachen, daß die angegebene Saat-Quantität jedesmal ganz genau auf jede Stelle ausgestreut werde; 10 bis 15 Körner mehr oder weniger an jeder Stelle thun am Ende so gar viel nicht. Da indessen von der richtigen Quantität der Aussaat die geringere oder größere Ergiebigkeit von drei Erndten mit abhängt; so muß man auf die Arbeit allerdings ein wachsames Auge haben. Ich gab früher meinen noch ungeübten Arbeiterinnen im Frühjahr ein Loth Kümmel mit zu Hause, um sich einigemal in der Stube dahin zu üben, mit Leichtigkeit daraus 12 bis 15 Prisen

zu machen, wovon jede so viel Körner enthält, als für einen Bülten nöthig ist. Der Aufseher der Arbeit geht ab und an die gelegten Reihen nach; findet er, daß mit einem halben Pfunde Kümmel 200 bis 250 Bülten angepflanzt sind, so ist die Arbeit gut; findet der Aufseher aber nach eben erwähnten Verhältnissen die Arbeit mangelhaft, so werden die Frauen entweder mehr oder weniger einzulegen angehalten. Auf diese Art werden etwa 14 bis 16 Pf., das ist ein Vaß, — d. i. ¼ Schfl. — Berliner Maaß auf 100 QRuthen recht gut zubereiteten und möglichst reinen Bodens zur Einsaat gebraucht. Ist aber der Boden weniger rein von Unkrautssaamen, ist er wegen seiner Schwere und ungünstiger Witterung etwas klößig, so werden auf 100QR. 18 bis 20 Pf. Kümmel zur Saat verbraucht.

Die sicherste und daher die beste Saat-Bestellungszeit für den Kümmel ist der April und der Anfang des Maymonats; man kann aber auch sehr füglich noch Ausgangs May und Anfangs Juny Kümmelkörner legen, ja man hielt dies hier früher sogar vortheilhafter. Die trocknen Frühjahre von 1819 und 1822 haben uns aber eines andern belehrt. Witterung, Boden und Kulturstand des Ackers geben aber auch hier, wie bei andern Früchten, bald der frühern, bald der spätern Saat den Vorzug; nach dem 24sten Juny bestellte Saat trägt aber

selten schon im zweiten Sommer Früchte, sondern erst im dritten Sommer. In dem sehr trocknen Sommer von 1819 gerieth mir aber die, Mitte Juny gelegte Saat, am besten, weil von dem Mitte und Ausgangs May gelegten, der enormen Hitze und Dürre wegen, wenig aufging, dagegen ein nach Johannis erfolgter Regen und ein schöner Herbst den später gelegten begünstigte.

Der Kümmel, welchen die Kärner einführen, soll übrigens selten auslaufen; vielleicht weil er in Oefen gedörrt ist; wahrscheinlicher, weil er seine Keimkraft durch unangemessene und zu zeitige Aufhäufung verlohren hat, indem er fast immer dumpfig riecht; man sey also vorsichtig bei der Wahl der Saat.

In 14 Tagen, auch 3 bis 4 Wochen nach bestellter Saat läuft der Kümmel auf; das junge Blatt gleicht dem der gelben Wurzeln. Sobald er sämmtlich in den Bülten zu sehen ist, wird der Acker bei trockner Witterung mit einer gewöhnlichen Kohlhacke leicht und nicht tief so durchgehackt, daß die Bülten geschont werden; ein großer Theil des Unkrauts wird hiedurch zerstört; 8 bis 14 Tage später tritt auf dem fruchtbaren Boden das Unkraut in zahlloser Menge wieder hervor. Jetzt wird gehackt und das in den Bülten unter dem Kümmel selbst befindliche Unkraut ausgegätet. Diese Arbeit

ist mühsam, zögernd und kostspielig, denn eine Frau kann bei dem reinsten Boden selten mehr als 15 bis 20 QRuthen täglich reinigen; kaum sind aber 14 Tage bis 3 Wochen seit jener Arbeit verflossen, so ist das ganze Kümmel-Feld abermals voller Unkraut; die vorige Arbeit muß also wiederholt werden, die, wenn gleich mühsam und kostspielig, es jedoch weniger ist, als die frühere. Auch mit der dritten, noch vor der Korn-Erndte zu gebenden Hacke, ist die Reinigung des Kümmels nicht vollendet; sie muß mindestens noch einmal, auch wohl noch zweimal im July und Ausgangs August wiederholt werden. Da die Bülten nun aber, mit geringer Ausnahme, allenthalben schon rein sind, auch das üppige Kraut des Kümmels das in den Bülten aufkeimende Unkraut durch seine Deckung zum Theil selbst unterdrückt; so geht nun die Arbeit schon viel schneller von statten, indem eine Frau 40 bis 50 QRuthen täglich zu hacken und zu reinigen im Stande ist.

Hiemit ist nun bis zum Herbst des ersten Jahres die Arbeit vollendet; wohl dem, der überzeugt seyn kann, daß in keinem Bülten Queken aufgekommen sind. Ausgangs Oktober und Anfangs November senkt sich das üppige Kraut und düngt zugleich die Wurzel. Während des nun folgenden ersten Winters ist nichts zu thun, und es bedarf, wenn der

Boden kräftig und gut war, keinesweges, am wenigsten zum Schutz gegen die Kälte, einer Ueberdüngung; denn, ich wiederhole es, noch nie ist mir eine einzige Pflanze durch Frost verlohren gegangen. Spröde Frühlingswinde und kalte Frühlingsnächte, wie die diesjährigen, schaden übrigens allerdings dem Kümmel, besonders dem im Freien, indem sie seinen Wachsthum gleich wie den des Rockens aufhalten; aber sie vernichten ihn nicht, obgleich bisweilen der Frost während der Blüthezeit eintrat, wo bekanntlich die Pflanzen am empfindlichsten sind.

Im März oder April des kommenden Jahres, wenn kaum Schnee und Frost die Erde verlassen haben, keimt der Kümmel im frischen Grün hervor. Sobald jede Pflanze deutlich zu sehen, der Boden gehörig trocken ist und die Erde mullt, wird mit dem Durchhacken desselben wieder angefangen, und dies noch einmal, nach Umständen noch zweimal, zu Anfange des Mays oder Ausgangs des Aprils wiederholt. Die erste Hacke wird hart an jeden Bülten heran, die zweite aber recht tief gegeben. Je vollkommner diese Hackarbeit verrichtet wird, desto stärker bestauden sich die einzelnen Bülten, desto ergiebiger wird die Erndte. Die zweite Hacke des Frühjahrs ist wieder schafflicher, als die erste, und ihr Zweck besonders der, den Boden recht mullig zu machen; der dritten aber der, daß die

Bülten, wie bei den Kartoffeln, jedoch nur mäßig, angehäuft werden. Zu dieser Frühjahrs-Hackarbeit, so wie zu aller Hackarbeit nach genommenem ersten Schnitt, haben meine Leute eigne Hacken, die stärker und schwerer, auch verhältnißmäßig schmäler, als die gewöhnlichen Kohlhacken sind. Sie dringen mit diesen, den Radehacken ähnlichen Hacken natürlich besser in die Erde, als mit einer gewöhnlichen Kohl- oder Tobackshacke. Hiemit ist die Bestellung für den ersten Einschnitt vollendet.

Ausgangs Juny oder Anfangs July tritt die Erndte ein. Der Kümmel ist reif, wenn die mittelsten Dolden reife braune Körner haben, und die Stiele gelb zu werden anfangen. Sind die Tage vor dem Reifen regnigt und schwül, so reift er nach wiederkommendem Sonnenschein sehr schnell. Zweimal 24 Stunden, ja noch kürzere Zeit machen einen großen Unterschied. Man gebe jetzt ja gut acht, denn die Erndte hat hier noch mehr wie beim Rapps Eile, da ungünstige Witterung und Sturm einen großen Theil viel leichter zerstören kann, als bei andern Früchten.

Bevor ich meine Art und Weise zu erndten anführe, bemerke ich, daß ich dazu nachfolgende Utensilien habe:

1) Für jede 30 Arbeiter zwei bis drei große Laken von grober Leinewand, jede hält etwa 32 bis

36 Fuß Länge und die Hälfte in der Breite. Diese, auf dem Acker ausgebreitet, geben die Dreschtenne. Kann ich von einem Kaufmann noch ein oder einige Budenlaken erhalten, so werden auch diese mitgenommen.

2) Vier kleinere hedene Laken, etwa 10 bis 12 Fuß lang und 8 Fuß breit, der Länge nach auf beiden Seiten versehen mit einem starken Saum, durch welchen ein 10 bis 14 Fuß langer Stiel von der Stärke eines Forkenstiels gesteckt wird. Auf diese letzteren Laken wird die abgeschnittene Frucht von den Arbeitern gelegt; vier Mann, je zwei und zwei, tragen auf diesen Laken, mit Hülfe jener Stiele, die abgeschnittene Frucht zur Dreschtenne; das ausgeleerte Laken wird demnächst von ihnen hinter den Schnittern sorgfältig auf die Stoppel wieder ausgebreitet, und so wird mit den Laken stets, wie beim Einfahren in der Erndte, mit sogenannten stehenden Wagen, gewechselt.

3) Zwei oder vier ganz leichte Dreschflegel, und eine verhältnißmäßige Quantität dünner Strohseile, oder nur Strohbünde.

Morgens, zeitig um 4 bis 5 Uhr, ja noch zeitiger, wenn anders die Witterung hell ist, wird die Arbeit angefangen; wer jetzt nicht Abends spät und Morgens zeitig zur Hand seyn mag, der baue keinen

Kümmel. Je reifer der Kümmel auf dem Halm wird, desto schöner wird er freilich, desto vorsichtiger muß man aber auch bei der Erndte zu Werke gehen, desto früher und später, mit Vermeidung der Mittagsdürre, erndten. Im Thau zu erndten schadet nicht leicht, weil während des Abscheidens, Dreschens ꝛc. der Thau leicht abtrocknet. Jeder Schnitter, Frauen und Kinder von 12 bis 16 Jahren, ist mit einer guten Schürze und scharfen Messer versehen; je zwei und zwei sind zusammen; der eine bückt sich, die Schürze mit beiden Armen ausbreitend, mit derselben unter den Bülten; der andere biegt die Aehren des Bültens vorsichtig in die Schürze und schneidet den Kümmel mit dem Messer ab. Wenn der erste drei, vier oder mehrere Bülten in seiner Schürze hat, legt er sie auf das hinter ihm und den übrigen Schnittern schon bereit liegende Tragelaken. Die Arbeiter müssen sich immer so stellen, daß sie den Wind in die Augen haben, weil die Pflanze in der Regel sodann ihre Neigung gegen die Arbeiter hat, was bequemer ist, auch weil der Wind ihnen manches Korn in die Schürze führt; im entgegengesetzten Falle aber wegführt.

Während nun die Frucht so zur Dreschtenne getragen wird, legen mehrere Frauen auf derselben eine Lage, zwei Männer dreschen, — jedoch, um

nicht zuviel grünes Korn zu erhalten, — die Frucht nur ganz leicht über; jene wenden die Lage; andere Frauen binden die Lage auf in kleine lose Garben von 8 bis 10 Zoll im Durchmesser; noch andere Frauen, oder besser zwei Männer, hocken die Garben auf. So wird bis gegen Mittag, oder wenn die Hitze groß ist, bis Vormittags 9 bis 10 Uhr fortgefahren; im letzten Fall wird Nachmittags, 4 bis 5 Uhr, wieder angefangen und bis Abends spät fortgefahren. Wer eine große Fläche zu erndten hat, der lasse beim Abschneiden lieber gar nicht, sondern erst den dritten und vierten Tag die kleinen Garben dreschen, denn die große Masse der vielen abgedroschenen grünen Körner wird kaum vor Erhitzung und Verderben zu schützen seyn; das Geschäft des Aufbindens in Garben muß aber allemal auf den obenerwähnten Laken geschehen. Man geht bei der Erndte von einem Stück zum andern, bis alles abgeschnitten ist, bringt auch wohl, — hat man ein großes Ackerstück, — die Dreschtenne auf demselben Stück den Schnittern näher. Wenn letzteres geschiehet, oder wenn Mittag gemacht wird, desgleichen des Abends, werden die Körner auf der Tenne durchgeharkt, dadurch von der gröbsten Spreu gereinigt. Das abgedroschene, größtentheils noch grünliche Korn wird in Säcke gethan und nicht allein gleich auf einer Scheuntenne aus-

geschüttet, sondern auch, sobald es seyn kann, auf derselben wie Getreide übergeworfen. Die Spreu wird auf eine besondere Scheundiele gebracht, die Körner aber dünn auf der erstern ausgebreitet, der Sonne und dem Luftzuge so viel möglich auf der Scheundiele ausgesetzt, wozu die vielen kleinen Scheunen der Bürger, die man mir gerne auf einige Tage leihet, weil ich sie reinigen und ausstreichen lasse, besonders passen. Ist die Witterung gut, so wird der Ausdrusch von der Scheundiele auf obgedachte Laken in die Sonne gebracht, und wird gut umgeschaufelt. Dies Letzte ist viel besser als jenes Trocknen auf den Scheundielen, weil der Lehm die Feuchtigkeit leicht annimmt und das Trocknen der grünen Körner erschwert. Nach drei, vier bis fünf Tagen, je nachdem die Witterung ist, werden die auf dem Felde stehen gebliebenen Hocken auf eben die Art und Weise, wie das erstemal, auf den Laken im Felde abermal gedroschen, indem man mit vieler Vorsicht die kleinen Garben, wovon die Körner gar leicht abrusseln, wieder vermittelst der obgedachten Tragelaken zur Lakentenne bringt. Die Körner sind unterdessen bei den langen Tagen in den Hocken sehr nachgereift, je mehr dies der Fall ist, desto stärker wird gedroschen. Dessen ungeachtet bleiben noch viele Körner im Stroh; dies wird wieder aufgebunden, in Hocken gesetzt und nach vier, fünf bis

acht Tagen, wenn alles trocken ist, entweder auf die frühere Art und Weise gleich auf dem Felde rein ausgedroschen, oder, was bequemer ist, auf Wagen, deren Unterlagen durch die obbezeichneten Trageleiten gesichert sind, in die Scheunen gefahren, und ins Fach, — die ersten Lagen mit möglichster Vorsicht, — gebracht, und nun der daran verbliebene Rest entweder gleich, oder auch später, nach Zeit und Umständen, wie Getreide ausgedroschen. Daß die Garben beim Einfahren völlig trocken seyn müssen, versteht sich freilich von selbst, denn sonst werden die Körner sehr leicht dumpfig, verliehren ihre hellbraune Farbe, und beim Verkauf wird die Waare mit Recht getadelt. Höchst vorsichtig muß man beim Trocknen der ausgedroschenen Körner seyn, die auf der Tenne, Zwecks der Reinigung, mehrere Male übergeworfen werden müssen; auch müssen sie nicht eher im Hause auf dem Boden geschüttet werden, bis alles ganz rein und äußerst trocken ist. In drei bis vier Tagen muß das Abschneiden des Kümmels beschaft seyn. Der Kümmel bleibt um so kräftiger, je weniger Regen ihn in den Hocken trifft, und wer in 14 bis 18 Tagen, bei bester und aufmerksamster Behandlung, seinen Kümmel trocken auf dem Boden hat, der hat sehr glücklich geerndtet. Für einen Tag sind 25 bis 30 Menschen erforderlich zum Abschneiden, zum

einmaligen Dreschen und zum Aufgarben des auf einer Fläche von 300 bis 400 QRuthen befindlichen Kümmels; 100 QRuthen zu erndten, wiederholt zu dreschen, zu reinigen und zu trocknen, kosten mir, wenn der Mann 10 bis 12 ßl., die Frau 7 bis 8 ßl. täglich erhält, etwa 4 bis 5, auch wohl 6 Thaler.

Wenn die Frucht, so, wie ich es bisher erzählt habe, abgeschnitten ist, erscheint das ganze Feld wie todt, besonders wenn solches recht gut bestanden und die vorherige Witterung trocken war; man sieht fast keine Spur von zurückgebliebenen oder lebendigen Wurzeln, selbst oft nicht auf einem Felde, das erst eine Erndte gegeben hat. Man lasse sich aber ja nicht täuschen; jeder aufgegrabene Bülten wird zeigen, daß noch 20 und mehr lebende Wurzeln in demselben zurückgeblieben sind. Ich lasse die Stoppel nun eggen, und zwar mit eisernen Eggen, zwei Tinn *), theils um dadurch den harten Boden etwas aufzulockern, theils um etwaniges Unkraut, auch die starke Stoppel in etwas zu zerstöhren. Diese Operation des Eggens scheint gefährlich, ist es aber nicht, denn nur selten zerstöhrt die eiserne Egge einige Wurzeln; die Krone, das Herz der Wurzel, liegt 2 bis 3 Zoll tief in der Erde und die sehr starke Stoppel setzt die Egge von den

*) Nemlich zweimal in einem und eben demselben Strich. A. d. R.

einzelnen Bülten mehr ab. Nach dem Eggen werden die breiten Fahren mit einem Zweispänner-Haaken mit der gehörigen Vorsicht durchgehaakt, und nun wird mit hölzernen Eggen geegt. Sobald, nach vollendeter Erndte, ein Regen erfolgt ist, keimen die zurückgebliebenen Wurzeln sehr schnell wieder kräftig hervor. Wenn sie sämmtlich gut heraus sind, etwa 4 bis 5 Wochen nach vollendeter Kümmel-Erndte, und wenn der harte Boden durch einen Regen gut erweicht ist, lasse ich nun den Acker tüchtig und möglichst tief mit der obgedachten größern Handhacke, am besten von Männern, wieder durchhacken, und unbarmherzig werden bei diesem und dem folgenden Durchhacken Millionen junger Kümmelpflanzen, die bei der Erndteoperation trotz aller Vorsicht verlohren gegangen sind, weggehackt, nur der Bülten wird geschont; die darin befindlichen Wurzeln bestauden sich bald stärker, und einige Zeit, etwa 3 bis 4 Wochen später, lasse ich sie von den zurückgebliebenen Stoppeln derjenigen Stauden, die da Frucht getragen haben, reinigen. Diese Arbeit kann nur dann erst vorgenommen werden, wenn die Wurzel der Stoppel etwas in Verwesung übergegangen ist; denn nur erst dann lassen sie sich ohne viele Beschwerden ausziehen. Die ausgezogene Stoppel wird auf die oberwähnten Tragelaken geworfen, vom Acker weg und an die

Seite geschaft. Diese Arbeit ist auch ziemlich mühsam, sie ist aber lohnend, und kann nicht gut unterbleiben, wenn man gleich nicht ängstlich darauf zu wachen braucht, daß keine einzige Stoppel stehen bleibe. Die zurückgebliebenen grünen Wurzeln schlagen bald nachher mit einem noch frischeren Grün wieder aus, und erhalten sodann die zweite und letzte Hacke nach der Erndte. Bei der einen oder der andern dieser letzten Hacken lasse ich bisweilen den Einspänner-Haaken in den breiten Reihen voraufgehen, theils um den Acker um so viel tiefer zu bestellen, theils um den Arbeitern die Arbeit des Hackens dadurch zu erleichtern, und mehr zu beschaffen; auch um die Mäuse zu verjagen. Alleinige tüchtige Bestellung mit Menschenhand ist aber besser.

Während des sodann folgenden Winters, und zwar am besten gleich nach dem ersten eingetretenen Frost, der so stark seyn muß, daß der Acker Pferde und Wagen ohne Spur trägt, wird nun Dung übergefahren, und zwar auf die Anhöhen der beste, auf Niedrigungen der längste, 7 bis 10 vierspännige Fuder auf 100 QRuthen. Auch habe ich mit dem glücklichsten Erfolg, statt des Dungs, bisweilen Modde auffahren lassen. Im Frühling wird dieser Dung mit Drescher-Harken, die etwas längere und weitere Zinken als die gewöhnlichen Harken haben,

auch stärker sind, durchgeharkt; die Pflanzen erhalten dadurch Luft. Acht bis 14 Tage später kann allenfalls diese Arbeit, die sehr schafflich und wenig kostbar ist, wiederholt werden, auch nach Umständen wegbleiben; alles so wie man es beim überdüngten Mählklee zweckmäßig macht. Man fürchte hiebei nicht, das Herz der Pflanze zu zerstöhren; diese liegt in der Regel so tief in der Erde, daß das Harken ihr nicht schadet. Vom Frühling bis zur Erndte erhält der bevorstehende zweite Einschnitt, eben so wie der erste, noch zwei bis drei Hacken, auch werden die Bülten bei der letzten Hacke ein wenig angehäuft. Die nachfolgenden Erndte-Arbeiten und die Bestellung zum dritten Schnitt sind ganz gleich mit der Erndte des ersten Schnitts und mit der Bestellung des Kümmels zum zweiten Schnitt; nur braucht man, wenn zum zweiten Schnitt tüchtig gedüngt war, zum dritten Schnitt im Winter eben nicht wieder zu düngen; sind aber noch reichlich Pflanzen da, und verrathen diese im Herbst durch die gelbe Farbe des Krauts wenig Kraft, ist der Acker gut rein gehalten und nicht verquekt: so düngt man zum dritten Schnitt gewiß nicht ohne Vortheil für diesen und den etwanigen vierten Schnitt. Der Regel nach erhielt ich, wenn zum dritten Schnitt gedüngt war, ohne weitere Düngung noch einen billigen vierten Schnitt, etwa

6 bis 8 Scheffel Berliner Maaß a 100 QRuthen von demselben Acker.

Ich habe oben gesagt, daß ich den Kümmel für die sicherste Frucht unter allen halte, besonders deshalb, weil man bei derselben durch Fleiß und gute Bestellung eine gute Erndte gleichsam erzwingen kann.

Zur Berichtigung dieses muß ich jedoch noch anführen, daß, wenn gleich bei Anwendung der gegebenen Bedingungen ein Mißwachs der Pflanze selbst nicht leicht zu befürchten ist, ihr dennoch einige Gefahren drohen; dahin gehören:

1) Große Dürre des Frühlings gleich nach bestellter Saat, oder schwere Regen, die den Acker zuschlämmen. Im erstern Falle keimt das Unkraut und überzieht den Acker, der Kümmel aber geht schwach und nicht in allen seinen Bülten auf, daher diese bei der Arbeit des Hackens beim besten Willen der Arbeiter oft verletzt werden. Im zweiten Falle kann die kleine, schwache Pflanze den Boden nicht durchbrechen, und es treten eben die nachtheiligen Folgen des ersten Falles ein. Durch frühe und dicke Saat ist diesen Uebeln am besten vorzubeugen; ich beziehe mich dieserhalb auf das unten Folgende.

2) Ein sehr ungünstiges Erndtewetter, besonders

anhaltender starker Wind und viel Regen auf mehrere Tage während der Erndte. Fast jährlich findet sich zur Zeit der Kümmel-Erndte, d. i. zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, viel Wind, dieser schlägt das reifende Korn ab, und die Frucht bleibt guten Theils auf dem Acker; der Regen verschlechtert die Waare; sie verliehrt einen guten Theil des ihr eigenthümlichen Gewürzes.

3) Die Mäuse; diese fressen die Wurzeln sehr gerne, und gar oft ganze Stellen von Grund aus weg. Eben so verhält es sich

4) mit den Schweinen. Wo diese frei herum laufen dürfen, da gebe man den Kümmelbau nur gleich ganz auf. Endlich giebt es

5) in Sachsen ein Insekt, genannt der Pfeiffer (Curculio L.) *), welches dem Kümmel höchst gefährlich ist. Ich kenne es Gottlob nur durch Hörensagen, nicht aber aus eigner Erfahrung. Es soll eine Raupe seyn, welche sich zur Zeit der Blüthe auf dieser einfindet, diese mit seinem Gewebe umhüllt und die Blüthe verzehrt. Es soll sich in einem Tage, ja in wenig Stun-

*) Es giebt mehrere Feinde aus dem Geschlecht der Curculionen; auch die Larve der Phalaena exclamatoria gehört hieher. A. d. R.

den in unendlicher Progression vermehren, und oft das schönste Feld eben so schnell als total zerstöhren. Mit Schmauchfeuer soll man den Schaden vermindern können.

Aus dem Obigen erhellet hinreichend, daß der Anbau des Kümmels allerdings sehr mühsam und kostspielig ist. Man lasse sich aber doch ja nicht durch mein detaillirtes Verfahren abschrecken; so machte ich es ja nur; vielleicht macht mancher der vielen einsichtigen Landwirthe Mecklenburgs dies oder jenes anders, besser und weniger mühsam, auch weniger kostspielig; wäre dies aber auch nicht, so bemerke ich zum Trost des Besorgten, daß mir der, fast in ganz Mecklenburg bekannte Tobacksbau, den ich früher selbst ziemlich im Großen getrieben habe, ungleich mehr Schwierigkeit gemacht hat, als der Kümmelbau und daß ich von letzterem sicherlich mehr Rein-Ertrag gehabt habe, als von ersterem, den man auch dann noch haben wird, wenn selbst der Preis desselben um ein Bedeutendes fallen sollte, wie allerdings zu erwarten ist. Ich habe im Durchschnitt von 100 QRuthen 9 bis 10 Scheffel Berliner Maaße in schlechten Jahren, in gesegneten Jahren aber 12 bis 13 Scheffel Berliner gestrichener Maaße geerndtet und dieser ist mir immer mit 5 bis 6 Rthlr., mithin der Zentner ungefähr zu 9 bis 10 Rthlr. bezahlt; dies Jahr aber

habe ich nur 5 bis 6 Rthlr. pr. Zentner erhalten, dafür aber auch mehr geerndtet.

Schließlich bemerke ich, daß man zum Kümmelbau mindestens sechs Schläge haben muß, um auf dem abgetragenen Kümmelfelde, wenigstens zwei Jahre lang, mit andern Früchten wechseln zu können. Mähklee oder Kartoffeln, auch Grünfutter, passen sich wohl am besten zu diesem Wechsel.

Endlich aber wiederhole ich hier jedem, der Kümmel bauen will, aufs nachdrücklichste, daß er haben muß:

1) sehr guten, reinen Boden und reichlich Dung. Wer seinen Acker nicht schon im reichlichen Dungstand hat, verliehrt am nun aufgegebenen Kornbau, wie es mir scheint, mit Sicherheit, was er nur mit Mühe und Kosten am nun anzufangenden Kümmelbau gewinnen kann.
2) Menschenhände vollauf zur Zeit der Erndte, indem das ganze Kümmelfeld in drei bis vier Tagen nothwendig mit der Hand mühsam abgeschnitten werden muß, zu einer Zeit, wo mancher Landmann überdies mit der Heuerndte vollauf zu thun hat.
3) Ein starkes Betriebskapital; denn der Anbauer muß, — da der Absatz in der Regel erst im Herbst des zweiten Jahres geschieht, — von der ersten Anlage, von der Saatzeit an ge-

rechnet, fast zwei Jahre lang auf die Frucht seines Fleißes harren. Endlich aber und besonders muß man haben

4) Lust und Liebe zur Sache, und der Wirth muß selbst sehen, allenthalben kontrolliren, sich nicht auf den Aufseher verlassen; deshalb paßt der Anbau dieser Pflanze so ganz besonders für den kleinen, aber fleißigen Wirth, der jede Scholle seines Bodens kennt. Der schönste Boden ist beim Kümmelbau nicht im Stande, die Trägheit und die Ungeschicklichkeit seines Herrn wieder gut zu machen. Beim Kümmel gilt recht eigentlich das alte Wort:

„Wer seinen Acker nicht verläßt, den ver-
„läßt der Acker nicht!"

Nachschrift.

Vorstehendes schrieb ich auf den Wunsch eines Freundes bereits vor etwa zwei Jahren, jedoch mit einigen jetzt hinzugefügten Abänderungen; denn seitdem habe ich meine Erfahrungen hierüber vermehrt und berichtigt. Es gebricht mir an Zeit, obigen Aufsatz jetzt nochmals umzuändern, und ich liefere hier daher als Nachtrag noch einige Bemerkungen.

1) Das Kümmelstroh hat allerdings für den Landmann nicht den Werth des andern Strohes, indessen wird es doch immer zur Streu, besonders für Jungvieh und Füllen, welche letztere los im Stall umhergehen, und es bald kurztreten, auch zu andern wirthschaftlichen Zwecken, zum Ausfüllen der Scheunfächer u. s. w. von mir und meinen Mitbürgern verwandt. Auch würde es wahrscheinlich sehr gute Asche, wollte man es wie Rappsstroh verbrennen, gleich diesem geben. Letztere Verwendung halte ich aber für eine schwere ökonomische Sünde, daher ich nie die Probe damit gemacht habe.

2) Das trockne Frühjahr 1822 hat mich insonderheit belehrt, daß die Saatbestellung des Kümmels am sichersten Anfangs des Frühlings, etwa Mitte Aprils oder Anfangs May's geschieht, wenn die Erde noch einige Winterfeuchtigkeit hat; allemal muß indessen der Acker so trocken seyn, daß er gehörig bricht und durch ein wiederholtes tiefes Haaken, einem Kohlgarten gleich, mullig und schön bestellt wird. Im April und Anfangs May treten selten so schwere Regen ein, als Ausgangs May und im Juny; diese schweren Regen schlagen den Acker zu, zumal sodann, wenn nicht eine gehörige Anzahl Wasser- und Fangfahren gezogen ist. Die junge zarte Pflanze kann die Erde nicht durchbrechen, sie erstickt; nicht alle Bülten werden sichtbar; die Arbeiter

verliehren, besten Willens ungeachtet, die Reihen und Unordnung und Schade folgen im hohen Grade. Man bereite also seinen Kümmel-Acker, will man sicherer gehen, schon im Herbst vorher, so viel es angeht. Billig kurzer Dung mag indessen bei reinem Frostwetter übergefahren und gleich gestreut werden. Im Frühjahr kann die Wend- und Saatfahre kurz auf einander gegeben werden, wobei die rasch folgende Egge die Winterfeuchtigkeit konservirt. Man merke es sich: sobald die jungen Kümmelpflanzen aus der Erde sind, ist die Hauptsache gewonnen. Um dies desto sicherer zu erreichen, sey man mit der Quantität der Einsaat nicht sparsam; denn 150 Keime des, auf eine Fläche von etwa 6 QZoll eingelegten Saatkümmels, durchbrechen die Erde eher als 50. Man mache daher auf starkem Boden von einem Loth Kümmel nicht 12 bis 15 Prisen, wie ich oben gesagt habe, sondern nur 10 bis 12, und reiße lieber, wenn der junge Bülten zu dicht bestanden und also zu viele Pflanzen enthalten sollte, die Hälfte wieder weg. Dies ist leichter und sicherer, als ein Körnernachlegen, welches kostbarer und gewöhnlich ganz vergeblich ist.

3) Bei der Größe der Mecklenburgischen Landgüter dürfte der Gutsbesitzer und Pächter mit mir nicht gleiches Interesse haben für die Maxime: auf

einer kleinen Fläche den höchstmöglichsten Brutto-Ertrag und dadurch einigen Rein-Ertrag durch sehr hohe Dungkraft des Bodens nicht bloß, sondern auch durch viele Menschenhände zu erhalten. Das Interesse, auf 100 QRuthen einen Scheffel Kümmel durch viele Handarbeit mehr zu bauen, wird also nach meiner geringen Ansicht bei dem Landmann überwogen durch das Interesse: vermittelst Verwendung einer größern Ackerfläche für dasselbe Produkt neben möglichst wenig Handarbeit. Ist diese meine Ansicht richtig, so schlage ich vor: daß der Landmann alle Reihen seines Kümmelfeldes so breit anlege, daß diese Reihen mindestens der Länge nach mit dem gewöhnlichen Zweispänner-Haaken gleich nach vollendeter Erndte sämmtlich aufgehaakt werden können; alle Reihen müssen also, von Mittelpunkt zu Mittelpunkt, 24 Zoll von einander entfernt seyn. Dies Durchhaaken kann ich nicht genug empfehlen; denn was vermag die mit der Kraft des Menschen, oft nur einer alten Frau, geführte Handhacke beim Auflockern der Erde, gegen die Kraft des zu gleichem Zwecke angewandten Haakens? Noch mehr; ich schlage vor: die Anlage so zu machen, daß das Kümmelfeld auch in die Queere durchgehaakt werden kann, ohne die Lage der Bülten zu einander im Verband aufzuheben, dadurch, daß man diese Queerfurche in der Schrege

in der Art über das Ackerstück ziehe, daß ein Bülten immer 28 Zoll von dem andern in diesen Queerfurchen entfernt wird.

4) Obgleich ich den Wunsch des Herrn Geheimen Hofraths Karsten: „alles was ich vom Kümmel„bau wisse, möglichst genau und umständlich anzu„geben," zu erfüllen mich bemüht habe; so habe ich doch bemerkt, daß ich von denen, welchen ich von meinem obigen Aufsatz eine Abschrift ertheilte, nicht selten, rücksichtlich der ersten Anlage, mißverstanden bin. Sollte daher einer oder der andere meiner geehrten Landsleute es angemessen finden, sich hiebei eines meiner Arbeiter zu bedienen, so stehen deren mehrere im Frühlinge kommenden Jahres auf einige Tage gegen gewöhnliches Tagelohn und Bothengeld zu Diensten.

5) Ich habe im Sommer 1823 einen wiederholten Versuch gemacht, ein Kümmelfeld, so wie die Sachsen, mit Pflanzen zu bestellen. Nicht, als wäre ich noch zweifelhaft darüber, ob diese Methode der von mir befolgten und empfohlnen des Körnerlegens vorzuziehen sey, sondern um meine Erfahrung über den Erfolg in dem Fall zu berichtigen, wenn vielleicht einer oder der andere meiner Landsleute es seinen Verhältnissen angemessen finden dürfte, einen Abschnitt aus seiner reinen Braache, nachdem sie doppelt gedüngt, mit Kümmel auf diese

Weise auf ein Jahr zu bestellen. Obiger Versuch ward unter sehr günstigen Umständen ausgeführt. Ein schöner reicher Boden ward Anfangs August 1823 bepflanzt. Das Pflanzen geschah auf folgende Weise. Nachdem der Acker sehr gut bestellt war, ließ ich Linien in der Länge und in der Schrege darüber hinziehen, so, daß jeder Durchschnittspunkt 18 Zoll von dem andern entfernt war. Es wurden drei kleine eichene Pfähle von etwa 2 Zoll Stärke mit Eisen so beschlagen, wie es bei den Stoßpfählen geschiehet, mit welchen man beim Zäunen Löcher einstößt. Mit diesen ward auf jedem Durchschnittspunkt obgedachter Linien ein Loch gestoßen. Die Arbeiterinnen wurden angehalten, in jedes Loch 5 bis 6 Pflanzen, nicht zu tief, aber auch nicht zu hoch, sondern so wie die Pflanzen früher in der Erde gestanden hatten, einzusetzen, und sie recht fest mit einem kleinen spitzen Stock anzudrücken. Bald nach der Pflanzung trat Regen ein, die Wurzeln gingen alle fort, die fernere fruchtbare Sommer- und Herbst-Witterung begünstigte die kleine Pflanzung, und alle Pflanzen standen um Johannis d. J., mit seltener Ausnahme, in recht schöner Blüthe da. Aber auch ein ungeübtes Auge mußte finden, daß dieser Kümmel demjenigen, der nach der von mir bisher beobachteten und anempfohlnen Saatbestellung, durch Körnerlegen,

nicht gleich kam. Ich taxirte diese 100 QRuthen höchstens zu 8 bis 9 Scheffel Ertrag, wogegen mir mein übriger Kümmel im Durchschnitt eine diesjährige Erndte von 12 Scheffeln a 100 QRuthen gegeben hat. Die Anlage jener mit Pflanzen bestellten 100 QRuthen kostete mir übrigens ungefähr 6 Rthlr.; eine Reise verhinderte mich, es separat und genau zu berechnen. Mit dem gehabten einmaligen Einschnitt jener 100 QRuthen ist denn nun aber auch ersichtlich alles geerndtet, was davon zu erndten steht, da alle Pflanzen dies Jahr Blüthen und Früchte trugen. Dies sagt aber, wie bemerkt, meinem Interesse nicht zu; ob aber nicht manchem der Herren Gutsbesitzer und Pächter für einen kleinen Theil seiner fetten reinen Braache? kann ich nicht beurtheilen. Zu den Pflanzen kann man übrigens nicht bloß diejenigen nehmen, die dazu eigends auf Beeten im Garten aufgezogen sind, sondern auch die, welche übrig bleiben auf einem mit Kümmel nach meiner Weise abgetragenen Ackerstück, das grade um die Zeit umgehaakt und aufgebrochen werden soll. Ich nahm Pflanzen beider Art, und bemerkte keinen Unterschied.

6) Die Mäuse thun dem Kümmel vielen Schaden, indem sie das Herz der Wurzel, oft die ganze Wurzel verzehren. Große Flächen leiden hievon weniger als schmale, zwischen Korn belegene Acker-

stücke. Im Herbst 1822 war der mir durch sie angerichtete Schaden sehr bedeutend. Es ward damals ein Mittel im freimüthigen Abendblatt bekannt gemacht, nemlich die Mäuse durch Schwefel-Dampf zu tödten, der vermittelst einer wenig kostbaren Maschine in die Löcher geschafft wird. Dies Mittel leistete gute Dienste; ich konnte es aber nur zu spät auf einen Theil meines Kümmelfeldes anwenden.

7) Nach meiner, sicherlich jedoch nicht neuen Erfahrung, gewinnen alle Pflanzen, auf welche man, wenn sie schon da stehen, Dung, Erde, Modde, kurzes Stroh und dergleichen überfahren kann, durch das Ueberfahren dieser Düngerarten mehr an Kraft, als durch dieselbe Quantität Dung, welche vor der Saatbestellung untergeackert wird. Aber nur starke Pflanzen, wie die des Kümmels und der Krappe mögen diese Operation gut aushalten, indem ihr starker Kopf selbst eine Erdbedeckung von mehreren Zollen gleich dem Spargel durchbricht. Beim Kümmel ist dies Ueberfahren um so anwendlicher, als selbiges nicht bloß beim Frostwetter, sondern auch gleich nach vollendeter Erndte auf die Stoppel desselben, ja selbst noch später, immer jedoch nur bei trockner Witterung füglich geschehen kann. Hier ein Beyspiel: Ich ließ das obenerwähnte, im Jahr 1819 mit Kümmel bestellte Stück Acker von 300 QRuthen, — NB. es

ist schwerer Boden, — im Sommer 1822 mit gewöhnlicher Torf-Erde bei trockner Witterung stark, 2 bis 3 Zoll hoch überfahren. Pferde und Wagen waren beschlagen; die Wirthschaft sah aus, als sollte alles zu Grunde gerichtet werden. Acht Tage darauf fiel ein Regen ein; meine in der Erde bis dahin verborgnen Kümmel-Pflanzen durchbrachen mit einer solchen Kraft die Torferde, ja auch die theilweise durchs Eggen nicht zerkleinerten großen puffigen Torfstücke, daß mein ganzes Feld vier Wochen später wiederum sehr rein und im üppichsten Wachsthum da stand, mir im Sommer 1823 die reiche Erndte von 32 bis 36 Scheffel Kümmel gab, und für 24 Scheffel gebe ich den diesjährigen Einschnitt, zu dem nicht weiter gedüngt ward, nicht weg. Nur im Herbst 1822, wo es binnen 8 bis 10 Wochen gar nicht regnete, ward einiger stark mit Grabenborts-Erde überfahrner Kümmel erstickt.

Hieher gehört auch die Ueberdüngung des Kümmels mit den Hürden. Diese werden am zweckmäßigsten gleich nachdem der Kümmel abgeschnitten worden, also im July, oder auch im Oktober und November, wenn die Vegetation schon schwächer ist, auf den Kümmel-Acker geschlagen. Es kann indeß auch im August und September geschehen; in diesem Falle wird aber die Vegetation gestört.

Auch diese Operation scheint ebenfalls gefährlich, ist es indessen keinesweges. Bei recht trocknem Wetter scharren zwar die Schaafe auf mildem Boden, besonders zur Morgenzeit, wenn der Hunger sie quält, einige Wurzeln und Bülten auf. Durch einige Aufmerksamkeit des Schäfers, so wie dadurch, daß man den Kümmel kurz vor dem Ueberhürden in den Reihen durchhaken und wieder zueggen läßt, ist auch dem ebengedachten Schaden um vieles vorzubeugen, und es kommt derselbe in gar keinem Betracht gegen die außerordentliche Wirkung, welche dies Ueberhürden auf die Vegetation des Kümmels macht. Regnet es ab und an während des Ueberhürdens, so rührt kein Schaaf die Bülten an.

8) Die Hundert Pfund Kümmel, Hamburger Gewicht, also ungefähr 1⅔ Scheffel Berliner Maaß, galten im May d. J. hier im Lande nur 7 Rthl. N⅔., in Hamburg etwas mehr, in Magdeburg etwas weniger, gelten aber jetzt gar nur 5 Rthlr. N⅔tel. Diese niedrigen Preise, — besonders wohl entstanden durch die auswärts auf den Kümmel gelegten Einfuhrzölle, die in Englaud 10 Rthlr. und in Preußen 6 Rthlr. pr. Zentner betragen, — dürften leider noch mehr sinken. Dessen ungeachtet wird der Landmann in Mecklenburg, nach meiner Meinung, bei den jetzigen niedrigen Kornpreisen, noch mit gutem Vortheil Kümmel im Großen bauen

können, wenn er guten Boden und reichlich Dung hat. Meine Gründe zu dieser Ansicht sind folgende:

Die auf den Gütern hiesiger Nachbarschaft seit zwei bis drei Jahren gemachten Versuche beweisen es, daß der Kümmel dort eben so gut geräth, wenn nicht noch besser, als auf hiesigem Stadtfelde. Es ist zu bedauern, daß diese Erfahrung nicht früher gemacht ward, und die zum lohnenden Absatz dieser Waaren so günstigen frühern Konjunkturen für uns gutentheils verlohren gingen. Vor jener Erfahrung durfte ich mich nicht entschließen öffentlich mit der Empfehlung dieses Anbaues aufzutreten, da meine frühern Privat-Aufforderungen mindestens überhört, wenn nicht belächelt wurden, auch ein erster Versuch in der Nachbarschaft gänzlich mißlang, oder vielmehr so wie man die Sache betrieb, mißlingen mußte. Herr Pensionair M— zu S— war der erste, der einen glücklichen Versuch im Großen machte. Herr Inspektor S— zu J— folgte, und jetzt stehen in hiesiger Nachbarschaft Tausende von Quadratruthen mit ganz vortrefflich bestandenem Kümmel da, dem meinigen nicht bloß gleich, sondern ihn selbst mitunter übertreffend; es stehet also fest, daß der Mecklenburgische Landmann, hat er guten Boden und Dung, diese so sichere Frucht sehr gut anbauen kann. Hatte ich nun reinen Gewinn bei Preisen von 8, 9 und 10 Rthl. pr. 100 Pf.,

so hat der Landmann noch immer Vortheil bei Preisen von 4, 5 bis 6 Rthlr., denn mir, einem Städter, ist Ackerpacht und Tagelohn weit theurer, als dem Landmann; ich besitze auch nicht so schöne große, nahe beim Hause belegene Ackerflächen, als der Landmann; nur dies habe ich vor letzteren voraus, (und ich bitte, sich dies recht zu merken), daß ich zu gelegener Zeit viele Menschen erhalten und Dung zukaufen kann. Der Landmann beschränke daher die Quantität seines Anbaues auf seine Verhältnisse der disponibeln Menschen und des Dungs, strecke die Füße nicht weiter als die Decke geht, damit das übrige Ganze nicht darunter leide.

Bei obigen niedrigen Preisen des Kümmels steht indessen der Vortheil zu hoffen, zu erwarten und zu erreichen, daß wir ohne Einfuhrzoll den Ausländer damit von der Grenze nicht bloß zurückweisen, und mit ihm die Konkurrenz auf den Märkten von Lübeck und Hamburg aushalten, sondern auch denselben von Hamburg's und Lübeck's Markt mehr oder minder verdrängen werden, und da dürfte denn doch eine recht hübsche Summe durch Selbstschaffung des inländischen erspart und durch Absatz ins Ausland für Mecklenburg gewonnen werden. Wie viel? dies kann ich nicht übersehen; die jährliche Ersparniß dürfte indessen die Summe von 10 bis 20,000 Rthlr. er-

reichen, der Ertrag der Ausfuhr aber noch höher werden können.

Wollen wir aber den Ausländer mit dieser Waare nicht bloß von unsrer Grenze zurückweisen, — was bei der großen Sicherheit dieser Frucht zuversichtlich geschehen wird, denn nach drei Jahren kommt, wills Gott, kein Loth Kümmel mehr über die Grenze, — sondern auch von den erwähnten Märkten verdrängen; so ist schlechthin erforderlich, daß wir recht gute Waare liefern. Ob wir dies können, darüber ward in den Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins noch vor kurzem angefragt. Es kann darüber aber kein Zweifel obwalten. Ich ersuche hiedurch die Handlungshäuser H. Saniter & Weber, auch Witt senior zu Rostock, Paris zu Güstrow, Siemerling zu Neubrandenburg und wer sonst Kümmel von mir und von hiesigen Einwohnern gekauft hat, mir, wenn sie meine Angabe unrichtig finden, öffentlich zu widersprechen, daß ich von ihnen zum öftern die Versicherung erhielt: sie hätten nie schönern, kräftigern und reinern Kümmel erhalten als diesen. Mein geehrter Freund, Herr Apotheker Grischow hieselbst, stellte hierüber schon früher auf meinen Wunsch eine chemische Untersuchung an. Hier das Resultat:

„Auf den Wunsch des Herrn Bürgermeisters „Reuter hieselbst stellte ich über den Oelgehalt

„des Sächsischen und des hiesigen Kümmels einen „vergleichenden Versuch an. Zu dem Ende ward „über vier Pfund Sächsischen Kümmels wieder„holt und so lange eine bestimmte Menge Was„sers abdestilliret, als noch Oel damit überging. „Dieser letztere wurde sorgfältig und so weit es „möglich war von dem Wasser abgesondert, und „so 3 Loth 1 Quentin an Gewicht betragend ge„funden. Vier Pfund des hiesigen Kümmels „gaben bei einer genau eben so angestellten De„stillation $4\frac{3}{4}$ Loth Oel. So fand sich also, daß „der Oelgehalt des Sächsischen Kümmels zu dem „des hiesigen sich verhielt wie 13 zu 19."

„Eben wie in der Oelmenge, so zeichnete sich „der hiesige Kümmel vor dem Sächsischen auch „in der Schärfe des aus beiden Sorten durch „Aufguß bereiteten Branntweins in unverkenn„barem Grade aus."

„Der in den Versuch genommene Sächsische „Kümmel war, mit einem Worte, so wie er ge„wöhnlich bei uns im Handel vorkommt: in „Geruchsschärfe und Reinheit dem hiesigen sehr „merklich nachstehend. Dieser letztere war indeß „kaum jährig, jener dahingegen höchstwahrschein„lich älter."

Stavenhagen im April 1823.

C. C. Grischow.

Zu einer schönen gewürzreichen und schweren Waare gelangen wir übrigens neben gutem Boden und Dung dadurch, daß wir den Kümmel auf dem Halm möglichst reif werden, demnächst in den Hocken billig nachreifen lassen; ihn an der Sonne, und nicht auf Lehmdielen Wochenlang völlig trocken und durch mehrmaliges Ueberwerfen recht rein machen.

Als der hiesige Kümmel noch weniger Kredit bei meinen Landsleuten hatte, sah ich mich einige Mal genöthigt, ihn an Kärner zu verkaufen. Einer derselben gab mir sogar mehr als den kurrenten Preis. Ich fragte nach der Ursache: Giebt es vor dem Thore keine schwarze Erde und ist nicht allenthalben Wasser zu finden? war die Antwort. So ungemein grob dieser Betrug ist, so muß er doch öfter angewandt werden, denn ich hörte nicht selten: der vom Kärner gekaufte Kümmel habe sich angesteckt und sey verdorben.

Die Schweden und Norweger, so wie die Russen, sollen ihren Kümmel, um weniger durch Abfallen zu verliehren, und um Arbeit zu ersparen, halb grün abmähen. Diese Waare ist äußerst leicht, unrein und sieht schwarz aus; die unsrige, gut gehalten, muß hellbraun von Farbe seyn; jene Waare gilt aber 20 bis 30 pCt. weniger als Sächsische und hiesige. Wer unter uns es also gut mit

sich selbst und mit seinen Landsleuten meint, der halte auf recht gute Waare und konservire gefälligst das kleine Renomée, was ich der Mecklenburgischen Waare mit Mühe und Kosten im In- und Auslande bisher erworben habe und hoffentlich noch in diesem Jahre in Hamburg uns erwerben werde.

Möchten meine mehrjährigen Erfahrungen über den Anbau dieser Pflanze dem bedrängten Landmann hin und wieder von einigem Nutzen seyn! ich hoffe es, da mir ein von hier gebürtiger junger Seemann vor etwa zwei Jahren sagte: daß das Schiff, das ihn nach Havanna geführt, größtentheils Kümmel und Koriander verladen gehabt habe; also ...! —

II. Koriander.

(Coriandrum sativum L.)

Die Pflanze des Koriander, ist bei uns nicht so allgemein bekannt, wie die des Kümmels; sie verdient es auch nicht, weil sie im Anbau sehr unsicher, und weil deren Verbrauch bei weitem dem des Kümmels nicht gleich kommt. Die Landleute bedienen sich desselben zur Metwurst, mehr aber bedürfen die Apotheker, Zuckerbäcker und Branntweinbrenner. Im Inlande ist der Absatz unbedeutend; in Ham-

burg und Lübeck habe ich für einige Tausend Pfund stets Abnehmer gefunden; er soll von dort auswärts gehen.

Die junge Pflanze gleicht der des Kümmels; aus jedem Saamenkorn kommen zwei Pflanzen; das dritte und vierte Blatt, so wie die folgenden gleichen denen des Sellerie, und zerrieben haben diese Blätter, so wie die Blüte und das grüne Saamenkorn einen sehr widerlichen, reif und trocken aber letzteres einen sehr angenehmen und aromatischen Geruch.

Der Koriander wird ganz zeitig, Ausgangs März und Anfangs Aprils gesäet, oder auch mit der Hand in Reihen gelegt, um das Jäten durch die Handhacke zu vermindern. Für's beste halte ich jedoch, ihn breitwürfig ganz dünn auszusäen, und ihn mit der Handhacke nachmals stets rein und den Boden locker zu halten, indem man ihn durch- und zum Theil so weghackt und jätet, daß alle Pflanzen etwa ein bis zwei Fuß von einander entfernt stehen; denn die Pflanze wird zwei bis drei Fuß hoch und breitet sich während der Blüte auf fettem Acker ungemein weit aus. Der Saame aus den Kaufläden, wenn er nur nicht gar zu alt ist, läuft recht gut auf. Ausgangs Juny oder Anfangs July tritt er in die Blüte. Im Jahr 1818 reifte er Anfangs Septembers; im Jahr 1819, Anfangs

Augusts; im Jahr 1820, Anfangs Oktobers. Wenn die Stiele und Körner anfangen gelb zu werden, zieht man, wenn die Erde durch voraufgegangenen Regen locker ist, die Pflanze mit der Wurzel auf; ist jenes nicht der Fall, so schneidet man sie, wie den Kümmel, ab, bindet ihn eben so wie jenen in kleine Garben, läßt ihn darin nachreifen u. s. w. Er fällt, reif geworden, eben so leicht wie der Kümmel auf dem Acker in den Garben ab; überreichliche Saat für das künftige Jahr bleibt daher allemal auf dem Acker, deren Zerstörung indeß keine große Schwierigkeit macht. Im Haufen auf der Tenne oder auf dem Boden steckt er sich aber, so wie der Kümmel, sehr leicht an, und verdirbt dann; angehäuft muß er zuvor also ja recht trocken seyn. Geräth er gut, so ist er äußerst zuträglich, indem ich mitunter 20 Scheffel Berliner Maaß und mehr auf 100 QRuthen geerndtet habe. Der gestrichene Scheffel Berliner Maaß wiegt aber nur 40 Pfund Hamburger Gewicht, und der Preis ist gewöhnlich niedriger als der des Kümmels. Ich erhielt 6, 7 auch 9 Rthl. pr. 100 Pfund; jetzt sollen diese nur höchstens 5 Rthlr. gelten. Da die Pflanze einjährig, und die Bestellung aber nicht sehr schwierig ist, so giebt der Anbau des Korianders, im Fall er geräth, sehr hohen Rein-Ertrag. Dies Gerathen ist aber leider sehr mißlich, denn der Mehlthau

zerstört ihn oft von Grund aus. Hievon in der Blüte befallen, wird diese schwarz, und dem Feuer ähnlich greift der Brand um sich. Das Beste im fraglichen Falle ist: ihn gleich abzumähen und die gehabten Kosten als für eine, wenn gleich sehr kostbare reine Braache verwandt, zu betrachten. Ich hatte bei der Wahl der Jahre, worin ich ihn anbaute, einen schlechten Treffer. Wenn ich wenig bestellt hatte, war das Jahr für ihn passend; hatte ich viel bestellt, so ging er zu Grunde. Sein Anbau ist also ein gewagtes Glücksspiel, das der solide Landmann vermeiden muß. Hier meine Leidens-Geschichte des mir früher unbekannten verführerischen Spiels.

1817 ward ein kleiner und glücklicher Versuch gemacht. 1818 wurden geerndtet 6 Scheffel Berl. Maaß auf 18 QRuthen, und ich erhielt bei den damaligen hohen Preisen, irre ich nicht, nahe über 4 Rthlr. pr. Scheffel. 1819 wurden auf etwa 100 QRuthen 20 Scheffel und darüber gebaut und der Scheffel ungefähr mit 3 Rthlr. bezahlt. 1820 bestellte ich nun etwa 500 QRuthen und — baute wenig oder nichts. 1821 wurden nur etwa 200 QR. bestellt und schlugen gut ein. 1822 wurden wieder 500 QRuthen bestellt, lieferten aber kaum 10 Schfl. Diese mit dem übergelegenen Vorrath aus dem vorhergehenden Jahre sollten so eben im Herbst 1822

nach Lübeck abgeliefert werden, als das Ganze ein Raub der Flammen ward. Seitdem mag ich denn nun vom Koriander, den Brand und Feuer, auf dem Felde und in der Scheune, bei mir verfolgte, so wenig hören und sehen, als meine Feldnachbaren ihn riechen mochten.

Ich kann wegen der mit dem Anbau dieser Frucht verbundenen Gefahr, auch weil das Trocknen, wenn die Erndte spät eintritt, schwierig ist, zum Anbau des Koriandes im Allgemeinen nicht rathen; dünn stehende Frucht leidet übrigens weniger vom Mehlthau als dicht bestandene. In Hamburg und Lübeck dürften für einige Tausend Reichsthaler abzusetzen seyn.

Eben so wenig Anwendung findet in Mecklenburg, nach meiner Erfahrung, der Anbau des Anieses und des Fenchels, daher ich mich bei der Kulturart dieser beiden Früchte um so weniger aufhalten mag, denn sie erinnern an den leer zurückgebliebenen Geldbeutel; daher denn nur rasch darüber her und dann weg damit auf immer.

III. Anies.

(Pimpinella Anisum L.)

Es ward 1817 ein kleiner ziemlich glücklicher Versuch mit diesem ganz zeitig im Frühling auf

sehr reinem und fettem Boden sehr dünn auszusäenden, stets rein zu haltenden bekannten Gewürz gemacht. Durch diesen Versuch aufgemuntert, ließ ich mir 1818 noch einige Pfund guten Saamen aus Sachsen kommen, und um die Pflanzung desto mehr in meiner Gewalt, rücksichtlich der Entfernung, — jede Pflanze muß etwa 6 bis 10 Zoll von der andern stehen, — auch rücksichtlich des Reinhaltens zu haben, ward er in Reihen gelegt und sorgfältig wurden 100 QRuthen damit bestellt. Es war eine wahre Freude, mein Aniesfeldchen zu sehen. Zur Zeit der Blüte deckte es sich, gleich dem üppichsten Buchweitzen, mit dem schönsten weißen Teppich, und duftender Wohlgeruch machte den Vorbeigehenden aufmerksam auf das schöngehaltene Feld. Ein Kärner, der seines Weges daher kam, witterte die wohlbekannte Frucht, lenkte an und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Er bot mir halter! 100 Rthlr., aber, wenn die Frucht bis Erndte gut bliebe. Wäre dies Wenn und dies Aber nicht bedungen, so hätte ich gleich zugeschlagen, denn ich kannte die Gefahr durch mein Rechnungsbuch; unter jenen Bedingungen konnte und mochte ich aber nicht zuschlagen, denn ich hatte Aussicht 4 bis 500 Pfund auf meinen 100 QRuthen zu bauen und das Pfund hatte damals den enormen Preis von 16 bis 20 ßl., ich schlug also den

bedingten Bot aus. Es war am 14ten July 1818, als ich einer Reise wegen meinem Aniesfelde auf vierzehn Tage valet sagte. Am 28sten July kehrte ich heim; aber statt der schönen weißen Flur fand ich eine entfernte Schwärze; nicht ohne Grauen trat ich näher; meine Kleider färbten sich schwarz vom gehässigen Staube. Ich eilte aus der vom Mehlthau und Ruß gänzlich zerstörten Flur und faud, daß dieser Staub selbst den benachbarten mit gelben Wurzeln (Möhren) bestellten Ackerbeeteu so giftig und schädlich gewesen war, daß deren Kraut dicht daneben gleichsam wie mit Lohe abgesengt und verdorben waren; je entfernter diese aber dem Anies waren, desto weniger war dies der Fall; ich konnte keinen andern Grund als die Giftigkeit des Brandstaubs des Aniesfeldes entdecken.

Seitdem ist mir denn alle Lust, Anies zu bauen, vergangen, und nur den Wunsch hege ich, aber nicht die Hoffnung, daß Andere glücklichere Versuche damit machen mögen. Denn war es in den gedachten Tagen zuvor sehr heiß, so waren doch auch die Nächte warm, und der am Mehlthau, wie bemerkt, ebenfalls sonst leidende Koriander und Weitzen hatte durchaus nicht davon gelitten. Wahrscheinlich leidet daher diese Frucht am leichtesten an dieser Krankheit, auch mag sie von der wochenlangen Hitze Schaden genommen haben.

Durch Hitze wurde mir nun zwar nicht mein Fenchel verdorben, wohl aber durch Frost.

IV. Fenchel.

(Anethum Foeniculum L.)

Schon seit ein Paar Jahren hatte ich diese Pflanze in einem hiesigen Garten, wo sie sich jährlich selbst säete, also gleichsam wild wachsend angetroffen. Die Pflanze perennirt; durchgewintert soll sie reichlich Saamen geben, trägt aber auch im ersten Sommer Saamen.

Es war im Sommer 1820, als ich einen Versuch damit machte, und zwar sofort auf 30 □Ruthen des vortrefflichsten Bodens im Garten. Ganz zeitig in Reihen gelegt, gut bestellt und rein gehalten, ließ alles den besten Erfolg hoffen. Meine Stauden erhielten die Riesenhöhe von mindestens 7 bis 8 Fuß, blühten im August und September und duftend verbreitete sich dieser Blüthen höchst aromatischer Geruch fast über das ganze Städtchen. Das ist ja was allerliebstes, sagten Nachbar und Nachbarin, wir nehmen es als Entschädigung für den häßlichen Koriander-Geruch an; pflanzen Sie hievon doch ja mehr. Ich meinte, das werde sicher geschehen; aber! aber!! — Der Herbst von 1820 war sehr gut, dessen ungeachtet aber war mein

Fenchel, den ich, irre ich nicht, erst Ausgangs Oktobers abschneiden ließ, bei weitem nicht alle reif, und noch überdies in der Reife so ungleich, daß ein und derselbe Stiel zugleich reife Früchte und viele Blüten hatte. Ich baute kaum einige Pfunde. Desto mehr Hoffnung behielt ich aber auf den Ertrag des folgenden Jahres von den durchgewinterten, also zeitigere Frucht gebenden Wurzeln. Doch dürfte der Fenchel auch wohl vom Frost leiden? fragte ich mich. Das muß die Zeit freilich lehren, aber es ist doch zu versuchen, ob nicht die bösen Folgen der Kälte vorzubeugen sind. Ich ließ also auf einen Theil der Stoppel recht reichlich billig langen Dung auffahren. Es trat starker Frost, dann Thauwetter ein. Bei letzterem visitirte ich meinen Fenchel; er hatte diesen harten Frost sehr gut ertragen; das Herz aller Pflanzen war so frisch und schön als im Herbst. Sonderbar, dachte ich, wie doch die Natur der Kümmel- und Fenchel-Pflanze die Kraft gegeben, so große Kälte zu ertragen, ohne den geringsten Schaden davon zu nehmen; warum haben wir diese Pflanzen wohl nicht schon früher angebaut?

Bald darauf trat wieder abwechselnd Frost- und Thauwetter ein. Anfangs März kam ich abermals in den Garten, mit der sichern Erwartung, meine Fenchelbeete recht wohlbehalten vorzufinden. Aber

welchen Gräuel der Zerstörung gewahrte ich hier! Meine Fenchel-Pflanzen hatte der Winter so total verdorben, daß auch keine einzige, sie mochte mit Dung belegt gewesen seyn oder nicht, verschont geblieben war.

Nach diesem mißlungenen Versuch ist mir denn die Lust zu neuen mit dieser Pflanze so rein vergangen, daß ich, selbst bei aller Neigung zur Gefälligkeit für den Nachbar und die Nachbarin, dennoch deren Wünsche nicht erfüllt habe. Es wachsen indeß noch immer hie und da in meinem Garten einzelne Pflanzen von selbst, die meine Leute ohne mein Geheiß wachsen lassen; die ich hievon beobachtete, durchwinterten nicht, und die einjährigen gaben stets wenig Früchte.

V. Trigonella Foenum graecum L. auch Bockshorn genannt.

Dies ist eine Schotenfrucht, der Wicke einigermaßen ähnlich. Der Saame wird ganz früh, am besten in Reihen gelegt. Die Pflanze erreicht die Höhe von zwei Fuß und breitet sich bedeutend aus; daher die Reihen zwei Fuß breit angelegt werden können. Die Frucht reift Anfangs Septembers, auch wohl Ausgangs Augusts, leidet zwar auch vom Mehlthau, wird dadurch jedoch nicht zerstört.

Im Jahr 1822 baute ich auf wenige Quadratruthen wohl einen halben Scheffel. Die Frucht wird in den Apotheken besonders zum Kropfpulver für die Pferde verwandt. Das Stroh fressen die Füllen ziemlich gut. Meine kleine obgedachte Erndte, dem Herrn Apotheker Grischow hieselbst offerirt, ward von diesem zu kaufen ausgeschlagen, weil der kräftige Geruch fehle, den die Waare haben müsse; ein zweiter Versuch hatte dieselbe Folge. Durch angestellte Nachfrage erfuhr ich überdies, daß ein Absatz im Großen, selbst in Hamburg, schwierig sey, daher ich fernern Anbau bis auf eignen kleinen Bedarf einstellte. Denn ich gab davon seit zwei Wintern meinen Pferden und Füllen während 14 Tage eine vorgeschriebene Quantität aufs Futter. Diese fressen denselben sehr gut und haben seitdem im Frühjahr nicht am Kropf gelitten; ob er aber dieserhalb oder aus andern Ursachen weggeblieben ist, kann ich nicht behaupten, glaube aber das erste, weil meine Pferde in der großen Kälte im Winter 1822—1823 fast täglich die harte Tour von hier zum Bauholz holen nach Klockow bei Ankershagen machen und dort bei der heftigen Kälte in einem großen Stall ohne Decken übernachten mußten; demungeachtet fielen sie im nächsten Frühjahr nicht in den Kropf, wie sonst gewöhnlich.

Sollte der bloße Genuß dieser Wicken also ein

gutes Mittel gegen den Kropf seyn, so könnte sich jeder Landmann sein sonst nicht wohlfeiles Kropfpulver leicht selbst im Garten auf ein bis zwei QRuthen bauen. Zum Anbau im Großen kann ich nicht rathen, weil kein Absatz zu finden seyn dürfte.

VI. Schwarzer Kümmel.

(Nigella sativa L.)

Er ist durchaus nicht mit dem gewöhnlichen Kümmel verwandt, sondern nach Geschlecht, Wuchs und Wirkung von letzterem ganz verschieden. Die Pflanze ist einjährig und hat einen ganz besondern Bau. Sein Verbrauch ist ebenfalls nicht bedeutend weil der abergläubige Landmann den mehrsten zum Räuchern gegen vermeintes Behexen seines Viehes verbraucht, daher ich denn auch nur zweimal ganz kleine, recht gut ausfallende Versuche damit machte, die mir jedoch bei dem wohlfeilen Preise desselben zu wenig Reinertrag Hoffnung gaben. Wir überlassen also den Anbau desselben den Herren Apothekern und Droguisten für ihren Bedarf.

Von etwas mehr Bedeutung rücksichtlich des Verbrauchs ist dagegen

VII. der Kanarien-Saame.

(Phalaris canariensis L.

Es ist eine Grasart, die bei uns auf gutem fetten und reingehaltenen Boden sehr gut geräth, denn ich baute unter andern im Sommer 1823 auf ungefähr 120 QRuthen etwa 18 bis 20 Scheffel Berliner Maaß. Der Scheffel wiegt 80 Pfund. Der Saame wird im Frühling zeitig aus obbemerkten Rücksichten in Reihen, 1 bis 1½ Fuß von einander getrennt, wie Garten-Erbsen gelegt; er geht wie feine Queken auf; das Blatt der Pflanze gleicht dem des Hafers, ist aber beim Anfühlen härter. Der Halm erreicht die Höhe des Rockens, bestaudet sich sehr gut, reift Ausgangs Augusts, auch wohl Anfangs Septembers und ist, wie obbemerkt, sehr zuträglich. Das Abmähen desselben ist beschwerlich, indem die Aehren sich leicht in einander verwickeln. Beim Dreschen ist er sehr schwer aus dem Stroh zu bringen, weshalb er mindestens 14 Tage in den Hocken stehen, noch besser einige Tage im Schwad liegen bleiben muß. Das sehr harte und zähe Stroh ist sehr gut zu Strohseilen, wahrscheinlich noch besser zum Decken zu gebrauchen. Die Füllen fressen es aus Langeweile im Winter ziemlich gut, besser wenigstens als Rockenstroh.

Anbau im Großen kann auch hiemit nicht gemacht werden, denn in Rostock wollte ihn im

verwichenen Herbst niemand aus vermeintem Mangel an Absatz kaufen, obgleich der Saame sehr gut gerathen war. Indeß wurden nach und nach einige 100 Pfund an inländische Kaufleute a 4 Rthl. N⅔. verkauft. Den Rest habe ich vor kurzem nach Hamburg geschickt, wo man mir zu 3 bis 3½ Rthl. N⅔tel Hoffnung gemacht hat. In Lübeck und Hamburg dürfte einiger Absatz zu machen seyn, indessen immer nicht von Bedeutung. Früher soll der Absatz desselben von Magdeburg nach Königsberg und Elbing bedeutend gewesen seyn, wie mich Herr Hübmer junior in Magdeburg versicherte. Für den Gutsbesitzer und Pächter hat sein Anbau, wie es mir scheint, kein Interesse. Der Städter sollte indessen so viel bauen als inländischer Bedarf erfordert und zu obigem Preise in Hamburg und Lübeck abzusetzen wäre, um so mehr als kein Strohausfall durch seinen Anbau entsteht.

Ich gehe zu zwei wichtigern Gegenständen über, nemlich zum Hopfen und Krapp.

VIII. Hopfen.

(Humulus lupulus L.)

Nur auf ausdrückliches Verlangen meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Geheimen Hofraths Karsten erlaube ich es mir, des Zusammenhanges

wegen, hier auch einiges über den Hopfenbau zu sagen, den ich aus eigner Erfahrung nicht hinreichend genau kenne, und mache deshalb von der Regel: nur eigne Erfahrungen vorzutragen, eine Ausnahme, indem nach des verehrten Mannes Meinung alles was zur Kenntniß des Hopfenbau's beiträgt, nicht schnell genug allgemein verbreitet werden kann. Aus obigen Gründen bitte ich den Leser hiebei ganz besonders um nachsichtsvolle Beurtheilung meines Vortrags. Sehr angenehm wird es mir seyn, wenn statt der meinigen, bald eine gründlichere Anweisung eines Andern folgt. *)

Der Hopfenbau ist sicher früher in Mecklenburg mehr betrieben als jetzt; auf mehreren Feldmarken

*) Für diese Bereitwilligkeit verdient Herr Bürgermeister Reuter gewiß den Dank unsers Publikums, und dies um so mehr, da das, was Er hier sagt, nicht blos aus Büchern abgeschrieben, sondern aus eignen Beobachtungen, die Er Gelegenheit hatte im Braunschweigischen und an andern Orten anzustellen, gesammelt hat; daß Herrn Reuter die Gabe einer scharfen und richtigen Beobachtung nicht fehlt, das hat er hinreichend bewiesen. Möchte nur das hier Gesagte zu einer größern Kultur dieser gewiß einträglichen Pflanze, für deren Frucht, allein in Rostock, jährlich mehrere tausend Thaler ins Ausland gehen, aufmuntern.

A. d. R.

findet man noch jetzt die Bezeichnungen: Hopfengarten, Hopfenhof ꝛc., da wo jetzt keine Hopfenranke mehr zu finden ist. Die hohen Kornpreise in den letzten 35 Jahren und die Vorliebe der höhern Stände für den Wein, so wie der arbeitenden Klasse für den Branntwein, haben leider das gute Bier verdrängt und damit ist auch der Hopfen und Hopfenbau verschwunden. Zu wünschen ist es aber allerdings aus allgemein bekannten Gründen, daß dieser Anbau wieder mehr, wenigstens für den inländischen Bedarf, betrieben würde. Bei recht sorgfältiger Kultur dürfte der Hopfen auch vielleicht ein Ausfuhr-Artikel werden; ob von Bedeutung? das glaube ich nicht, seitdem ich in den Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft gelesen, daß guter Amerikanischer Hopfen das Pfund zu 6 ßl. in Hamburg und Rostock, ja sogar, wie ich seitdem gehört, für 4 ßl. verkauft wird.

Der Nordamerikanischen Freistaaten zum Theil sehr mildes Klima, die günstige Lage dieser Länder, nemlich deren Abdachung von hohen nordwestlich belegenen Gebirgen gegen das Meer zu, d. i. gegen Südost, und deren seit Jahrtausenden durch große verminderte Waldungen mit Humus überreich angefüllte Boden ist, wie ich es mir so denke, hiedurch von der Natur zu sehr zum Anbau dieser Pflanze

begünstigt, als daß diesen Ländern unser Fleiß den Sieg dabei streitig machen könnte, der bei einer Abdachung des Landes gegen Norden zu kämpfen hat mit Ruß- Brand- Mehl- und Honigthau, oder wie diese Feinde so mancher Gewächse sonst heißen mögen; denn diese bösen Geister unsrer Atmosphäre sind uns noch immer so wenig bekannt, daß wir, aller unsrer Forschungen ungeachtet, noch immer nicht mit Gewißheit wissen, woher sie kommen, noch weniger wie wir uns dagegen völlig sichern können.

Wie gerne möchte ich mich hierin irren, aber ich glaube es nicht, wenn gleich einige sehr achtbare Landwirthe Mecklenburgs mich versichert haben, daß sie jahrelang von diesen Feinden beim Hopfenbau verschont geblieben wären. Dagegen versicherten mich die fleißigen Hopfenbauer zu Elper bei Braunschweig, daß sie keinen unbesiegbarern Feind ihres Hopfens kennten, als den Mehlthau. Hier das wenige, was ich vom Hopfenbau, oder vielmehr vom Elper Hopfenbau durch Nachfrage an Ort und Stelle weiß. Ich werde meine Quellen weiter unten nennen. Mag mancher sie trübe finden; ich hatte keine bessere.

Vor ungefähr acht Jahren schon wollte ich einen Versuch mit Hopfen machen. Ich erkundigte mich nach Pflanzen bei einem mit dergleichen Sachen

sonst nicht unbekannten Manne. Die sind bald zu haben, hieß es; hier an unsern Zäunen wächst allenthalben Hopfen, der, wie wir in guten Jahren schon oft sahen, reichliche Früchte trägt; wenn dieser mit mehr Sorgfalt behandelt wird, so giebt er den schönsten Hopfen. Es ward also eine Quantität dieses Zaunhopfens in meinem Garten angepflanzt und rein gehalten. Im Frühling blieben nur wenig Sprossen für jede Stange; so erwartete ich mehrere Jahre lang die Früchte von meinen, der Wildniß entzogenen Zöglingen. Sie kamen aber nicht, wenn ich gleich ab und an einen kleinen Ertrag hatte, und ich ließ die kleine Pflanzung daher wieder eingehen. Man hüte sich also vor ähnlichen Mißgriffen. Woher nehmen wir denn aber gute Hopfenpflanzen? In unserm Vaterlande ist hie und da recht guter Hopfen, namentlich in Neu-Brandenburg, aber es ist, so viel ich weiß, dort wohl immer zu wenig vorhanden, um davon eine einigermaßen beträchtliche Quantität Ableger (Fechser) zu erhalten. Auf Rügen soll sehr guter Hopfen seyn; die Besitzer wachen aber, dem Vernehmen nach, mit Argus-Augen gegen die Verbreitung desselben, Niemand erhält Ableger. Ich bin daher der Meinung, daß man wohl am leichtesten eine Quantität Hopfen-Ableger aus Braunschweig durch die dortigen Handels-

Gärtner *), oder noch besser durch einen auf mehrerer Kosten dahin eigends abzusendenden Kommissionair erhalten würde; denn die Handels-Gärtner sind verhältnißmäßig zu theuer damit, und die Besitzer geben, durch bloße Korrespondenz-Ersuche aufgefordert, auch nicht gern davon ab, aus Furcht, daß ihr Absatz geschmälert wird. Vielleicht läßt sich der Hopfen durch seinen Saamen am besten und schnellsten vermehren. Ich habe daher einen Versuch mit Elper Hopfen-Saamen gemacht, den ich an Ort und Stelle selbst kaufte und wovon ich, da er ziemlich gut aufgelaufen ist, den Erfolg abwarten muß; denn es frägt sich: ob dadurch ächte, oder vielleicht solche Pflanzen erzielt werden, die der Elper Franzosen-Hopfen nennt, und dessen ich weiter unten näher gedenke.

Im Herbst des abgewichenen Jahres reiste ich nach Königslutter bei Braunschweig, um die dortigen Krapp-Anlagen zu besehen. Nicht dadurch befriedigt, machte ich um so lieber des Hopfenbaus wegen einen Abstecher nach Braunschweig und nach dem nahe belegenen Dorfe Elper, wohin ich eine Empfehlung an den dorti-

*) Namentlich durch den Herrn Wrede, Handels-Gärtner zu Braunschweig, der mir die 1000 Stück Ableger für 3 Rthlr. Preuß. Cour. offerirt hat.

A. d. Verf.

gen Gastwirth erhielt. Dieser war aber nicht zu Hause. Die freundliche Wirthin wollte mir durch den Orts-Vorsteher Namens Oppermann zum Zweck helfen. Es ward zu ihm geschickt, er war aber auch nicht zu Hause, daher ich mich an den Herrn Pastor M — daselbst wandte. Dieser war um so bereitwilliger mir alles, was er vom Elper Hopfenbau wußte zu sagen, als er von mir hörte, daß ich aus Mecklenburg sey, wo er bei der Familie v. B. früher mehrere Jahre Hauslehrer gewesen. Schade, daß der biedre Mann am Gehör litt, was die Unterhaltung sehr erschwerte und er, obgleich nicht unbekannt damit, doch nicht selbst Hopfenbau trieb. In den Gasthof zurückgekehrt machte mich die Wirthin mit der Antwort meines Herrn Kollegen Oppermann bekannt; sie lautete wörtlich folgendermaßen: „Wenn ich ihm auch für „jedes Wort über Hopfenbau, oder für „jeden Schritt deshalb, einen harten „Thaler geben wolle, so nähme er diesen „Bot doch nicht an." Diese Vorlesung war mir denn doch ein wenig zu theuer. Ich ließ mich mit ein Paar Arbeiter, die des Wirths Rocken dreschten, in ein Gespräch ein. Der eine, selbst Besitzer eines Hopfengartens, ward durch ein Trinkgeld eben so gesprächig als leichtfüßig gemacht; er begleitete mich durch den größern Theil des Feldes

von Elper, das manches Interessante wegen seines sehr gut kultivirten, jedoch keinesweges sehr ausgezeichneten Bodens hatte; es war milder Sandlehm sehr unter Dung. Mecklenburg hat Millionen Quadratruthen nicht blos gleich guten, sondern bessern Bodens, selbst zum Hopfenbau. Der Theil der Feldmark, wo sich die mehrsten Hopfen-Anlagen befanden, war gegen Nordwest durch eine mit Gehölz bedeckte Anhöhe geschützt. Die Ländereien waren sämmtlich mit Gräben so versehen, wie es bei uns von jedem guten Wirth geschiehet. Nach der Versicherung meines Führers hatte der Acker hier enorme Preise; er versicherte, daß der Morgen à 120 QRuthen nach unserm Maaße jetzt noch mit 400 Rthlr. bezahlt werde; bis jüngst sey er noch theurer gewesen.

Der zum Hopfen bestimmte Acker, — so lautete meines gedachten Führers Instruktion, — wird im Herbst pr. Morgen mit 12 bis 15 vierspännigen Fudern Dung überfahren und untergepflügt. *)

*) Drei Elper vierspännige Fuder Dung geben aber mindestens vier dergleichen hiesige Fuder, denn die Elper Bauern, so wie die übrigen um Braunschweig hatten große starke Pferde und dabei so dick wie die Backöfen, — der Bauer ist allenthalben wohl Bauer! — und wenn sie ihr Pferd loben wollten, nannten sie es einen Mecklenburger.

A. d. Verf.

Im Frühling wird der Acker tief umgegraben, und demnächst wird jede Stelle, wo die Hopfenstangen hinkommen sollen, bezeichnet. Diese Hopfenstellen, auch Hopfenhügel, Hopfenkuhlen genannt, waren von Mittelpunkt zu Mittelpunkt sechs Fuß von einander entfernt, und zwar zu Elper immer eine der andern gegenüber; auf andern Feldern, nach der Bemerkung meines Führers, im Verband. Auf jeder bezeichneten Stelle wird ein Loch gegraben, etwa zwei Fuß breit und fast eben so tief; in die Tiefe wird etwas von der obern mit Dung geschwängerten Erde gebracht, und darüber werden 4, 6 bis 8 Forken voll Dung, der zu diesem Ende im Frühling, außer jener Herbstdüngung über den Acker gefahren ist, in die Grube geworfen; dieser in die Grube gelegte Dung wird wiederum acht bis zehn Zoll hoch so mit Erde bedeckt, daß die Grube ganz gefüllt ist. An andern Orten soll, wie ich anderweitig erfahren, statt dieser Gruben das ganze Ackerstück auf zwei Fuß tief umgegraben, oder rigolt werden. Auf jede der bezeichneten Stellen werden zeitig im Frühling, etwa im März wenn der Hopfen zu treiben anfängt, fünf Hopfenpflanzen oder Ableger in der Art gesetzt, daß die eine in die Mitte der obbezeichneten Stelle, die übrigen aber acht bis zehn Zoll von der mittlern entfernt bleiben. Die Augen der Ableger müssen

aufwärts stehen, letztere sind mit Erde gut anzudrücken und mit ein wenig loser Erde zu bedecken, um sie gegen Dürre und Nachtfröste zu sichern. Die Ableger selbst gewinnt man von den alten Stämmen, wenn diese, wie unten vorkommt, Frühjahrs aufgemacht und geräumt werden. Es sind diese Ableger nicht die untern Wurzeln des Stocks, sondern die, die sich oberhalb der eigentlichen Wurzeln bilden, und Augen oder Keime haben. Diese so gepflanzten Ableger wachsen in der Regel, bei nicht ganz ungeschickter Behandlung und einiger fruchtbarer Witterung, leicht an. Jene Hopfenhügel nicht blos, sondern auch die Zwischen-Räume werden während des ersten Sommers ganz rein von Unkraut, besonders von Queken, gehalten. Für den ersten Sommer pflanzt man auch wohl in die weiten Zwischenräume Kohl oder Runkeln. Der dadurch erzielte Gewinn kömmt aber nicht gleich dem Gewinn durch besseres Gedeihen der Hopfenpflanzung, ohne dergleichen Zwischenpflanzung. Die Triebe und Sprossen der jungen Hopfen-Wurzeln im ersten Sommer läßt man sämmtlich wachsen, um den Wurzeln dadurch mehr Stärke zu geben. Der erste Sommer soll und muß keine oder doch nur geringe Früchte geben; deßhalb werden die jungen Pflanzen im ersten Sommer auch nur mit sieben

bis acht Fuß hohen Stangen, die der Hopfen wo möglich überwachsen muß, versehen. Die kleinen Reben werden während des ersten Sommers nur nothdürftig angebunden und die so mit Hopfen angepflanzten Stellen nur billig mit etwas Erde behäufelt. Die Ranken bleiben den Winter über auf den kleinen Hügeln der Regel nach liegen, nachdem man die etwanige wenige Frucht im Herbst davon abgepflückt hat. Im Frühling des zweiten Jahres, in Elper gewöhnlich den 4ten April und den folgenden Tagen, werden die kleinen Hopfenhügel durch vorsichtiges Wegziehen der Erde von selbiger mit einer schmalen Handhacke, ohne dabei die Wurzeln zu verletzen, gereinigt, die Erde gelockert und dann wird gegen Abend etwas lose reine Erde wieder darüber gebracht. Die Hügel werden nun schon mit etwas längeren Stangen versehen; man will aber auch im zweiten Jahr noch nicht eigentlich erndten, daher läßt man den Stämmen noch die mehrsten Sprossen und giebt ihnen nur Stangen von zehn bis zwölf Fuß; es ist auch im zweiten Jahre gut, wenn die Ranken diese kleinen Stangen überwachsen, und sich zur Erde senken. Im dritten Frühling wiederholt man zu Anfang Aprils, nachdem im Winter oder Herbst vorher die Steige, d. i. die Zwischenräume, gedüngt sind, das Bloßlegen der Hopfenstöcke durch Wegräumen

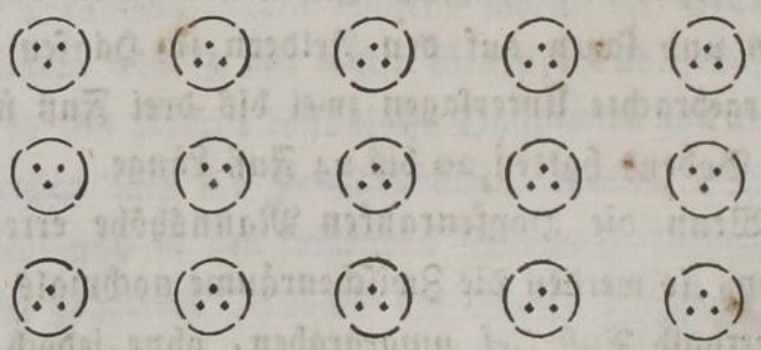
der Erde, d. i. der Hopfenhügel, indem man die Erde abwirft und wegzieht und so weiter, wie laut des Obigen es im zweiten Frühling geschah. Die Stöcke bleiben den Tag über der freien Luft und Sonne ausgesetzt; es werden die oberwähnten Fechser abgeschnitten und die Stöcke werden überhaupt gereinigt. Wenn die reichlich aufsprossenden Triebe einen Finger lang sind, werden die großen Hopfenstangen angebracht, und zwar in jedem Hopfenhügel drei derselben; an den auswärtigen, neben der Fahre des Stocks belegenen Hopfenhügeln aber sah ich mitunter auch die Spur von vier Stangen. Die Löcher, worin die Stangen kommen, werden mit einem Stoßpfahl vorgestoßen; der in den Reihen befindliche Dung wird gut untergegraben und die Zwischenräume werden auch in diesem und in den folgenden Jahren stets rein und locker gehalten. Sobald der Hopfen die Höhe von etwa ein bis zwei Fuß erreicht hat, fängt man an von den schönsten Sprossen einige, etwa vier oder fünf, an jede Stange zu binden, mit Binsen oder schlechtem Garn, und setzt dies Anbinden so lange fort, als der menschliche Arm die Ranken noch abreichen kann; wer noch höher seinen Hopfen anbindet, thut noch besser und geht noch sicherer. Die übrigen Sprossen werden zwar schonungslos, aber nicht rücksichtslos vernichtet, indem man sie

vorsichtig von dem Stamm trennt. Von den oberwähnten vier bis fünf Sprossen werden später noch zwei bis drei vernichtet, so daß für jede Stange nicht mehr bleiben als zwei, sage Zwei Sprossen, welche später die Stärke eines kleinen Fingers erreichen und auf jeden Hopfenhügel bei meiner Anwesenheit im Spätherbst noch zu sehen waren; alle Nebensprossen der beiden an den Stangen angebundenen Haupt-Ranken werden fortwährend, so weit man sie mit dem Arm abreichen kann, abgeschnitten. Ist das Hopfenstück recht gut unter Dung, so müssen auch die Stangen stärker und höher seyn; die längsten (sie waren schon aufgezogen und lagen auf den Feldern in Haufen auf untergebrachte Unterlagen zwei bis drei Fuß über dem Boden) hatten 20 bis 24 Fuß Länge.

Wenn die Hopfenranken Mannshöhe erreicht haben, so werden die Zwischenräume nochmals auf anderthalb Fuß tief umgegraben, ohne jedoch die Wurzeln der Stöcke zu verletzen und es wird etwas Erde, etwa bis auf einen Fuß Höhe, an die Stöcke herangebracht. Hat der Hopfen etwa die halbe Höhe der Stangen erreicht, so werden jene durch das Erdeanbringen entstandenen kleinen Hügel mit dem Spaten abermals und stärker rund umher so angehäuft, daß alle Hopfenhügel die Figur eines Bienenkorbs, so wie dieser im Bienenschauer steht,

aus dessen rundem Dache die Reben je zwei und zwei auf drei Stellen, also überhaupt sechs Reben hervorgehen. Jeder dieser Hügel hat am Boden eine Breite von drei bis vier Fuß im Durchmesser und eine Höhe von zwei bis drei Fuß. Eine hundertjährige, vielleicht eine viel längere Erfahrung belehrte die fleißigen Elper, daß grade dies jährliche Behäufen, und das Wiederwegnehmen dieser Erdhaufen das sicherste Mittel sey, um den Wachsthum dieser Pflanze zu vermehren.

Ein Elper Hopfenfeld stellt sich, wenn die Stangen weggenommen sind, dem Auge ungefähr so dar:



Jede dieser Figuren bezeichnet einen Hopfenhügel und jeder Punkt die Stellen der Hopfenstangen, an welchen der Regel nach jedesmal nur zwei Reben befindlich sind. Ich fragte meinen Führer: wenn fünf Pflanzen gesetzt würden und fünf Pflanzen fortgingen, so würden doch, falls jede Pflanze eine Rebe gebe, jene fünf Pflanzen nur fünf Reben geben, und wie man darüber vergewissert werde,

daß von jeder Pflanze immer mindestens eine Rebe übrig bleibe und geschont werde? Mein Führer antwortete: darauf komme es so genau nicht an, man bringe die besten Sprossen an die Stangen, die übrigen Sprossen würden vernichtet, und dadurch oft sicherlich auch eine oder mehrere der fünf Pflanzen in dem Fall nämlich, wenn alle fünf Pflanzen angewachsen wären. Ob das richtig ist, lasse ich dahin gestellt seyn; die Erfahrung, die mir darüber fehlt, muß das berichtigen.

Ein Hopfen-Acker trägt in Elper 10, 15 bis 20 Jahre. Alle zwei Jahre wird derselbe Winters gedüngt, indem der Dung in die Steige gestreut wird. Je kräftiger der dazu verwandte Dung ist, je stärker gedüngt wird, auf eine desto reichere Erndte, auf ein um so besseres Produkt kann man rechnen.

Um Egidii nimmt die Erndte des Hopfens in Elper den Anfang. Man schneidet die Reben ab, zieht dann die Stangen mit den Reben aus, oder man schiebt die Reben von den Stangen mit einer andern von unten nach oben ab. Die Frucht wird bei gutem Wetter gleich auf dem Acker abgepflückt, und grün nach Braunschweig zu den sogenannten Hopfenmessern gebracht; diese trocknen die grüne Frucht auf luftigen Böden. Man erndtet in Elper auf einem Morgen, d. i. ungefähr auf

120 QRuthen hiesiger Maaße in guten Jahren vier Zentner Hopfen, in weniger guten zwei bis drei Zentner, und in schlechten Jahren mitunter gar nichts. Seit vier Jahren war der Hopfen, nach der Versicherung meines Führers, mißrathen und doch ward der Zentner den Produzenten an Ort und Stelle nur mit 20 bis 25 Thaler Preuß. Cour. bezahlt, d. ist also ungefähr das Pfund mit 10 ßl. Pr. Cour. Mein Führer bemerkte: es würde weit und breit um Braunschweig noch viel Hopfen gebaut; dieser würde aber nicht so gut gedüngt und nicht so fleißig behandelt, namentlich nicht so mit Erde angehäuft wie der zu Elper und andern Dorfschaften nahe bei Braunschweig, daher derselbe auch eine geringerere Güte hätte. Die Braunschweigschen Kaufleute kauften indessen diese schlechtere Waare und zwar wohlfeiler als den Elper Hopfen, vermischten ihn mit diesen und so würde der sogenannte Braunschweigsche Hopfen oft wohlfeiler vom Kaufmann verkauft, als der Kaufmann selbst den Elpern für ihren Hopfen gegeben. Der Hopfen aus Elper, Leonhard und aus einigen nahe belegenen Dörfern heiße Stadt- der übrige aber Landhopfen. Durch jene Vermischung habe aber der Braunschweigsche Hopfen seinen Werth, und im Auslande vieles von seinem Ruf verloren, daher der Hopfenbau in Abnahme sey.

Ich sollte glauben, daß die Zufuhr aus Nordamerika vorzüglich den verringerten Preis herbeigeführt hat; doch will ich dies nicht behaupten, weil ich es nicht übersehen kann.

Zum Schlusse hier noch einige Bemerkungen meines Führers:

1) Das mit Hopfen bestellte Stück Land müsse so abgegraben seyn, daß es etwa vier Fuß höher als die nächste Wasserfläche liegt, denn die Hopfenwurzeln gehen bis vier Fuß tief in die Erde und erreichen die Stärke von zwei bis drei Zoll im Durchmesser.

2) Der Hopfen leide, außer vom Mehlthau, auch vom trocknen Froste in starken Wintern, besonders aber auch vom Frühjahrs-Froste.

3) Es fände sich auf den Elperschen Hopfenstücken bisweilen Franzosen-Hopfen ein; dieser gebe keine Früchte und müsse zerstört werden; er stecke die mit gutem Hopfen bestandenen Nachbarhügel an, und man müsse wegen dieser leicht eintretenden Ansteckung bei der Zerstörung und Wegschaffung desselben so vorsichtig seyn, daß die dabei gebrauchten Werkzeuge: Hacke und Spaten jahrelang nicht wieder gebraucht werden dürften. Ich wünschte von

dem Herrn Pastor M. hierüber nähere Auskunft. Er bestätigte obige Angabe als richtig, konnte mir aber, da er selbst keinen Hopfen baut, darüber keine genauere Beobachtungen und keine Gründe dieser Erscheinung mittheilen. Der genannte Franzosen-Hopfen mag vielleicht männlicher Hopfen seyn.

4) Wenn ein Hopfen-Acker aufgebrochen werde, so bestelle man ihn gewöhnlich mit Leinsamen, der, wie Kenner leicht einsehen, ausnehmend gut darauf gerathe.

5) Die Hopfenstangen in Elper, die größtentheils von Erlenholz waren, kosteten in Elper, also mit Einschluß des Fuhrgeldes, a Schock ungefähr 4 Rthlr. Preuß. Cour. und ein vierspänniges Fuder Dung von oberwähnter Größe 3 Rthlr. gleicher Münze.

6) Die Hopfenranken, wenigstens der obere Theil derselben, gebe im Winter, etwas angefeuchtet und zerschnitten, ein gutes Rindviehfutter. Ich sah dasselbe zu solchem Ende in Elper an den Wänden unter den Dächern und in Schuppen im Oktober vielfach aufgehangen.

7) Herr Pastor M. und mein Führer waren darüber völlig einverstanden, daß Braunschweiger

Dung bei dem Elper Hopfenbau die Hauptrolle spiele.

Dies Letzte paßt denn freilich zur Empfehlung des Hopfenbaus bei den jetzigen wohlfeilen Preisen dieses Produkts eben nicht. Indessen kenne ich in Mecklenburg ganze Flächen von mehreren 1000 QR., wo die Natur Hopfen über Hopfen von selbst hervorbringt. Auf diesen Flächen wird einiges Weichholz gewonnen, und das Ganze wird ein lieblicher Wohnsitz für Rehe und Hirsche, Nattern und Schlangen. Billig sollten wir den Fingerzeig der Natur besser benutzen, und auf diesen von der Natur zum Hopfenbau bestimmten Auen, nachdem sie tüchtig abgegraben, Hopfen bauen, der mit Hülfe von wenig Dung sicher die reichsten Erndten geben würde.

Der Anbau des Hopfens im Großen scheint mir in der Regel für den größern Mecklenburgischen Landmann nicht passend, weil er zu unsicher ist, den Acker auf zu lange Zeit außer der gewöhnlichen Roulance bringt, und besonders weil der Hopfenbau eine mit mehrerer Vorliebe darauf zu verwendende Aufmerksamkeit des Besitzers selbst erfordert, welche der größere Landmann nicht darauf verwen-

den kann und darf. Der kleinere Landmann dagegen, besonders aber die Bewohner der Landstädte, welche viele Heuwerbung und daher große Viehheerden und vielen Dung haben, könnten und müßten billig bei uns sicher so viel Hopfen, als der inländische Bedarf erfordert, anbauen. Die schöne Pflanze und die liebliche Frucht würde eine wahre Zierde der diesen Städten nahbelegenen Ländereien werden und den Besitzern doch immer viel mehr Nutzen als Kornbau und daneben eine wahrhaft angenehme Beschäftigung zur Erholung und zum Vergnügen geben.

Mit bessern Rein-Ertrag, so hoffe ich, wird der Mecklenburgische Landmann, sey er Gutsbesitzer und Pächter, Bauer oder Bürger, statt auf Hopfenbau zur Ausfuhr, seinen Dung, Arbeit und besten Boden auf den Anbau des Krapps verwenden.

IX. Krapp.

Umstände machten es nothwendig, daß dieser Artikel vorweg genommen werden mußte. Er befindet sich im eilften Jahrgange dieser Annalen S. 497 u. f.

Die Wicke.

Die Wicke wird bei weitem nicht so häufig angebaut, als es, — wenigstens auf den Stadtfeldern, — geschehen sollte, wo der vortheilhafte Anbau des Klees und anderer Futtergewächse so lange in's Fach der frommen Wünsche gehört, als die Stoppelhut noch prädominirt. Erbsen müssen es seyn, höchstens reif gewordene Wicken, welche erstere auf dem mit Unkrautssämereien überreichlich geschwängerten Stadt-Aeckern, häufig vom Unkraut übernommen, nur zu oft mißrathen, den Acker verqueken und das nachstehende Winterkorn im Unkraute umkommen lassen. Dagegen mißräth die Wicke, — wenn sie nur nicht zu zeitig, nemlich nicht gern vor Maytag gesäet wird, — auf Boden besserer Art sehr selten, überwächst gewöhnlich das Unkraut schnell und beherrscht es bald gänzlich; bereitet überdies den Acker zur Winterfrucht vortrefflich vor. Etwas dick auf unserm schönen Boden gesäet, und in der noch nicht völlig, etwa halbvollendeten Blüte, abgemäht, bereitet sie den Acker zum günstigen Ertrage des Winterkorns so vor, daß ich verschiedentlich auf Acker, der in sieben Jahren keinen Dung erhalten und nur ein Jahr zwischenher brach gelegen hatte, hinter grün abgemähte Wicken recht guten Rocken zum achten Korn gebaut habe. Auf nicht zu magerem Boden geben

100 QRuthen jener grün abgemähten Wicken mindestens ein vierspänniges, oft zwei, Fuder vortreffliches Heu, wenn man nur nicht gar zu unglückliches Erndtewetter, daß heißt wochenlang Regen hat. Die grün abgemähte Wicke bleibt, nachdem sie gestreut worden, in diesem Zustande etwa zwei bis drei Tage auf dem Acker liegen, wird unterdessen einmal gekehrt, dann in kleine spitze Haufen gebracht, hiernächst am zweiten oder dritten Tage auf eine kurze Zeit, selbst bei mißlichem Wetter, nur einige Stunden wieder auseinander und in etwas größere Haufen, sodann in große gebracht. Sie wird also ungefähr so, wie es nach meiner Meinung mit dem Kleeheu gemacht wird, beim Heumachen behandelt. Dies Wickheu, beim Durchwintern meines Rindviehes gegen Stroh geschnitten, leistet mir ohne Zweifel mehr Nutzen, als einige Scheffel Erbsen, die, wie gesagt, nur zu oft fehlschlagen; auch mehr Nutzen, als einige Scheffel reif gewordener Wicken, deren Stroh im Herbst kurz vor dem Mähen schon auf dem Halm, besonders auf den Schwaden, durch den um jene Jahrszeit nicht selten eintretenden vielen Regen, alle Kraft verliert. Bei meinen grün abgemähten Wicken bleibt mir überdies noch so viel Zeit, daß ich zum Winterkorn zweimal zweckmäßig haken kann. Ueberhaupt sollte der Städter öfterer, als es gewöhnlich

geschieht, die mißrathenen Erbsen und andere mißrathene Getreidearten in der Blüte grün zum Heu abmähen, als reif werden lassen, weil das dadurch gewonnene Futter sicher so viel Werth hat, als das mißrathene reif gewordene Getreide, und jedesmal hinter dem grün abgemähten Getreide die Wintersaat sicherer geräth, als beim reif gewordenen Getreide. Ich bemerke dies indessen nur für den Städter, da ich die Wirthschaften großer Güter viel zu wenig kenne, um für sie etwas Nützliches hiemit sagen zu wollen.

Bemerkungen zum Flachs- und Hanfbau.

In den Niederlanden, wo man es bekanntlich in der Fabrikation der Leinewand und aller der Artikel, die sonst noch aus Flachs und Hanf gewonnen werden, wahrscheinlich in der Welt am weitesten gebracht hat, beschäftigt sich die Familie des Anbauers des Flachses und des Hanfes niemals, oder doch nur selten, mit der Bereitung desselben zum Spinngut, noch weniger zum Fabrikat. Der Anbauer verkauft in der Regel seinen Flachs und seinen Hanf grün auf dem Halm öffentlich meistbietend. Der Käufer bereitet daraus Flachs und Hanf der Art, wozu das rohe Material am passendsten ist, und verkauft dies wieder. Der neue Käufer

läßt Spinngut mehrerer Art daraus verfertigen, und nun endlich kommt es erst in die Hände des Fabrikanten, der dies oder jenes Kaufgut daraus verfertigen läßt.

Es ist bekannt, daß in allen Fabriken die Arbeiter, so viel wie möglich, vertheilt und vereinzelt werden; dadurch wird größere Kunstfertigkeit jedes einzelnen Arbeiters, mithin unter sonst gleichen Umständen mehreres, wohlfeileres und selbst besseres Fabrikat erreicht. Dies trifft auch bei dem obgedachten in Holland üblichen Verfahren, rücksichtlich der Fabrikation der Leinewand und Hanfwaaren, vollkommen zu, und mich dünkt, wir müßten uns, besonders in den Städten, dahin bestreben, ein ähnliches Verfahren einzuführen. Ich zweifle nicht, daß dies dazu beitragen wird, in dieser so hochwichtigen Sache nach und nach etwas weiter zu kommen. Es ist fast nicht möglich, daß ein Hausvater und eine Hausmutter es in allen oder auch nur in mehreren dieser verschiedenartigen Betriebe zur Meisterschaft bringen kann; so wenig der Weber in der Regel im Stande ist, guten Flachs zu bauen, so wenig ist der fleißige und einsichtige Flachsbauer und dessen Familie in der Regel fähig dazu, dem schönsten rohen Flachs eine zweckmäßige Röthe, eine gute Breche, eine gute Schwinge ꝛc. zu geben. Ich möchte behaupten, daß ein großer Theil Flachs

bei uns ganz verloren geht durch zu viel, noch mehr aber durch zu wenig Röthe. Mancher Ofen voll wird aus Mangel an Aufsicht ein Raub der Flammen und ein nicht geringerer Theil wird bei den mehrfach erforderlichen Manipulationen selbst der wachsamsten Hausmutter gestohlen. Alles dies wird weniger statt finden nach geschehener Trennung der verschiedenen Geschäfte.

Uebrigens ist, um in der Fabrikation für's erste doch einen Schritt weiter zu kommen, gar sehr zu wünschen, daß Mecklenburgs Einwohner ihren Flachs, besonders aber ihren Hanf doch nicht so gar reif werden lassen mögen, als in der Regel geschieht, und daß sie beides nach vollendeter Röthe unter die Stampfe, nach der Breche aber unter den Klöpfer bringen möchten. Die Einwohner um Uelzen klopfen und stampfen wenigstens ihren Flachs, und kommen sie, so viel ich meine, den Belgiern nicht gleich in der Geschicklikeit bei der Zubereitung des Flachses, so übertreffen sie uns doch sicher um vieles. Gewiß, es wäre verdienstlich und nützlich für manche städtische Kommüne, die guten Boden hat und besser fundirt ist, als die hiesige, sich einige mit der in Uelzen üblichen Bereitung des Flachses bekannte Arbeiter, die dort gar leicht und unter billigen Bedingungen zu haben sind, kommen zu lassen, um die hiesigen geschickter zu machen.

Tüchtige und einsichtsvolle Arbeiter dieser Art, — für unsere Landstädte zur Zeit noch nützlicher, als Goldarbeiter, Maler und Tapezierer, — werden reichlich ihr Brod finden, werden dazu beitragen, den innern Verkehr zu vermehren, und werden durch verbesserte Vorarbeit ein Material vervollkommnen, für dessen Einkauf wir jährlich viel mehr Geld ins Ausland schicken, als man glauben sollte, und bekannt seyn dürfte. Es versicherte mich noch jüngst ein Seilermeister aus einer Landstadt, daß er jährlich für ungefähr 600 Rthlr. Russischen Hanf verarbeitete; wahrscheinlich gehen daher aus Mecklenburg blos für Hanf jährlich zehn bis zwanzig Tausend Rthlr. und mehr ins Ausland, die bei der jetzigen Lage der Sachen wohl schwerlich wieder kommen.

Der Dung.

Obgleich bei dem Mecklenburger die Summe seiner pecuniairen Wohlfahrt größtentheils von dem Flor seines Ackerbaus abhängt, obgleich dieser wiederum bedingt ist von der größern oder geringern Quantität und Qualität des Dungs, den der Ackersmann seinem Acker wiedergiebt, nicht minder von der Behandlung und Verwendung des ersteren; so ist dennoch einem nicht geringen Theil meiner

Landsleute der große und unschätzbare Werth des Dungs und die Kenntniß der zweckmäßgen Verwendung desselben u. s. w. viel weniger bekannt und wichtig, als zu wünschen wäre, und einem Ackerbau treibenden Volke nöthig ist. Ich wiederhole indeß, daß ich hier nur einen Theil meiner Landsleute, besonders den meine, dessen zeitliche Wohlfahrt so ganz vorzüglich von der Kunst abhängt, die Masse seines Dungs zu vermehren, diese gehörig zu verwenden und die Kraft desselben im Acker zu konserviren. Man sieht wohl, daß ich den Bauersmann meine, dabei aber gerne zugebe, daß auch hier viele Ausnahmeu vom Gegentheil statt finden, so wie denn auch in größern Wirthschaften und beim Städter gegentheilige Ausnahmen nicht selten sind. Daß der Bauer seinen Dung bis Johannis auf dem Hofe sich in sich selbst verzehren läßt, mag ihm wegen der bisherigen, fast landüblichen gewordenen Observanz der größern Güter, die ihm als Muster dienen, auch mitunter wegen der Eintheilung seiner Felder, weniger zur Last gelegt werden, als die ganz unverantwortliche Gewohnheit, seine Miststätte so großen Wasser-Zuflüssen von den Deichen und andern Umgebungen auszusetzen, daß der enge Raum dies nicht fassen, und so den ganzen Winter und Frühling hindurch die Miststätte für ihn nicht eine Quelle des Wohlstandes, sondern der Ver-

armung wird, die ihm mittelbar mehr Kraft und Geld entzieht, als Kontribution und andere öffentliche Abgaben. An einer absichtlichen Vermehrung des Dungs durch Grünfutter, durch Beimischung des Unkrauts, durch Rasen und gute Damm-Erde, so wie an einer schnellen, durch Ueberwerfung der Jauche, zu bewirkenden Reife, und dadurch erreichten schnellern Umsatz seines Dungs ist übrigens gar nicht zu denken. In mehreren Städten weiß man eben so wenig den großen Werth des Dungs zu schätzen. So sah ich in einem Orte Mecklenburgs den Dung vor den Thoren Jahr aus Jahr ein, theils in großen Haufen vermodern, theils unter den Traufen der Scheuren in gleichsam eigends dazu angelegten Wasserbehältern nicht liegen, sondern gewöhnlich schwimmen. Ein Rinnstein, einem Bache gleich, vereinigte alles fein nachbarlich; ja ich sah noch jüngst in einer bei einer Brennerei befindlichen Mastung von mindestens 50 Ochsen, die Jauche in gut angelegten Kanälen sehr zweckmäßig ab- und unmittelbar in den nahbelegenen Fluß recht geflissentlich geführt. Von einer gleichen vortrefflichen ökonomischen Einrichtung kenne ich noch zwei bei Brennereien befindliche Mastungen, wovon die eine sogar auf einem Kruge, der Pertinenz eines adlichen Guts in einer Sandgegend befindlich ist. Letztgedachte Mastungen

sind indeß nicht von der Bedeutung der erstgedachten. In einer dritten Stadt war der Dung bis jüngst für die Mühe des Abfahrens feil.

Des Städters Knecht macht selten beim Dungfahren einen Unterschied zwischen Dung und Dung, zwischen Acker und Acker; es ist ihm gleich, ob er den langen Dung auf den starren Lehmberg fährt, und den kurzen auf die mit Humus überfüllte Niedrigung oder umgekehrt; gleich viel spendet er der ersten so wie der letzten; er sieht jährlich in der Erndte die Folge, sieht, daß der dürre Berg nach Kraft seufzt, und die Grund nicht Getreide, sondern halb verfaultes Stroh wieder giebt. Aber des achtet er nicht; er meint alles erfüllt zu haben, wenn er nur die Reihen seiner Dunghaufen in gleichen Dimensionen aufgefahren hat; den so lernte er's vom Vater.

Was würde wohl ein durch Mecklenburg reisender Belgier sagen, wenn er dergleichen Einrichtungen bei einem Volke gewahrte, dessen Landbau nicht ohne Ruhm im Auslande ist, und von dem im Allgemeinen mit Recht behauptet werden kann, daß es sich beinahe 100 Jahre als ein klassisches Land für den Landbau auszeichne.

Was über die ökonomischen Einrichtungen größerer Güter in dieser Hinsicht etwa bemerkt werden könnte, dazu fehlt es mir an Kenntnissen

und Uebersicht; es war nur mein Zweck, die Mängel mancher der kleinern Wirthschaften hier zu rügen. Daß diese Mängel vorliegen, ist klar. Wie ist dem Uebel abzuhelfen? Ich sollte meinen, besonders auch mit dadurch, daß der Anbau der Handelsgewächse allgemeiner betrieben würde, namentlich der Flachs- und Hanfbau. Wäre dieser mehr im Flor, so würden wir, selbst ohne gesetzliches Verbot, es ferner nicht mehr zugeben, daß die Engländer unsre Rapps- und Leinkuchen, so wie die Knochen unsers krepirten Viehes für ein Spottgeld wegkaufen, wodurch sie unserm Ackerlande das miß- und verkannte Fett entziehen, so wie sie dem ganzen Lande durch ihre Kattune ꝛc. das Geld wegnehmen. Dagegen aber dürften wir vielleicht besser thun, die hin und wieder für Gips ausgegebenen Thaler zu behalten.

Ueberfahren der Wiesen mit Erde.

Unter den kleinen ökonomischen Versuchen, die ich mitunter gemacht habe, hat sich für mich keiner vielleicht vortheilhafter bewiesen, als das bereits in der Vorrede dieses von mir erwähnte Verfahren zweier nahbelegener Wiesen mit Erde. Die eine derselben ist meine Dienstwiese; sie ist ohngefähr

660 QRuthen groß. Die andere, die ich auf zehn Jahre pachtete, enthält etwa 400 QRuthen. Die erstere gab früher an Vor- und Nachmatt höchstens vier Fuder Heu; die letztere, die ich als Wiese nicht genutzt habe, mochte dies kaum geben. Der Boden derselben besteht größtentheils in reinem Torf, und die größere war an einem Ende vor dem Abgraben derselben so niedrig belegen, daß beim Gehen über diese Wiese sich der mit tiefem Moos überwachsene Boden unter den Fußtritten eines Menschen merklich bewegte; Vieh konnte kaum darüber hingehen.

Nachdem ich vor ohngefähr sechs und sieben Jahren einige QRuthen der ersteren Wiese zur Probe mit Erde überfahren hatte, und diese Probe gute Folgen zeigte, wurden beide vor fünf Jahren durch vier Fuß tiefe Gräben recht trocken gelegt; der Auswurf aus selbiger ward zerstückelt und über die Wiese gebreitet, diese sodann ganz mit Erde überfahren. Die dazu verwandte Erde war folgende:

1) Die auf einem Steindamm durch die Länge der Zeit sich angehäufte Erde; dies waren aber nur etwa 30 Fuder.
2) Ein alter Schutthaufen von einem eingegangenen Töpfer-Ofen.
3) Eine in der einen Wiese selbst belegene erdigte

Anhöhe. Oben enthielt diese Anhöhe gute schwarze Erde; tiefer stand Lehmschindel. Diese Anhöhe ward so tief ausgegraben, daß statt eines Hügels eine Tränke auf derselben Stelle entstand.

4) Ein kleiner Sandberg, der früher als Kartoffel-Acker vielleicht schon lange genutzt war. In der Tiefe war reiner Sand, der sogar ziemlich viel Oker-Erde enthielt.

5) Besonders eine hohe aus Sandlehm bestehende Grabenborte, die einen Nachbar mehr schadete als nutzte.

Die Erde von Nr. 1 und 2 zeigte sich in ihrer Wirkung auf Graswuchs in den ersten Jahren nach dem Ueberfahren am besten; jetzt, nach fünf Jahren, ist aber nur wenig Unterschied zu merken, ob hie und dahin Erde von Nr. 1 und 2 oder von Nr. 3 bis 5 gekommen ist. Alle Erde ward im Herbste stark aufgefahren, nemlich der Regel nach zwei vierspännige Fuder auf die Quadratruthe, so daß von dem ursprünglichen dürftigen Rasen und kleinen Bülten nur selten etwas zu sehen blieb. Sodann ward mit schweren eisernen Eggen alles tüchtig durchgeegt, wobei nicht selten der ursprüngliche, durch die Wagengleise hervorgedrängte Torfgrund der Wiese und der Auswurf aus den zum Abtrock-

nen gezogenen Gräben, sich mit der aufgefahrnen Erde mischte; endlich ward auch etwas Heusaat darüber gestreut. Im kommenden Frühjahre wurden beide Wiesen mit Ricken umgeben; es wurden die mit aufgefahrnen Steine abgesammelt und im Juny wurden einige Haupt Vieh darauf gejagt. Die Vegetation zeigte sich anfangs nur spärlich, das wenige Gras aber war behülflich und mehrte sich im July ungemein. Im August und September des ersten Jahres und im Frühling des kommenden überzog sich aber meine Weide dermaßen mit wildem Wiesenklee, daß wohl nie eine reichere Kleeweide gesehen ist. Dieser wilde Klee hat jedoch im vierten und fünften Jahre gutentheils einem kräftigen Brinkgrase Platz gemacht, worunter sich aber noch immer viel Klee findet. Ueber einen Theil der oberwähnten größern Wiese geht im Winter fließendes Wasser; hier ist die Vegetation so ungemein üppig, daß Maytag das darauf befindliche Gras gewöhnlich Fuß hoch ist. Könnte ich diese Viehweiden in der Art theilen und wechseln, daß die eine Hälfte zur Heuwerbung, die andere zur Weide wechselsweise diente; so würde ich das Heu, was ich früher erhielt, auf der einen Hälfte jetzt ebenfalls sicher und in viel besserer Qualität erhalten, und die andere Hälfte würde mir als Weide zum reinen Gewinn verbleiben.

Der Regel nach haben bisher auf diesen beiden Wiesen, also in Summa auf noch nicht 1100 QR. zehn, mitunter auch eilf Kühe gute, selbst überreichliche Weide gefunden. Die mir durch diese Operation verursachten bedeutenden Kosten habe ich binnen den abgelaufenen fünf Jahren mit den Zinsen schon reichlich wieder. Ich mußte Schleete, Lochpföste, ja sogar die Erde theuer kaufen. Mancher andere kann das viel wohlfeiler haben. Ich bin der Ueberzeugung, daß dies Ueberfahren torfigter Wiesen mit Erde, nach voraufgegangener Trockenlegung derselben ganz vorzüglich zur Verbesserung des Landbaues in Mecklenburg dienen kann, empfehle selbiges hiedurch im allgemeinen, besonders aber allen kleinen Wirthen Mecklenburgs, den Herren Predigern, so wie Hauswirthen, wenn sie ähnliche schlechte Wiesen haben, sehr angelegentlich; wobei ich jedoch noch schließlich bemerke, daß ich außer dem Trockenlegen und Ueberfahren mit Erde das Behüten solcher Wiesen mit Vieh, wenigsten in den ersten Jahren nach dem Ueberfahren mit Erde, zu ähnlichen Erfolgen für wesentlich nöthig halte; denn ähnliche von mir gemachte Versuche mit Feldwiesen, wohin das Vieh nur im Herbst kam, hatten zwar recht gute Folgen, jedoch bei weitem nicht so ausgezeichnete, als im oberwähnten Falle.

Der Drescherscheffel und das Lastengeld.

Das würde mal Gerste gegeben, und diese gescheffelt haben, wenn die 100 Fuder schönen Dung, die im Winter auf den Kümmel gefahren wurden, oder die im Frühjahr der Rappsaat erhielt, statt dessen auf die Strekung gefahren wären, sagt der Drescher —; zehn Thaler mehr Lastengeld hättest du auch eingenommen, denkt dabei vielleicht der Inspektor, wenn er es auch nicht sagt.

Was den Drescher anbetrifft, so wird er bald einsehen, daß er beim Kümmel mehr Tagelohn verdient, als für seine Gerste, für die ihn leider jetzt der Schweiß nicht bezahlt wird, den ihm der Transport seines Scheffels Gerste zur Stadt verursacht. Dem Inspektor aber ist das Lastengeld als pars salarii angewiesen, und vermindertes Lastengeld durch vermehrten Anbau der Handelsgewächse ist Entziehung eines Theils seines Gehalts. Ich kenne viele Inspektoren, denen der Vortheil ihres Herrn über ein Paar Thaler minderes Lastengeld geht; aber vom Gegentheil könnten doch auch Beispiele vorkommen. Der Herr ist nur gerecht und befördert nur seinen Vortheil, wenn er den Inspektor wegen seines ihm als Gehalt angewiesenen, aber durch Rapps- Kümmel- Krapp- Hopfen- und Hanfbau verminderten Lastengeldes entschädigt.

Beiträge zum Ackerbau der Städte Mecklenburgs.

Der Zweck dieses Versuchs geht dahin, mein Scherflein beizutragen zur Verbesserung des Landbaus und des Gewerbes im Vaterlande, namentlich in den Städten. Ich übergehe daher das Lobenswerthe und Gute, was von unserm städtischen Ackerbau gesagt werden kann, führe hingegen nur einiges dessen an, was zur Besserung dienen möchte, und bitte meine Bemerkungen hierüber nicht aufzunehmen als unberufener Tadel, sondern als Wunsch, zur Verbesserung beizutragen.

In jener goldnen Zeit, als der große Scheffel Weitzen etwa 5 Rthlr. und der Scheffel Rocken 2 bis 3 Rthlr. galt, wo also jedes Weitzenkorn eine nicht unmerkliche Partikel Gold, und jedes Rockenkorn mindestens eine merkliche Partikel Silber in sich hielt, möchte sich der Kornbau der Städte Mecklenburgs als Zweck vertheidigen lassen, denn damals mußte der Städter nur zu oft den Kornbau um seiner Existenz willen betreiben. Von dieser Zeit an hat sich nun dem Städter ein wohlbestandenes Kornfeld als das Bild höchster Vollkommenheit seines Ackerbetriebes und seines Landbaues, als das non plus ultra seines agrarischen Strebens und Fleißes dargestellt, und dergestalt eingeprägt, daß

er sich noch jetzt gar nicht davon zu trennen vermag, obgleich sich die Verhältnisse so sehr verändert haben, daß es nicht schwer werden möchte, zu beweisen: daß jetzt der blos den Kornbau betreibende Bürger jährlich auf seinen Ackerbau zusetzt. Wenigstens kenne ich seit 16 Jahren einige städtische Ackerwirthschaften, die, den Kornbau als Zweck betrachtet, ihn recht gut betrieben, auch während des von mehreren guten Kornpreisen profitirten; aber demungeachtet verarmten die Inhaber, erhielten sich höchstens kümmerlich, und ein noch größerer Theil würde zu Grunde gegangen seyn, hätte nicht irgend ein Neben-Erwerb sie, und die Weide der Kommünen ihr Vieh ernährt. Ich selbst muß bekennen, daß ich, obgleich mit meinen Korneinschnitten sehr zufrieden, seit den niedrigen Kornpreisen das zu meiner Wirthschaft erforderliche Korn viel wohlfeiler kaufen, als selbst bauen kann. Längst schon würde ich daher den Kornbau aufgegeben haben, hätte ich ihn nicht, besonders weil hier Wiesen ganz fehlen, des Strohes und des Futters wegen betreiben müssen.

Grade deshalb, — wird man mir einwenden, — bauen wir auch nur Korn; wir wollen Stroh und Futter für unser Vieh dadurch erlangen. Ist dem so, warum verkauft ihr denn sogar mitunter euer Heu und Stroh selbst an den Landmann? warum baut ihr nicht eigentliche Futtergewächse? warum

laßt ihr eure Wicken reif werden? warum sucht man auf euren Feldern als eine Seltenheit ein Kleestück? warum betrachtet ihr euer Wiesengras noch immer als eine bloße freiwillige Gabe der Natur, zu deren Mehrung und Besserung ihr selten etwas oder gar nichts beitragt? Warum trefft ihr keine Einrichtungen dahin, daß euer Futterbau zweckmäßiger werde; daß die ihm entgegenstehenden Hindernisse gehoben werden? Ihr täuscht euch selbst; Kornbau ist und bleibt euer Zweck und Ideal.

Die Stadt hat schönen Boden; sie baut viel Korn, ja sogar Weitzen, in glücklichen Jahren Weitzen zum zehnten Korn! Wer kennt nicht diese Apologie mehrerer mit vortrefflichem Boden und reichen Wiesen dotirten Städte, da man sie täglich hört!

Ist aber meine obige Behauptung richtig, daß in der Regel jeder einzelne Städter nach den jetzt bestehenden Pachtpreisen seiner Ländereien, nach der Rente seines eignen Ackers, überhaupt, nach dem was er auf seinen Acker verwenden muß, sein Korn jetzt wohlfeiler kaufen, als selbst bauen kann: so leidet jeder Einzelne Schaden; es leidet das Ganze der Kommüne; es leidet der Staat; und zwar laut des obigen direkte, dann aber auch indirekte, indem der Städter durch seinen Kornbau, diesen als Zweck betrachtet, dem Landmann den

Absatz vermindert, dagegen es ruhig mit ansieht, daß jährlich dem Ausländer viele Tausende für alle die Artikel, die der Städter gutentheils selbst bauen, deren industriöse Verarbeitung ihm und seinen Mitbürgern so großen Nutzen verschaffen könnte, ausgezahlt werden. Der Städter läßt sich nach wie vor seinen Hanf aus Riga, seinen Flachs aus Uelzen, seinen Kümmel aus Sachsen, seinen Krapp aus Holland, seinen Hopfen aus Braunschweig, kurz einen großen Theil seiner eignen und seines Gewerbes Bedürfnisse, so wie seine Handelsartikel aus mehreren Ländern Europa's für schweres Geld kommen, gleichsam als wäre das liebe Mecklenburg ein von Gott verlassenes Land, worin durchaus zum Beispiel kein Hanf wachsen sollte und dürfe, obgleich er in Italien, in Holland und in Kurland, als rings um uns im Süden, Westen und Norden vortrefflich gedeiht. Aber so war es ja mit dem Menschen von jeher; ist erst etwas zur allgemeinen Richtung geworden, so behält die Menge die Richtung noch lange, obgleich der Kurzsichtigste sieht, daß das Ziel verfehlt wird. Nach meiner Meinung muß sich daher der Städter, wenigstens die Einwohner derjenigen Städte, die mit gutem Boden und reichlichen Wiesen versehen sind, vorzüglich auf die Kultur der Handelsgewächse legen, mit welchen der Anbau von mehr Futter-

gewächsen und mehr oder minder die Stallfutterung unzertrennlich verbunden ist. Die Städte haben oft Dung vollauf, können letzteren leicht vermehren, an Menschenhänden fehlt es nicht, wenigstens nicht für's erste, und theilweise sichert ihnen die Vorzüglichkeit ihres Bodens das vollkommene Gedeihen vieler Handelsgewächse zu. Dem größern und durchgehends einsichtigen Landmanne fehlen dagegen der Regel nach Menschenhände; sein Ackersystem, seine Feldeintheiluug kann überdies letzteres nicht so leicht verändern, als der Städter, der seine wenigen Morgen mit verhältnißmäßig größern Hülfsmitteln an Menschen, Vieh, Dung und Betriebskapital viel leichter eine andere Richtung geben kann, als der größere Landmann, und selbst als der kleinere, indem letzterer in der Regel die Hindernisse des größeren, und daher seine Unbehülflichkeit in der Ziehung eines richtigen Kalküls, auch seine bäurische Unbeweglichkeit zu besiegen hat.

Warum baut denn demungeachtet der Städter keine Handelsgewächse?

Man erwarte von mir hier keine gründliche Beantwortung dieser Frage; nur Beiträge zum Bessern kann ich nach meinen Kenntnissen, nach meiner individuellen Lage, so wie aus den in meiner kleinen Wirthschaft und Umgebung gemachten Erfahrungen und Ansichten liefern. Was ich daher

vom ich und wir sage, mag nicht als Egoismus aufgenommen werden, sondern als Erfahrung des Individuums.

Als Regel beim Streben zum Bessern dürfte zuförderst dies zu betrachten seyn, daß der Agrikultur der Städte mehr Freiheit zu verschaffen wäre; daß der Zwang, den die Gesellschaft in den frühern Jahrhunderten nach den damaligen Verhältnissen dem Ackerbesitzer auferlegte, vermindert, und jedem Einzelnen es erleichtert und gestattet würde seinen Acker, mindestens einen Theil des Ganzen, so zu bestellen, wie er es will, und auf seinem Acker zu bauen, was er will. Daneben aber wäre dahin obrigkeitlich einzuwirken, daß manche ökonomische Einrichtungen zum Nutzen des Ganzen kräftiger, als geschiehet, gehandhabt und unterstützt, und was dagegen ist, verhindert werde.

Zu letzteren Gegenständen rechne ich

1) die Verbesserung der zur Gemeinde gehörigen Viehweiden, und der den Kämmereien gehörigen Wiesen, auf welche in der Regel wenig, oft gar nichts verwandt wird. Der Ertrag der ersteren ist durch Abgraben, wozu die jetzigen trocknen Jahre so recht passend sind, nicht selten auf das Doppelte zu vermehren, nicht minder der Ertrag der letztern durch ein gehöriges Ueberwässern, sey es im Winter durch Stauung,

oder im Sommer durch Ueberrieseln. Statt dessen aber, statt ebner schöner Viehweiden, sieht man mitunter bei städtischen Kommünen mehrere hundert tausend Quadratruthen mit Bülten und Rieslecken (quelligten, tiefen Stellen) übersäet, wodurch nicht einmal die Hälfte der Oberfläche zum Rasen- und Graswuchs kommen kann. An Verbesserung der Wiesen der Kämmereien wird selten gedacht; gegen einen Vortheil von vielleicht 100 Fudern Heu jährlich mehr für das Ganze der Kommüne, findet sich vielleicht der zufällige Schaden eines Einzigen oder Einiger von einigen Thalern; diese widersprechen und die Sache bleibt beim Alten. Graben! graben!! graben!!! müssen wir und demnächst, so viel es angeht, unsere trocken gelegten torfigten Wiesen und Weiden mit Erde befahren; das ist das rechte Mittel unsere niedrigen Weiden zu verbessern, und somit die intensiven Grenzen unsrer Besitzungen zu erweitern, wenn auch der extensiven Erweiterung derselben Hindernisse im Wege stehen; hier ist noch Spielraum genug für unsre Arme, aber nicht zum Umsichgreifen, sondern zum Arbeiten. Könnten Wiesen und Weiden alle drei bis vier Jahre gewechselt werden, was oft keine große Schwierigkeiten haben dürfte;

so wäre auch dies sicher ein großer Vortheil. Dahin gehört dann auch ferner

2) daß die zwischen den eigenthümlichen Ländereien der einzelnen Ackerbesitzer befindlichen Gräben nicht allenthalben auf gemeinschaftliche Kosten und unter Direktion Eines oder höchstens Einiger in der Art und auf der Stelle allenthalben jährlich, mindestens alle zwei bis drei Jahre so aufgemacht werden, als es nach der Lage und Beschaffenheit des Bodens nöthig ist. Welch jämmerliches Handwerk ist doch der Ackerbau, wo das Wintergetreide im Wasser steht, und wo bei der Sommersaatbestellung im feuchten, klunzigen Acker, dieser nur umgeklappt und fest getreten wird, statt aufgelockert zu werden; lieber möchte ich den Boden ackern, wo ich den Staub des Wehsandes von meinen Füßen schütteln muß, als den Kleiboden, wo dieser wegen eines fehlenden Grabens an meinen Füßen klebt. Durch Grabenziehen ward nicht leicht Jemand bankerot, wohl aber Mancher durch Mangel an Gräben. Wo die Winterfeuchtigkeit im Acker länger hängen bleibt, als die Noth es mit sich bringt, da gebe man nur gleich sein Bemühen für alle bessere Kultur auf, denn diese Winterfeuchtigkeit nimmt uns nicht, wie die katholische Geistlichkeit, den Zehnten, nein, sie theilt in der

Regel mit uns den ganzen Ertrag, ja öfters noch bleibt gar nichts zu theilen übrig.

3) Daß die willkührliche Theilung der unterm Haaken und Pflug liegenden Ländereien in zu kleine Ackerbeete nicht über weitere Grenzen gestattet würde, als es mit dem Wohl der Kommüne bestehen kann.

Mag immer der Enkel zwischen sich und seine Geschwister das der Stadt nahbelegene Ackerstück, das mit dem Grabscheid bestellt wird, in einige wenige Quadratruthen theilen; wenn aber der Enkel das Ackerstück des Großvaters in Streifchen von ein und zwei Ruthen Breite uud wenige Ruthen Länge theilt, wenn er diese mit dem Pfluge oder Haken bestellen will und bestellen muß, so entwerthet er sein Erbtheil nicht blos, sondern auch das seines Nachbars, mithin das der Kommüne in einem sehr beträchtlichen Grade, vielleicht auf immer. Ich kenne hier und in vielen andern Kommünen städtische Ackerbeetchen von kaum einer Ruthe Breite; an Länge fehlt es zwar nicht; welcher Erfolg läßt sich aber von einer Ackerei erwarten, wo nicht einmal die so nützliche und unentbehrliche Egge tüchtig angewandt werden kann? Diesem Unwesen müßte durch gesetzliche Bestimmungen, sey es durch allgemeine oder

durch spezielle für jede Kommüne, noch jetzt, je eher je lieber gestört werden, bevor noch die städtischen Ländereien dadurch um ein Bedeutendes auf immer entwerthet werden, und erlaube ich mir hiedurch diesen Gegenstand der Berathung meiner hochgeehrten Herren Kollegen bestens und angelegentlichst zu empfehlen.

Ferner gehört hieher

4) daß zu den jetzt mehr vereinzelten Ländereien nicht mehrere, von der Kommüne genehmigte Ackerwege angelegt werden. Man verdirbt sich durch das zur Bestellung nothwendige Gehen, Reiten und Fahren oft hiebei jährlich 1000 QR. Ackerland lieber, als daß man 100 QRuthen eigends dazu hergeben sollte, — des widerlichen Gezänks hierüber nicht zu gedenken!

5) Daß das Jäten des Getreides nicht allgemeiner eingeführt wird. Ruhig sieht man es nur zu oft mit an, daß die Hunde-Kamille (Anthemis cotula), die Kornblume (Centaurea cyanus), der Hederich (Sinapis arvensis) und so weiter, die wir für einen Thaler vertilgen könnten, ein Kornfeld verzehren, dessen Ertrag 10 Rthlr. ausmachen könnte. Wir beklagen uns über die große Verbreitung der zu uns aus Palästina gekommenen Wucherblume, die Gesetz und Humanität auszurotten verbieten, und zerstören

doch nicht die bei uns heimische Wucherblume (Chrysanthemum segetum), die jedoch, Gottlob! auf hiesigem Stadtfelde eine botanische Seltenheit ist. Ich möchte behaupten, daß wir Städter uns so lange mit Unrecht über Uebervölkeruug beklagen, so lange wir unsere Getreidefelder noch nicht jäten, also im Unkraut umkommen lassen. Ich kenne einen Ackerbürger, der dies Jahr seine Wicken im Tagelohn mit mindestens 50 Procent jäten ließ.

Die Hauptsumme dessen aber, was zur Verbesserung des städtischen Ackerbaues geschehen könnte, bestehet ohne Zweifel in der Unterlassungssünde, daß die Stoppelhut, besonders in den Städten die guten Boden haben, nicht mehr beschränkt wird; daß auf gänzliche Aufhebung derselben nicht mehr und nicht kräftiger hingearbeitet wird. Die Stoppelhut, die Einrichtung, nach vollendeter Erndte der bisher gewöhnlichen Kornarten, das Vieh auf das ganze Feld der Kommüne treiben zu dürfen, (wahrscheinlich ein Ueberbleibsel der früher allgemein geltenden Dreifelderwirthschaft, allemal aber abstammend aus einer, mit der gegenwärtigen in Rücksicht der Kultur des Bodens, der Bedürfnisse, der Lebensweise und der Anzahl der Städte-Bewohner gar sehr verschiedenen Zeit,) hat zwar das Gute, daß sie dem Vieh eine Beihülfe zur Nahrung

zur Zeit des Herbstes gewährt, daß dadurch manche Unkräuter vermindert, die trocken gelegten Wiesen festgetreten und der Mooswuchs auf selbigen vermindert wird, aber unendlich nachtheiliger als diese Vortheile wirkt der durch selbige dem Eigenthümer auferlegte Zwang, seinen Fruchtbau nunmehr der Stoppelhutgerechtigkeit unterordnen zu müssen, also nur das bauen zu dürfen und bauen zu können, was beim Eintritt der Stoppelhut erndtefähig ist, auf alles das aber verzichten zu müssen, was sodann nicht reif ist, also im Ganzen grade auf alles das, was eine bessere Kultur Schönes und Nützliches für unser Vaterland haben könnte und — wäre sie beschränkter — sicher haben würde. Verzichte fortan, lieber Städter, der du unter dem Druck der Stoppelhut stehest, der du bei deiner Aufnahme zum Bürger zum Wohl der Stadt beizutragen versprachst. Hat Hopfen- und Hanf-, Kümmel- Krapp- und Rapsbau und so manches andere Bedürfniß, daß dir deine bessere Einsicht und deine fleißigere Hand selbst verschaffen könnte, keinen Werth für dich, so kaufe es, so lange du kannst, theuer dem Ausländer ab, und sind deine Thaler endlich fort, nun so trinke dein Bier ohne Hopfen, deinen Schnapps ohne Kümmel, flechte dir Stricke von Weiden und trage einen grauen Wamms statt eines zierlichen Rocks, kurz werde wieder was du vor

tausend Jahren vielleicht noch warst — ein Nomade, nur mit dem Unterschiede; daß du bei deiner und deines Viehes jetziger größern Vermehrung dich wie letzteres um eine Handvoll Gras schlagen und stoßen wirst und mußt, obgleich du doch, — hättest du nur freien Willen, — im Ueberfluß bauen könntest und bauen würdest, was dir und deinem Viehe reichlichen Lebens-Unterhalt verschaffen könnte. Denn auch auf das Nomadenleben wirkt die Stoppelhut noch schädlich ein, da bei der größern Bevölkerung auch größere Heerden entstanden, und das Stroh des Getreides und die Wiesen nicht mehr hinreichen zur Auswinterung des Viehes. Erweiterter Futterbau ist dringendes Bedürfniß, aber bei dem Bestehen der Stoppelhut nicht zu erreichen, da rother Klee, Esparsette, ja sogar die Kartoffel und alle Kohl- und Rübenarten durch die Stoppelhut den größern Theil ihres Werthes und Nutzens, mithin ihr Interesse verlieren. Der Anbau derselben kann daher nie ausgebreitet werden, wenn er sich auch so ganz für die, bei jenem Ackersystem vielleicht schon übervölkerte Stadt passen sollte.

Weniger nachtheilig ist zwar diese Stoppelhut für die städtischen Kommünen, die in der Nähe ihrer Mauer nur armen Sandboden und schlechte, auch wenige Wiesen haben. Wenn wir aber dergleichen Mißbräuche sehen auf den trefflichsten,

zwischen schönen großen Wiesen belegenen Stadt-Ländereien, so trauert der Patriot über die vandalische Sitte, und frägt sich, warum dem barbarischen Unwesen nicht gesteuert, nicht ein Ende gemacht wird? Gewöhnlich giebt man den Vorstehern der Kommünen die Schuld, und denkt dabei nicht an die unendliche Schwierigkeit, die sie so recht besonders bei dieser Neuerung zu besiegen haben. Sie haben zu kämpfen mit althergebrachter und deshalb verehrter Sitte; mit Neid, Eigennutz, Eigensinn und Kurzsichtigkeit des größern Theils der Kommüne-Mitglieder; und die richtige Antwort auf obige Frage ist diese: die Bürger wollen es nicht, nemlich der größere Theil derselben. Der Grund hievon scheint mir darin zu liegen, daß die gänzliche Aufhebung der Stoppelhut mit einemmale wohl selten passend, räthlich und ausführbar ist; denn es würde im ersten Herbst nach geschehener Aufhebung derselben offenbar bald mehr oder minder an Weide für das Vieh fehlen. Dies findet der Regel nach den Sommer über im Holz oder auf torfigen Weiden seinen Unterhalt. Das erste Frühlingsgras des Holzes und der torfigen Weide, an sich zwar unkräftig, ist denn doch in den ersten Monaten des Sommers noch kräftig und hinreichend genug, um die zu zahlreiche Heerde vor dem Hungertode zu schützen; in

der Mitte August mindert sich aber der Graswuchs auf den gedachten schlechten Weiden gar sehr; das Vieh, welches bis dahin kümmerlich sein Leben auf jenen mehr oder minder schlechten und überjagten, ihnen zur Nahrung angewiesenen Weiden, die sie nicht überschreiten dürfen, fristete, bedarf im Herbst einer Beihülfe. Wohin dann aber damit, wenn die Stoppelhut mit einemmale abgeschafft und noch kein Surrogat dafür wieder angeschafft ist? Um dieser Inkonvenienz einer intendirten Aufhebung der Stoppelhut zu entgehen, andre auf den ganzen Ackerbetrieb der Kommüne Bezug habenden Gründe gegen die Aufhebung nicht zu gedenken, schlägt man denn eine theilweise Aufhebung der Stoppelhut vor, also für's erste die Exemtion etwa des zehnten, oder größern, oder geringern Theils des Ganzen. Darnach ergreift aber die gehoffte, und ich sollte meinen, gewisse Verbesserung nur das Interesse des geringern Theils der sämmtlichen Ackerbesitzer. Zufällig besitzen überdies in dem zur Frage stehenden, von der gemeinen Hut zu eximirenden Theil der ganzen Feldmark, einzelne verhältnißmäßig mehr Ländereien, als andere. Der größere Theil der Bürger ist also natürlich dagegen, weil nur ein geringer Theil für's erste unmittelbaren Nutzen davon ziehen kann. „Wir," — schreien diese, — „wir sollten zugeben, daß das Vieh jener

„im Herbst das Gras unsers Ackers verzehre, und „unser Vieh sollte nicht wieder auf ihren Acker „kommen dürfen? Wir haben in dieser Hinsicht ein „wohlerworbenes Recht auf letzteren und die Un„gerechtigkeit liegt am Tage; nimmermehr geben „wir das zu!"

Wenn diese Gegner bedächten den großen, dem Ganzen der Kommüne dadurch erwachsenden Vortheil, der also auch für sie mittelbar durch das Bessere entsteht; wenn sie bedächten, daß das Steigen des Werthes aller Ländereien der Kommune, also auch ihrer der Stoppelhut noch unterworfen bleibenden Ländereien durch ihre Widersetzlichkeit verhindert wird; wenn sie bedächten die Vortheile, die durch Belebung des Ackerbaues, durch besseren Verkehr und lebhafterer Cirkulation des Geldes entstehen und mittelbar auch auf sie kommen: so würden sie vielleicht nachgeben. Aber ihre Kurzsichtigkeit, Mißgunst und starre Anhänglichkeit an das Althergebrachte läßt sie dem Bessern kein Gehör geben, und so bleibt die Sache leider beim Alten.

Wie ist diesem wahrhaft großen Nachtheil der städtischen Kommünen abzuhelfen? Dies allgemein richtig zu beantworten, dürfte schwer seyn, mir wenigstens ist es zu schwer. Der Staat, sagt man, könnte ins Mittel treten und bestimmen, daß es

so seyn solle. Da müßte aber, — andrer wichtigen Einwendungen nicht zu gedenken, — eine Untersuchung der ökonomischen Verhältnisse einer jeden einzelnen Kommüne, Vermessungen und dergleichen voraufgehen. Es müßte doch auch Jemand da seyn, der die Veränderung motivirte. Wer mag sich aber dem Hasse und der Anfeindung seiner Mitbürger lebend aussetzen, um im glücklichsten Falle nach dem Tode den Dank derselben zu verdienen? Jeder scheut sich vor dem undankbaren Geschäfte und dem, der etwa wegen seiner der Stadt nahbelegenen Ländereien ein wichtigeres Interesse an der Sache hat, wird grade dies Interesse zum Vorwurf und sein Bestreben zum Bessern als eigennützig verdächtig gemacht. Es ist also niemand da, der es wagt, auf solche Aenderung anzutragen, und geschiehet es einmal, so wird er sogleich von der Mehrheit zurückgewiesen; seine, ihm und dem Ganzen so nützliche Absicht, wird nicht einmal der höhern Behörde gehörig bekannt, die wegen ermangelnder Lokalkenntniß die Sache schwierig finden wird, nach den Akten richtet und nur darnach richten kann, nicht aber nach den aus dem Leben und den Verhältnissen entspringenden Bedürfnissen.

Es sollte mir sehr lohnend seyn, wenn ich hiedurch dem einsichtigern Theil der Städte-Bewohner die Ueberzeugung verschafft hätte, daß die allmählige

Aufhebung der Stoppelhut wünschenswerth und höchst nützlich, ja! Zeitbedürfniß sey. Erreichte ich dies, so wäre schon viel gewonnen und dann dürfte vielleicht, aber ich sage auch nur: vielleicht! ein Mittel in dem Falle, daß auch die Bürger-Vorsteher der Kommünen für meine Ansicht gewonnen wären, vorhanden seyn, diese so schädliche Einrichtung nach und nach aufzuheben. Von letzteren wären die Nachtheile der bisherigen Einrichtung dem größern Theile der Bürger recht nachdrücklich vorzustellen, dann ihnen in Vorschlag zu bringen, daß von der Stoppelhut eximirt werden sollte,

1) allererst nach Ablauf von zehn Jahren etwa der Acker vom Wallgraben an bis an den Weg N. oder bis an das Holz N. u. s. w., und wenn dies sich während der nächsten 20 Jahre als der Kommüne nützlich zeigen sollte, abermals nach Verlauf dieser 20 Jahre wieder
2) der Acker von dem Graben N. bis an den Weg N. ꝛc.

Der Regel nach dürfte dies mehr Gehör finden, als eine Exemtion, die sofort eintreten soll; wenigstens spricht eine von mir in einem ähnlichen Falle darüber gemachte Erfahrung für die Ausführbarkeit. Auch hat dies den Vortheil, daß im Verlauf dieser Zeit der eine oder der andere Gelegenheit hat, sich in den zu eximirenden Theilen durch Kauf und

Tausch noch Gelegenheit Acker zu erwerben, und man kommt denn doch in 50 Jahren auf diese Art ziemlich weit ins Feld hinein. Wird dagegen aber nicht nach und nach damit der Anfang gemacht, so bleibt wahrscheinlich alles rings um die Mauer, der bessern Kultur nach 50 Jahren noch eben so unzugänglich, als jetzt.

Ist denn in Stavenhagen die Stoppelhut abgeschafft? Das grade nicht, aber der Druck des Bedürfnisses hat früher den Anfang mit einem kleinern Theil der nahe um die Stadt belegenen Aecker damit gemacht, und der einmal durchbrochene Damm hat sich in seinen Folgen so seegensreich bewiesen, daß nach und nach etwa der sechste Theil des Ganzen der Stoppelhut entzogen ist. Auf diesem Sechstel baut jeder was er will, bestellt wie er will, in so ferne er dem Nachbar nicht schadet, und obgleich diese so eximirten Ländereyen nicht zu den vorzüglichsten des Stadtfeldes gehören, so gedeihen doch unter der fleißigen Hand der Besitzer hier alle Früchte so vortrefflich, daß ich nicht zweifle, der hiesige Magistrat und die Bürgerschaft werden die Grenzen der natürlichen Freiheit bei Benutzung des Bodens nach und nach noch mehr erweitern, und ein gesetzliches Prinzip zur Erweiterung derselben feststellen können; auch dürfte diese Erweiterung so lange zur Pflicht der Kommüne-Vor-

steher gereichen und so lange nützlich seyn, als der von der Gemeinhut eximirte Acker noch um ein Bedeutendes theurer bezahlt wird, als der davon nicht eximirte. Dies ist aber bei uns noch der Fall, indem ersterer, obgleich Fahre an Fahre belegen, mindestens um $\frac{1}{3}$tel theurer bezahlt ist, als letzterer.

Behalten die Stavenhäger noch Acker? — fragte einmal kopfschüttelnd vor einigen Jahren, bei Gelegenheit einer solchen Erweiterung, ein in der siebenschlägigen Wirthschaft ergrauter Landmann. — Wir sind ihm die Antwort nicht schuldig geblieben, denn auf diesen von der Braache und Gemeindehut eximirten Ländereien wachsen an Gartenfrüchten, an Futter- und Handelsgewächsen gewiß jetzt dreimal so viel dem Werthe nach, als durch den besten und gesegnetsten Kornbau, bei den jetzigen Preisen und Sachverhältnissen hätte erreicht werden können. Hier davon ein Beispiel.

Im Sommer 1821 hatte ich noch nicht völlig 3000 QRuthen mit Kümmel bestellt, der auf dieser Stelle Früchte trug; ich erndtete 320 Scheffel Berliner Maaß und erhielt pr. Scheffel im Durchschnitt 5 Rthlr. Gold, — macht 1600 Rthlr. Gold. — Der hiesige Rockenschlag, d. i. ungefähr 30000 QR., mochte in der vierten Saat nach der Braache, also hier der Regel nach in der vierten Saat nach der letzten Düngung, à 100 QRuthen 8 Scheffel Berl.

Maaß geben, macht 2400 Scheffel Berliner Maaß Rocken. Dieser galt damals 32 ßl. Pr. Cour., macht 1600 Rthlr. Pr. Cour. Dreißig Scheffel Aussaat desselben Bodens mit Kümmel bestellt hatten also an Geldwerth mehr geliefert, als 300 Schfl. mit Rocken bestellt.

Aber, wird man mir einwenden, wie steht es denn jetzt mit deinem gepriesenen Kümmelbau, da du die 100 Pfund Kümmel für 5 Rthlr. N$\frac{2}{3}$tel, d. i. für ungefähr 6 Rthl. Pr. Crt., mithin den Scheffel (der ungefähr 60 Pfund wiegt), für 3 Rthlr. 24 ßl. Pr. Cour. verkaufen must?

Allerdings gebe ich zu, daß bei den gesunkenen Preisen der Handelsgewächse der Anbau derselben jetzt nicht mehr so viel Reinertrag giebt, als wir in den letzten fünf und zehn Jahren davon hätten haben können, aber ich mag denn doch noch weniger den Vortheil des Städters theilen, der jetzt blos Korn baut. Der Scheffel Kümmel gilt 3 Rthl. 24 ßl. Pr. Cour.; was gilt denn dein Rocken? Er ist vor einigen Tagen hier zu 24 ßl. Pr. Cour. à Scheffel Berliner Maaß verkauft; die obigen Verhältnisse bleiben sich also ungefähr gleich. Ich würde also, gegen Korn gerechnet, beinahe denselben Reinertrag noch jetzt haben, wenn die Werthe der Ackerpacht, des Tagelohns, des Schmids und Stellmachers ꝛc. in demselben Verhältnisse sich geändert hätten. Und

immer bleibt der Kommüne der große Vortheil, daß sie für die auf einer Fläche von 30,000 RRuthen gewonnenen 300 Scheffel Kümmel à 3 Rthl. 24 ßl. durch mich 1050 Rthlr. eingenommen hat, indem diese Einnahme, wäre jene Fläche mit Rocken bestellt gewesen, für die darauf gewonnenen 240 Schfl. Rocken nur 120 Rthlr. Pr. Cour. an Geldwerth würde betragen haben. Aehnliche Resultate würde der Anbau anderer Handelsgewächse ebenfalls gegeben haben, und ähnliche vortheilhafte Resultate für sich und die Kommüne hätten mindestens vier hiesige Bürger, die Branntewein brennen, herbei führen können, wäre die Stoppelhut beschränkter und der Anbau der oft besprochenen Handelsgewächse ausgebreiteter.

Man wird mir ferner einwenden, daß der Anbau der Handelsgewächse viel Dung erfordere, daß dieser dem übrigen Acker entzogen, daß der Kornbau zu Grunde gehen werde, und daß ich durch meine Verhältnisse zu einem günstigen Erfolge mehr einwirken könne, als meine Mitbürger. Dieser Einwurf ward mir und Konsorten schon vor 10 Jahren gemacht, als ich den Dung mit einigen Groschen theurer bezahlte, als er hier früher im Preise stand. Die gefürchtete Folge ist aber keinesweges eingetreten, obgleich die hiesige Heuwerbung im Ganzen kaum 200 Fuder betragen mag, und deshalb der Dünger hier niemals vollauf vorhanden war. Man achtet jetzt aber mehr auf Dungvermehrung; partielle Stallfutterung verbreitet sich; man ackert besser; man jätet; man bestellt überhaupt fleißiger und es ist seit Jahren grade das Gegentheil von der gefürchteten Folge eingetreten, d. i. man baut, — wozu denn freilich die geseegneten Jahre vieles, ja vielleicht das mehrste mögen beigetragen haben, — mehr Getreide als jemals, und nicht der Bürgermeister allein baut hier Kümmel ꝛc., sondern mehrere Bürger; ja zu meiner Freude haben mit mir nicht

selten und nicht ohne Dank den Vortheil, den der Anbau der Handelsgewächse bisher gab, arme hülflose Wittwen getheilt.

Wie große Erfolge könnte so manche Stadt Mecklenburgs, deren mehrere sich viel besser, als die hiesige, zum Anbau der Handelsgewächse eignen, dadurch erreichen. Ich kenne eine Kommüne, die jährlich mehrere tausend Fuder Heu gewinnt, die vortrefflichen Boden und schöne Weiden hat. Der Dung ward dort früher für die Mühe des Abfahrens weggegeben. An der Spitze dieser Kommünen stehen sehr einsichtige Männer und doch wird wenig oder nichts an Handelsgewächsen daselbst gebaut, weil unumschränkte Stoppelhut daselbst vorhanden seyn soll. Wäre nur der zehnte Theil ihrer Ländereien von der Gemeindehut befreit, so würde auf diesem Zehntel, dem Geldwerth nach, hoffentlich bald so viel gewonnen werden können, als jetzt auf der ganzen Feldmark erreicht wird, namentlich an Krapp und Flachs, besonders aber an Hanf, wozu sich der dortige Boden so ganz vorzüglich eignet, dessen fernere Zurichtung so viele Hände, woran es nicht fehlt, nützlich beschäftigen könnte, und wofür unsere Seestädte und andere mit so reichem Boden nicht versehenen Landstädte einen vortheilhaften Absatz sichern. Die Stoppelhut verhindert das aber schlechthin.

Sollen und wollen wir Städter nun also einmal zum nicht geringen Theil Ackerbauer seyn, so laßt uns dahin streben, daß die Stoppelhut mehr beschränkt und nach und nach, wenns möglich, neben Vermehrung des Futterbaues, ganz aufgehoben werde. — Demnächst werde Kornbau für uns nur, wie Futterbau, Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst; dieser sey, während wir des Landmanns Korn kaufen: — Der Anbau der Handelsgewächse, der so viele Hände lohnend beschäftigen kann, der dem Unternehmer

jedesmal, als Gewinn, Zoll, Fracht und Spesen und am Ende auch den Dank seiner Mitbürger sichert. Nur hiedurch können wir Städter bei unsrem Ackerbau, besonders bei der jetzigen Lage der Sachen, mit regerem Fleiße einigen Reingewinn erreichen und daneben unserer Kommüne und den unbeschäftigten Händen unsrer Mitbürger recht nützlich werden.

Schluß.

Der geneigte Leser wird vielleicht fragen: was denn endlich der Gewinn von dem allen sey? ich gestehe, daß ich diese Frage nicht bestimmt beantworten kann, und wer überhaupt möchte nach der Beschaffenheit meines Gegenstandes dazu im Stande seyn?

Nur das scheint mir gewiß, daß, wenn auch Gewerbe und Fabriken sich im Vaterlande nicht vermehren, nicht erweitern, durch die Befolgung meiner Vorschläge mindestens 30,000 Rthlr. jährlich, wofür wir dem Auslande zinsbar sind, erspart werden, und daß die fast sichere Ausfuhr einiger Artikel, namentlich des Krapps, uns einen viel größern, vielleicht zwanzig- bis dreißigmal größern Gewinn verspricht.

Doch, gesetzt es würden jährlich auch nur 50,000 Rthlr. im Ganzen erspart oder gewonnen, dürfte es denn wohl überhaupt nur die Summe des Geldgewinnes seyn, die den Werth meiner Vorschläge bestimmt?

Freilich sind 50,000 Rthlr. ein Geringes gegen die großen Summen, die einst beim höhern Preise des Korns fast jeder frische West uns aus England zuführte, und, leicht gewonnen, wenig geachtet, der nächste Ost zu seinen Küsten zurücktrug. Allein

diese 50,000 Rthlr. würden uns bleiben, und wehe der Wind aus welcher Richtung er wolle, auch der günstigste, würde sie nicht mehr in fremde Länder tragen.

Und dürfte es denn, außer der reinen Summe des Gewinnes, keiner Beachtung werth seyn, daß durch eine ausgedehnte Befolgung meiner Vorschläge die Menge der Naturprodukte im Vaterlande vermehrt, und durch die Kenntniß ihrer Kultur stets bereite Quellen des Erwerbes auch für die ungünstigsten Zeiten und Konjunkturen eröffnet und erhalten werden würden; daß sie einem großen Theil der niedrigen Volksklasse und der kleinern Wirthe Unterhalt und Erwerb gewährte; daß sie sie von den Fesseln, in denen Schlendrian und Indolenz immer noch mehrere schon zu lange gefangen hielt, doch endlich vielleicht befreite, und so neben der erhöhten Kultur von Wiesen und Feldern auch ein Bildungsmittel eines großen Theils unsrer Mitbürger würde?

Darum, meine geschätzten Landsleute! nur muthig und ohne Nebenrücksichten hin auf das Ziel, dessen Erreichung schon die National-Ehre gebietet.

Es wirft kein günstiges Licht auf Mecklenburg, daß es ohne Noth dem Auslande immer noch in mehrfacher Rücksicht mit seinem Gelde zinsbar ist: es gereicht demselben, bei seiner geringen Bevölkerung, nichts weniger als zur Ehre, daß es Söhne und Töchter übrig hat, um die Wüsten Brasiliens anzubauen! —

Stavenhagen im Oktober 1824.

G. Reuter.

Die Englische Kornbill.

Ich habe mit vielem Interesse den Aufsatz über diese Bill, — ein für uns höchst wichtiges Gesetz, — in dem 11ten Jahrgange dieser Annalen S. 600 gelesen, muß aber gestehen, daß ich mit dem Herrn Verfasser desselben in einigen Punkten nicht übereinstimme. Ich bin nemlich so weit entfernt, die Kornbill als ein Produkt des Unverstandes anzusehen, daß ich sie vielmehr für ein wahres Meisterstück halten möchte. Daß sie für uns höchst unangenehm ist, versteht sich von selbst. Das Parlement hat durch dieses Gesetz ein großes Problem gelöset, nemlich: das Land mit Getreide zu versehen ohne den Englischen, durch schwere Taxen gedrückten Landmann zu Grunde zu richten, ja! noch obendrein dem Staate mit Einfuhrzöllen eine bedeutende Revenüe zugewendet. Dies ist egoistisch und inhuman, wenn man will, aber es ist dem Interesse der Nation angemessen und nur dieses soll und darf ein Minister und die Repräsentanten der Nation im Parlement vor Augen haben. Von Humanität und Freundschaft oder dergleichen Empfindungen, welche wir in dem Privatmann mit Recht verehren, muß bei Staatsministern und Volksvertretern, wenn es sich von Verhältnissen von Nation gegen Nation handelt, durchaus nicht

die Rede seyn. Ich bin also nicht der Meinung, daß ein Minister in diesem Falle den Vorwurf von Egoismus und Inhumanität verdient; denn welcher Minister dürfte wohl im Parlement auftreten und eine Maaßregel aus Humanität und Freundschaft gegen irgend eine fremde Nation vorschlagen, wodurch die ganze Englische, oder auch nur ein Theil derselben gefährdet würde? Man würde im Anfange an seine Aufrichtigkeit zweifeln, und ihn dann, wenn man sähe, daß er es wirklich so meine, die Frage vorlegen: „wie er denn auf Kosten der „Nation großmüthig und freigebig seyn „dürfe?" Man würde ihn ferner fragen: „ob er „wohl glaube, daß irgend ein Parlements-Glied mit ihm in einer Sache „stimmen würde, die letzteren bei seiner „Heimkehr von Seiten seiner Kommitenten die bittersten Vorwürfe zuziehen würde?" Kaufen wir denn den Engländern aus Humanität ihre Fabrikate ab? Wahrlich nicht! sondern weil sie uns aus Vorurtheil oder auch wirklich besser und wohlfeiler scheinen, wie die unsrigen. Die Kornbill hat auch in England das ganze merkantilische Interesse, ja! — außer den Grundbesitzern, — die ganze Nation gegen sich; aber nicht aus Ueberzeugung ihrer Schädlichkeit, sondern wie bei uns aus Eigennutz. Die Sache

ist nun einmal so. Für die Manufakturisten und Fabrikanten auf dem Kontinent ist die Bill nützlich. Schon jetzt hält es schwer, auf den Messen mit den Englischen Waaren die Konkurrenz auszuhalten, wie würde es seyn, wenn der Englische Arbeiter Brod und Bier um zwei Drittel wohlfeiler hätte, zu eben dem Preise nemlich, wie die unsrigen. Er würde für ein Drittel des gegenwärtigen Tagelohns arbeiten können und die Englischen Fabrikate um soviel niedriger in die Konkurrenz kommen. Schickten wir auch eine Deputation an Mr. Canning, ihn zu bewegen, auch uns, wenigstens unsern Weitzen, frei einpassiren zu lassen, so würde auf die Frage: was gilt er bei ihnen? und die Antwort: 24 ßl. Sterling pr. Quarter (nemlich 36 ßl. pr. Rostocker Scheffel) die Audienz wohl gleich ihr Ende haben. Auch bin ich mit dem Herrn Verfasser des Aufsatzes nicht der Meinung, daß durch die Kornbill die Speculationen in England vernichtet sind, und also keine große Vorräthe seyn werden, wenn plötzlich Mangel einträte. Ohne Daten in Händen zu haben, um zu beweisen, daß deren da sind, scheint mir das dennoch außer allem Zweifel; denn der Spekulant hat ja immer gutes Spiel. Fällt der Weitzen z. B. auf 40 s. pr. Quarter, so kauft er. Nun steigt der Preis auf 50, 60, 70 s. Er müßte sehr unersättlich seyn, wenn er nicht

wegschlüge. Gesetzt aber, er will es noch länger ansehen. Der Durchschnittspreis wird 80 s., die Häfen werden auf drei Monate geöffnet. Nun kommt Korn von allen Seiten. Die Einsender haben aber Fracht, Versicherung gegen Seegefahr, bedeutende Verkaufskosten und schwere Zölle zu bezahlen, welche letztere nicht einmal zu berechnen sind, weil sie nach Maaßgabe der Preise steigen und fallen. (Man sehe meinen Aufsatz über diesen Gegenstand in Nr. 184 des Freimüthigen Abendblatts von 1822.) Der Spekulant in England hat von allem diesen nichts zu zahlen; die Kornbill ist also für ihn sogar vortheilhaft in Ansehung der Konkurrenz. Ja die Spekulanten auf dem Kontinent schicken sogar Getreide nach England, ehe die Häfen geöffnet werden, und lassen es unter des Königs-Schloß legen, um, wenn die Einfuhr frei kömmt, die Ersten am Markt zu seyn, oder es auch nach Belieben dahin verladen zu lassen, wo die Preise steigen. Auf diese Art ist England gegen plötzlichen Mangel geschützt und hat gleichsam ein Entrepot von fremdem Getreide im Lande. Indeß ist es nicht zu leugnen, daß die künstlich hoch gehaltenen Preise des Brodes und Biers unstreitig für England seine großen Unbequemlichkeiten hat. Sie erhöhen das Tagelohn für die Manufakturisten und Fabrikanten, die mit dem Auslande auf Messen

konkurriren sollen. Diese müssen sogar noch Fracht ꝛc. zu dem hohen Tagelohn bezahlen. Freilich kommt die Maschinerie und der Dampf nun wieder zu Hülfe; denn zu ersterer braucht man nur Oel und Fett, um sie zu schmieren, und Dampf, um sie in Bewegung zu setzen; Brod-Esser sind im Verhältniß wenige dabei. An Feuerung kann es wegen der unerschöpflichen Steinkohlenmienen nie fehlen. Ohne Maschinen und Dampf würden die Englischen Fabrikate doch wohl am Ende ganz vom Kontinent verdrängt worden seyn. Den Arbeitern in England ist übrigens der Preis des Brodtes ziemlich gleichgültig, weil das Tagelohn sich darnach richtet, und so verhält es sich mit manchen andern Klassen der Nation, weil sich am Ende alles so ziemlich ausgleicht. Was kümmerts mich, wenn ich den Fuß unter der einen Wagschaale habe, worauf 100 Pfund Gewicht stehen, wenn die andere nur eben so sehr belastet ist; auch mag man noch 1000 Pfund aufsetzen, wenn nur dasselbe auf die andere Schaale kömmt, mein Fuß wird davon nichts fühlen. So mit den Taxen, wie mit dem Preise des Brodtes.

England, sagt der Herr Verfasser des Aufsatzes, isolirt sich. — Man wird es seine Waare nicht mehr abkaufen können, wenn es kein Korn wieder nimmt. Ich möchte im Gegentheil behaupten, — so paradox

wie es auch klingen mag, — daß England durch die Kornbill den Absatz seiner Fabrikate und der Kolonialwaaren auf dem Kontinent verwahre. Die Bill drückt die Kornpreise auf dem festen Lande entsetzlich. Dies drückt den Landmann; die andern Klassen des Staats kaufen aber die ersten Bedürfnisse des Lebens um wenigstens zwei Drittel weniger wie sonst und befinden sich natürlich so wohl dabei, daß sie viel Geld zum Ankauf der Englischen Waaren und Kolonialprodukte übrig haben. Für die Deutschen Fabrikanten ist die Bill, — wie schon oben gesagt, — ein Glück; denn sie vertheuert ihren Kollegen in England das Tagelohn.

Uebrigens soll der Landmann nicht den Muth verlieren. Dieser Kelch wird vorüber gehen, und da der Lauf der Natur sich wohl nicht geändert hat, so werden Mißwachsjahre kommen und dann alle Kornbills und Künsteleien nichts helfen. Schon haben wir mächtige Alliirte an Sturmwinden, Regengüssen, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Heuschrecken, Feldmäusen ꝛc. gefunden. Die Noth des Landmanns hat noch andere Ursachen, wie die Kornbill: das für die Staaten sowohl, wie für die Individuen verderbliche Kreditsystem. Die Leichtigkeit, zur Zeit der hohen Preise Geld zu bekommen, welches dem Landmann gleichsam aufgedrungen ward, hat manchen verleitet, größere Güter zu

kaufen wie er sollte, und andere, ihre Güter mehr zu verschulden. Wäre es nie möglich gewesen Schulden zu machen, so hätten wir jetzt lauter schuldenfreie glückliche Gutsbesitzer. Die Kriegs-Drangsale wären längst verschmerzt. Indeß haben wir die große Beruhigung zu sehen, daß sich verhältnißmäßig nur wenige Gutsbesitzer bei dem Kreditverein, — ein wahres Palladium für Mecklenburg, — gemeldet und daß diese ihren Kreditoren, bei dem niedrigsten Anschlage ihrer Güter, überflüssige Sicherheit geben können.

Der gegenwärtige Druck der Zeiten wird für den Landmann eine heilsame Lehre gewesen seyn. Er wird, — wenn diese Periode vorüber, — suchen, seine Güter zu entschulden. Er wird Sommer und Winter dort wohnen; allen überflüssigen Luxus verbannen. Er wird nie vergessen, daß der Fluch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein „Brod essen," auf ihn besonders ruhe, und er wird wieder ruhig und glücklich werden; ja! glücklicher wie er es in den sogenannten guten Zeiten gewesen, die ihn nur schwindlich gemacht und von der rechten Bahn abgeführet haben. — Man verzeihe mir diese Digression, die der abgehandelte Gegenstand herbei geführet.

Schließlich bemerke ich noch, daß, — wie ich höre, — es die allgemeine Meinung in England sey,

daß die Kornbill dahin nächstens abgeändert werden wird; daß die Häfen für die Einfuhr fremden Getreides geöffnet werden und bleiben sollen, aber nur gegen Erlegung eines Zolles.

Rothspalk im Januar 1825.

v. Möller-Lilienstern.

Ueber die Vertilgung der Unkräuter.

In der 36sten Nummer des Land- und Hauswirths v. J. 1824 steht eine sehr lesenswerthe Abhandlung über diesen, für den Landwirth so sehr wichtigen Gegenstand. Der Herr Verfasser verwirft die, von den berühmtesten Naturforschern angenommene Regel: Omne vivum ex ovo, und stellet die Hypothese auf, daß es des Daseyns von Saamen gar nicht bedürfe, um Kräuter hervorzubringen; daß die Natur sie hin und wieder noch immerfort erschaffe, wo man sie aufwachsen sieht. Wenn man gewahrt, daß auf aus der Tiefe hervorgebrachte Erde, als aus Gräben, Moddegruben ꝛc. in einigen Monaten Kräuter mancher Art hervorwachsen, so sollte man wahrlich der Meinung des Herrn Verfassers des angeführten Aufsatzes beipflichten. Doch da dieselbe so ganz gegen alle Analogie streitet, so

glaube ich, daß wir alles hervorsuchen müssen, solche zu bekämpfen, ehe wir uns derselben, da sie für den Landmann so sehr niederschlagend ist, hingeben. Ich sage, sehr niederschlagend; denn wollen wir diese neuen Schöpfungen von Unkräutern einräumen, was helfen uns alle Mühen und Kosten, um unsern Acker von den vorhandenen Unkräutern zu reinigen? Wir säen seit einigen Jahren keinen Hafer aus Rügen mehr, aus Furcht, die Wucherblume (Chrysanthemum segetum) bei uns einheimisch zu machen. Diese Vorsicht wird aber ganz unnütz, wenn dies beschwerliche Unkraut sich von selbst erzeugen und unsere Felder überziehen kann. Der denkende Landmann, von der Natur umgeben immer beschäftiget die Wunder derselben zu einem Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen, um die Ursachen der vielen unbegreiflich scheinenden Wirkungen auszuspähen, verwirft mit Unwillen eine Hypothese, die freilich sehr bequem, aber keineswegs für ihn, der lieber lange vielleicht vergeblich suchen will, befriedigend ist, die nemlich: daß Kräuter von ohngefähr und ohne Saamen aufwachsen. Aber wie ist das Phänomen zu erklären, daß aufgegrabene sogenannte todte Erde sich begrünet? Erstlich glaube ich nicht an todte Erde; die ganze Natur lebt. Was jetzt Tiefe ist, war vormals Oberfläche, worauf Kräuter wuchsen, die ihren

Saamen darin zurückgelassen. Warum sollte man nun nicht annehmen, daß die Natur diesen Saamen mit einem Erhaltungs-Vermögen begabt, wodurch es sich lange Jahre im Schooße der Erde erhalten und nun, an die Luft gefördert, aufkeimen können. Wissen wir doch, daß Hederich-Saamen, über 30 Jahre in der Erde gelegen, aufkeimt, sobald er an die Luft kommt. Wenn ein Haufen ausgegrabene Erde in der Nähe des Hofes liegt, so machen sich gleich die Hühner und alles andere Vieh, — im Felde die Vögel, — darüber her, um die Würmer, — vielleicht auch Saamenkörner, — zu äsen. Diese schleppen vielleicht schon unverdauten Unkrautssaamen durch ihre Exkremente darauf. Der Wind wehet andere der benachbarten Pflanzen dahin, und die aufgegrabene Erde begrünet sich gewöhnlich mit Nesseln und solchen Pflanzen, die gerne in der Nähe wachsen. Warum hier eine neue Schöpfung? — Man sieht in gebirgigten Gegenden, in den Alpen, Appeninen ꝛc. Moose, Liechen und andere unvollkommene Vegetabilien auf den höchsten Felsenblöcken sich anheften und keimen, und man hat gefunden, daß solche beständig in der Luft schweben. Wenn ein Sonnenstrahl in ein finsteres Gemach fällt, so scheint er von Atomen zu wimmeln. Warum sollte man nun nicht annehmen können, daß die ausgegrabene Erde zum Theil durch

aus der Luft darauf fallenden leichten Saamen sich begrünet. Wenn unsere Mikroskope sich noch mehr vervollkommnen, so wird es vielleicht einmal möglich werden, die kleinen Saamenkörner in der aufgegrabenen Erde zu entdecken. Wie lange blieben uns nicht die Infusionswürmchen verborgen, und nun hat ein Naturforscher über 20000 derselben in einem Tropfen Seewasser an der Grönlandschen Küste, und Götze 200 Bandwürmer in den Gedärmen einer Schnepfe entdeckt.

Bei aufmerksamer Betrachtung der Natur dringt sich uns der Gedanke auf, daß dieselbe alle drei Reiche ein für allemal erschaffen, und es sich selbst zum Gesetz gemacht zu haben scheint, ferner nicht allein unthätig, sondern sogar gleichgültig zu bleiben. Von diesem zeuget alles in der physischen Welt. Von der moralischen ist hier die Rede nicht. Unser Planet ist einmal, völlig organisirt, ins unermeßliche Universum geschleudert. Die Natur hat alle seine Erzeugnisse, sowohl die organischen als unorganischen, mit großer Weisheit und Sorgfalt gegen ihren Untergang ausgerüstet und ihm dann sich völlig ganz überlassen. Die Thiere, welchen es an Organ zur Vertheidigung gegen ihren Feind gebricht, wie z. B. Kaninchen, Hasen, Ratten, Mäuse ꝛc. hat sie mit einer ungemein großen Fruchtbarkeit begabt. Eben so sind die Pflanzen, welche

von gewissen Thieren sehr nachgestellt werden, z. B. die Cactus ficus Indica, eine Lieblingspflanze der Elephanten, die Distel ꝛc. nicht blos mit Stacheln, sondern auch mit feinen Staubfedern versehen, welche den Saamen Meilen weit wegführen; aber dennoch sind Thiere, — und vermuthlich auch Pflanzen, — von der Oberfläche der Erde verschwunden, und in den großen Katastrophen, wovon deren zerrissene Oberfläche zeuget, untergegangen. Schon hat man versteinerte Knochen von 70 Thierarten, deren Originale gar nicht mehr lebend angetroffen werden, in Höhlen gefunden und aus der Erde ausgegraben (Cuvier Ossemonts fossiles). Auch die Originale der Megatherien wie der Mastadonte, das ungeheure Faulthier, dessen kolossalisches Skelet man am Plata-Strom ausgegraben und im Museum zu Madrid aufbewahrt hat, sind verschwunden. Im Mineralreiche unter andern die große Muschel, der Amonshorn genannt, von der Größe eines mäßigen Wagenrades, findet sich nur noch versteinert in den Kunstkabinetten. Alle diese Geschöpfe hat die Natur untergehen lassen; sie nicht wieder durch neue Schöpfungen ersetzt, oder sie aus nichts hervorgehen lassen. Wie können wir denn glauben, daß sie sich blos im Pflanzenreiche in solchen Anomalien gefallen sollte? Hat sie sich nicht deutlich durch die Sorgfalt, womit sie die Erzeug-

nisse des Thier- und Pflanzenreichs mit Erzeugungs- und Vertheidigungsorganen ausgerüstet, dahin ausgesprochen, daß sie diese Wesen nur sich selbst überlassen wolle? Es scheint sogar nicht in dem Willen der ewigen Weisheit zu liegen, daß Thiere und Pflanzen aller Art sich allenthalben auf der Erde finden sollten, wenn auch gleich das Klima ihrer Existenz nichts in den Weg legen würde. Wie die Spanier zum erstenmal das südliche Amerika durchstreiften, fanden sie nicht ein einziges der Quadrupeden der übrigen drei Welttheile. Auf den Inseln der Südsee findet man nur Schweine und Ratten. Als Sir Joseph Banks in Neu-Südwallis landete, fand er nur etwa 400 in Europa bekannte Pflanzen. Er nahm beinahe 4000 ganz unbekannte mit nach England, wovon der größte Theil sich dort leicht akklimatisirte. Humbold sagt: in Nord- und Süd-Amerika giebt es kein Heidekraut (Erica) und in der südlichen Halbkugel keinen Rosenstrauch.

Es scheint also keine Nothwendigkeit in den Plan der Schöpfung, daß alle Thiere und Pflanzen allenthalben existiren, und wir brauchen also auch nicht gegen alle Analogie anzunehmen, daß die Natur auf unsern Acker Unkräuter von selbst oder aus nichts entstehen lasse. Wir können uns also sicher an die Regel: Omne vivum

ex ovo, halten und fleißig alle lästigen und schädlichen Unkräuter zerstören, ehe sie ihren Saamen fallen lassen.

Der Herr Verfasser des vorliegenden sehr interessanten Aufsatzes giebt mehreren guten Rath, das Verschleppen der Unkräuter vom Hofe aufs Feld zu verhüten. Bei dem Verfüttern des Kaff's, Bulster's ꝛc. möchte es wohl anzurathen seyn, vorsichtiger zu Werke zu gehen, denn bekanntlich verdauet nur das Schwein den Unkrautsaamen und sogar den Radel. Auch kommt wohl viel Unkrautsaame durch den Mist der Viehställe auf den Acker; denn da Heu, Wicken und Klee mit allen sich zugesellenden eingefahrnen Unkräutern in den Scheunen und Vorrathshäusern auf Schlete gelegt werden, so ist es nicht zu vermeiden, daß der reife Saame in den Mist risselt, womit er dann, zumal frisch aufgefahren, ganz unversehrt aufs Feld kommt. Ein Boden von Bretter möchte wohl zu kostbar seyn, aber eine starke Unterlage von Stroh dem Uebel in etwas abhelfen.

Rothspalk im Februar 1825.

von Möller-Lilienstern.

Verhältniß der Schäfereien zum Rindviehbestande.

(Verspätet eingesandt aus dem Hagenower Distrikt.)

Ueber das wirthschaftlich richtige Verhältniß der Größe des Rindviehbestandes zu den Schäfereien ein allgemeines Prinzip aufzustellen, ist eine Aufgabe, die um so weniger allgemein zutreffend zu lösen seyn dürfte, als nur Lokalität dazu die erforderlichen Data an die Hand giebt, diese Lokalität aber zu mannichfach und verschiedenartig in unserm Vaterlande ist, als daß sie sich zu diesem Zweck in die nöthigen Klassifizirungen bringen ließe.

Es werden mithin immer nur theoretische Andeutungen gegeben werden können, aus welchen dann vielleicht bei Zusammenstellung der Lokalität mancher sich eine Regel für sein individuelles praktisches Verhältniß abstrahiren möge.

Das erste und hauptsächlichste Bestreben eines praktischen Landwirths soll doch wohl dahin gehen: den Kulturstand seines Guts nicht nur nicht zu deterioriren, sondern vielmehr ihn in Wachsthum zu bringen. Daß dies nur geschieht wenn dem Acker, für den zur Produktion der Körner und des Strohs erforderlichen Kraftaufwand, die richtigen Mittel und der nöthige Ersatz gegeben werden, das bedarf keiner Erwähnung. Diese Mittel aber,

und diesen Ersatz findet der Acker nicht blos in der Quantität, sondern auch in der Qualität des ihm werdenden Dunges, da eines Theils nicht jedes Land, vermöge seiner Bonität und der daraus folgenden eigenthümlichen Kraft geeignet ist, jede Art des Dungs zu zersetzen, um daraus die nöthige Produktionskraft sich zu verschaffen, anderntheils wieder manche Bodenarten nur geringe Dungquantität von besserer Qualität, andere durchaus größere Volumina bedürfen.

Dieses Bedürfniß muß in der Regel das Verhältniß des Rindviehbestandes zu den Schäfereien bestimmen, da der Dung dieser beiden Vieharten in der Quantität und Qualität von einander abweichend ist. Bisher war man der Meinung, daß der Schaafstalldung in seiner Nachhaltigkeit und Reichhaltigkeit sehr bedeutend dem Rindviehdunge nachstehe. Lehrt nun gleich die jetzige Erfahrung, daß durch richtige Behandlung des Schaafstalldungs, durch bessere Fütterung und besonders Tränkung des Schafviehes, worauf seit der angefangenen Veredlung der Schäfereien man eine größere Sorgfalt verwendet, als sonst bei den rauhen Heerden geschah, — daß dadurch der Schaafstalldung ebenfalls eine dem Rindviehdunge sich nähernde Reichhaltigkeit erlangt, so wird er doch, vermöge der ihm eigenthümlichen Hitze, welche eine eigene Kraft-

Konsumtion zur Folge haben muß, nie dem Rindviehdunge in der Qualität ganz gleichen, und also durch diese nie ganz zu vermindernde innere Konsumtion, trotz der obgedachten Verbesserungsmittel, auch an der Quantität verlieren. Allerdings möge man einwenden, daß in der Sommerdüngung durch den Pferchschlag ein wichtiger Ersatz dafür gefunden werde; allein dies dürfte dennoch kein Grund seyn, die Schäfereien auf Kosten des Rindviehbestandes unverhältnißmäßig zu vergrößern, theils wegen der bessern Bonität des Rindviehdunges, theils auch weil bekanntlich nur durch einen angemessenen Rindviehbestand der größere Theil des produzirten Streuungsmaterials wieder in produktionskräftigen Dung verwandelt werden kann.

Freilich zählt man in Mecklenburg einige Landgüter, die nach ihrer Lokalität sich entweder ausschließlich für die eine dieser Vieharten oder doch für die eine oder die andere überwiegend qualifiziren. Der erstern aber giebt es uur sehr wenige und die letztern werden um so mehr auch bald zu den Ausnahmen gezählt werden mögen, als in dem fast überall vorhandenen Mergel die Mittel gegeben sind, Niederungen, welche zur Schaafweide, und Höhen, welche zur Rindviehweide bisher untauglich gehalten wurden, dazu tauglich zu machen, besonders wenn bei Ersteren richtige Abgrabungen und bei

Letzteren Besaamungen mit Gräsern in praktische Anwendung zu bringen wären. Allemal aber sind dies doch nur Ausnahmen, und ist es wohl anzunehmen, daß der größte Theil der Landgüter Mecklenburgs dazu geeignet sey, beide Vieharten zu kultiviren.

Entgegne man nun noch, daß der Boden auf vielen Gütern mehr zu einer Bedüngung durch Pferch, auf andern aber wieder nur für den Stalldung sich eigne, so wird dieser Einwand schon durch die Erfahrung erledigt, indem diese beweiset, daß im ersten Fall auf Bodenarten, denen der Pferchschlag besonders ersprießlich erscheint, auch ein kurzer Rindviehdung, wenn auch nicht so schnelle, doch durch größere Nachhaltigkeit gleich werdende Wirkung hat; im andern Falle aber man statt des Hürdenlagers auch im Sommer durch die Schaafheerde Stalldung produziren möge.

Gefährlich ist's überdies für den Landwirth, sich für eine der beiden Vieharten ausschließend zu entscheiden, gefährlich in vieler Rücksicht; z. B. bei entstehenden Viehseuchen, da dann durch den möglichen Verlust seines ganzen Viehbestandes ihm die Mittel zur nothwendigen Ackerbedüngung fast ganz geraubt werden können, statt daß bei verschiedenartigen Viehbeständen ihm doch wahrscheinlich eine der beiden zu diesem Zwecke verbleiben wird; ferner

bei möglichen Mißwachsjahren, da das produzirte rauhe Futtermateriale durchaus für einen ausschließlichen, also sehr großen Rindviehbestand unzureichend seyn, wogegen das Schaafvieh mit einem weit kleineren Volumen ausreichen und dann im Sommer noch durch den Pferch Ersatz für den mangelnden Strohdung geben würde.

Ein Verhältniß endlich der Schäfereien zum Rindviehbestande in Ansehung des Geldertrages läßt sich wohl eben so wenig im Allgemeinen ausmitteln, da hier neben der Lokalität auch für den Absatz der Produkte die temporellen Konjunkturen entscheiden. Daß diese aber, — wenn gleich sich bisweilen mehr auf die eine oder die andere Seite neigend, — dem Wechsel außerordentlich unterworfen sind, das lehrt die Erfahrung schon der neuern Zeiten. Allemal aber möchte eine richtige, auf alle direkten und indirekten Vortheile und Nachtheile Bezug nehmende Durchschnittsberechnung ebenfalls einer angemessenen Kultivirung beider Vieharten das Wort reden, nicht zu gedenken, daß der nicht reiche Landwirth, wenn er eine seiner Hauptrevenüen ausschließend von der einen oder der andern dieser Vieharten erwarten will, bei ungünstigen Konjunkturen für diese, nothwendig in Verlegenheit gerathen und vielleicht oft einen zur Kultur-Vermehrung sonst bestimmten Kosten-Aufwand

beschränken, oder wenigstens zu seinem Nachtheil verschieben muß.

Mit diesen Andeutungen möge sich die unmaaßgebliche Ansicht des Verfassers rechtfertigen: daß die ausschließliche Kultivirung der einen Viehgattung mit gänzlicher Zurücksetzung der andern ein wirthschaftliches Mißverhältniß zur Folge haben, und nur ein richtiges Verhältniß für die Dauer zu erwarten seyn dürfte, wenn der Landwirth (versteht sich mit praktischer Berücksitigung seiner Lokalität bei Bestimmung der beiderseitigen Kopfzahl) auf die Beibehaltung aber auch möglichste Vervollkommnung beider Vieharten sein Augenmerk gleichmäßig richtet. Es wird dann der reine Ertrag aus dem einen dieser Erwerbzweige gegen den des andern nie merklich zurückstehen.

Pritzier im Januar 1825.

J. Rönemann.

Einige forstwirthschaftliche Beobachtungen über Stamm- und Wurzelausschlag, sowohl bei weicher als bei harter Hölzung.

(Veranlaßt durch die, S. 269 des eilften Jahrgangs dieser Annalen, befindliche Anfrage des Teterower Distrikts Meckl. Patr. Vereins.)

Wenn der Baum gefällt ist, so nennet man das stehen gebliebene Ende seinen Stamm. Diejenigen Schößlinge nun, die an diesem Stamme, so weit er über die Erde hervorragt, unmittelbar durch dessen Rinde zum Vorschein kommen, heißen Stammausschlag. Andere Ausschüsse, die, mehr oder weniger vom Stamm entfernt, aus der Wurzel durch die Erde hervordringen, sind unter dem Namen Wurzelausschlag oder Wurzelbrut bekannt. Beiden gegenüber stehet der Aufschlag aus Saamen, von welchem hier nicht die Rede ist.

Was nun das Weichholz betrifft, so weiß man, daß bei Erlen und Birken kein Wurzelausschlag statt finde; wenigstens hat Schreiber dieses seine ganze Lebenszeit sich vergeblich darnach umgesehen.

Eben so gewiß ist es aber, daß nicht allein die Erlen, sondern auch die Birken von 1 bis 6 Zoll Stärke, gleichviel ob die Bäume angepflanzt oder

aus Saamen erzeugt, wenn sie nur zur rechten Zeit abgetrieben waren, aus dem Stamme wieder ausschlagen. Früherer Erfahrungen nicht zu gedenken, berufe ich mich zu mehrerer Sicherheit auf einen namentlichen Fall. — Im Jahr 1805 ward hier ein Grabenbord mit jungen Birken bepflanzt. Der Grabenbord liegt hoch, der Wind kann also die Pflanzung von allen Seiten fassen. Daher hatte die Rinde, als die Bäume im vorigen Frühjahr abgetrieben wurden, bereits $\frac{1}{4}$ Zoll Stärke und ein Ansehen, wie bei alten Bäumen, gewonnen. Demungeachtet sind sie wieder ausgewachsen zu einer Höhe von 2 und $2\frac{1}{2}$ Fuß.

Die beste Zeit des Abtriebes ist im ersten Frühling, dann, wenn an den untern Zweigen das Laub in der Größe eines Mauseohrs sich zeigt. Wenn aber die Birkenbestände schon mehrere Mal abgetrieben wurden, so scheinen sie sich daran zu gewöhnen, und liefern, wenn sie auch gleich nach der Entlaubung abgetrieben werden, sehr guten Stamm-Ausschlag.

Derselbe ist jedoch vielen Unfällen unterworfen. Fürs Erste wird es keinem beobachtenden Forstmanne entgangen seyn, daß oft in sonst gut bestandenen Weichholz-Zuschlägen einzelne Stellen von mehr oder weniger Größe sich finden, wo die abgetriebenen Stämme gar keinen oder nur sehr küm-

merlichen Ausschlag hervorbringen. Daran ist lediglich der Frost Schuld, der leider! nun schon seit vielen Jahren, zu der Zeit, wann das Laub anfängt auszubrechen oder wenn es schon da ist, bei uns heimisch geworden. Der Grund aber, warum der Frost für gewisse Stellen, ausschließlich verderblich wird, liegt in der tiefern Lage, die sich auch durch das gewöhnlich dort auf der Erde liegende weißgelbe Moos kund giebt. Wollte der Forstmann aber die an diese verächtlich scheinenden Stellen verlorne Mühe auf Rechnung der Natur des Bodens oder der Holzart und nicht des Frostes bringen, so träte er jenen offenbar zu nahe. Man erlebt eben den Unfall bei Anpflanzungen. Ich kenne hier eine Birkenpflanzung, die vier Jahre hinter einander durch den Frost mißlang, aber auch, die auf derselben Stelle, bei günstiger Witterung, im fünften Jahre gerathen ist.

Ferner wird in denjenigen Forstrevieren, wo ein etwas beträchtlicher Rehstand ist, der Forstmann auf das Gedeihen des Stammausschlags der Birken vergeblich hoffen. Weit schlimmer, als die Bienen nach einem gefallenen Honigthau, ziehen die Rehe nach dem Birkenstammausschlag; sie äsen denselben so völlig ab, daß man oft in Verlegenheit kommt, zu ergründen, durch welche Veranlassung die todten Stämme da stehen. So schmerzlich diese Erfahrung

ist, so kann doch nicht allein durch die künstlich angepflanzten, sondern auch durch die aus dem Saamen entstandenen Birken Ersatz gefunden werden, indem die Rehe diese mit ihrem Abknospen gänzlich verschonen.

Endlich zeigt es sich aber auch da, wo die Rehe nicht Schuld daran sind, daß in einem sonst prachtvoll bestandenen Weichholz-Revier ein einzelner Stamm abgestorben dasteht, der dem Anscheine nach der gesundeste hätte seyn können. Wenn nun das Weichholz mit Recht beim Forstmann beliebt ist, weil es doch in Eines Menschen Leben, wenn dieses auch nur 60 Jahr dauerte, mehr als einmal abgeerndtet werden kann, so verdient es auch, daß man seine größte Aufmerksamkeit darauf richte. Ich habe mir deshalb vorzüglich Mühe gegeben, jene unerwarteten Todesfälle zu ergründen. Ich untersuchte zuerst die äußere Rinde, am Stamm, und dann, nach Wegräumung der Erde bis auf die großen Wurzeln, ob verderbliche Auswüchse statt fänden, die ich aber nicht wahrnahm. Dann nahm ich die Rinde ab, und fand sie fest angetrocknet, so daß die Safthaut theils am Stamm, theils an der Rinde sitzen blieb; eine gedenkbare Ursache des Todes fand ich nicht. Endlich ließ ich den Stamm ausgraben, so tief seine Wurzeln reichten, und von Erde reinigen. Dann schnitt ich die kleinen Wurzeln

mit einem Messer Stückweise ab; die größern wurden abgesägt; aber auch da zeigte sich nichts, zur Erklärung dienliches. — Mehrere Male habe ich diese Untersuchung wiederholt; sie gab mir nie bessere Auskunft. Es bleibt also auch hier der Ausspruch wahr: in der Natur bleibt vieles unerklärbar und verborgen!

Mit diesen Unfällen nun wird der Forstmann freilich immer zu kämpfen haben; wenn er sich aber vor ihnen zu retten weiß, so wird der Abtrieb der Birkenbestände, zumal wenn derselbe in der besten Zeit geschieht, gelingen und einen schönen Ausschlag gewähren.

In Betreff der harten Hölzung kann ich demjenigen, was Herr Garthe behauptet *): „daß die „Rothbuchen, wenn sie auch auf gutem Boden „stehen, vom Stock gar nicht wieder ausschlagen," ob er es gleich eine allbekannte Erfahrung nennt, nicht beipflichten, und zwar aus folgenden Gründen:

In einer von der Natur besaamten Büchenschonung, wo der junge Aufschlag es nothwendig macht, die letzten Saamenbäume wegzunehmen, ist es unvermeidlich, daß durch das Abstämmen der Bäume und durch das Hin- und Hergehen der Holzhauer, wie auch durch das Fortschaffen des geschlagenen

*) S. 271 a. a. O. der Annalen.
A. d. R.

Holzes nicht sollten viele Stämmchen beschädiget und zertreten werden. Versagte uns nun die Natur die Hülfe des Wiederausschlagens, wie viele mit allerlei Forstunkraut bewachsene holzleere Stellen würden dann dem Forstmanne täglich vor Augen schweben, und ihm die Freude, die wir doch bei einer wohlgerathenen Schonung empfinden, sehr verbittern! — Man lasse aber diese beschädigten Stämme bis zum nächsten Frühjahr ganz ruhig stehen oder liegen und haue sie dann kurz vor dem Ausbruch des Laubes, 2 bis 3 Zoll hoch über der Erde ab, so werden sie, wenn nicht alle, doch zum größten Theil ihren Ausschlag wieder hervortreiben.

Auch größere Buchen von zwei und mehr Fuß im Durchmesser schlagen zum Theil aus den Stämmen wieder aus und zwar nicht spärlich und dürftig, sondern grade vorzüglich kräftig und gedrängt. Man findet oft zehn und mehr Schößlinge im besten Wachsthum stehend an einem und demselben Stamm, woher es denn auch kömmt, daß dieser Aufschlag gerne dichte Haufen bildet, welche (im Oberlande) mit dem Namen Rollbusch belegt werden. Diese Benennung ist vom Stelljagen abzuleiten. Wenn nämlich das Wild zusammengetrieben und umstellt ist, so wird bekanntlich der freie Platz, auf dem es erlegt werden soll, (d. i. der Lauf) von dem Dikicht, in welchem es sich noch verbirgt (d. i. dem Kessel)

durch Scheidungstücher gesondert. Diese nennet man Rolltücher, weil sie, unten und oben auf Leinen gezogen, sich wie Gardinen Stückweise auf- und zurollen lassen. Nun pflegen die Jäger bei Aufstellung der Rolltücher gerne die Richtung dahin zu nehmen, wo sich Büchenstammausschlag findet, weil derselbe sich nicht allein durch die gedrängten Haufen, in welchen er vorkommt, sondern auch dadurch unterscheidet, daß er das trocken gewordene Laub, vermöge seiner innern Kraft im Winter länger festhält, und also beim Jagen eine bequeme Gelegenheit darbietet, sich in der Nähe des Rolltuchs zu verbergen. Daher ist es wahrscheinlich gekommen, daß man diesen Büchenstammausschlag mit der Benennung Rollbusch auszeichnete. Ich führe dieses an, weil es beweislich macht: 1) daß ich mich unmöglich irren könne, wenn ich behaupte, daß es wirklich Stammausschlag von Rothbuchen gebe, und 2) daß grade dieser Ausschlag sich als der kräftigste auszeichne.

Außer dem Stammausschlag ist aber noch bei abgehauenen Buchen in unbestimmter Entfernung vom Stamme ein Ausschlag zu finden, der unter dem Namen Wurzelbrut bekannt ist. Da, wo diese Ausschüsse sich zeigen, findet man beim Nachsuchen in der Erde an der Büchenwurzel ein kleines rundes weißgelbes Knöllchen, in der ganz ähnlichen

Gestalt einer Warze. An dieser sitzen nach unten zu viele kleine Faserwurzeln, die dem aus dem Knöllchen hervorgehenden Sprößlinge die Nahrung zuführen. Dieser bringt sofort kleine Nebenzweige mit sich und unterscheidet sich von anderm Aufschlag nur durch die oberste etwas mehr gerundete Knospe, aus welcher nur Ein Blatt zum Vorschein kommt. Will man aber ausmitteln, welches Stammausschlag oder Wurzelbrut, und welches aus dem Saamen erzeugte junge Buchen sind, so wird sich dem Forstmanne bei der Untersuchung die Ueberzeugung darbieten, daß erste beide, wenn sie auch nur ein Alter von drei Jahren zählen, bei ihrer Berührung fest, wie angenagelt, dagegen die aus Saamen erzeugten Buchen ganz lose dastehen, und so finden wir oft, was wir in der Entfernung vergeblich suchen, ganz nahe vor Augen.

Wenn nun die vieljährige Erfahrung den Forstmann über dieses, wie über vieles Andere zur Gewißheit führt, so bleibt im Gegentheil viel Mehreres höchst ungewiß. Da die Rothbuche, wie allgemein angenommen wird, zu ihrer Vollkommenheit ein hundert und zwanzig Jahre gebraucht, so ist z. B. in Ansehung der Behandlungsart der Forsten wo der Eine die jungen Buchen ausforstet, der Andere sie größer werden läßt und plänkert, der Dritte Alles der Natur überläßt, gewiß sehr un-

entschieden, wer von diesen das Richtigste und Beste wählte, da wir leider! nicht 120 Jahre leben, mithin das Ende nicht absehen. Ich muß also wohl bedauerlich hinznfügen: es giebt in der Forstwirthschaft keine Meister, — nur Lehrlinge! — Indessen, in demjenigen, worüber die Erfahrung mit Gewißheit zu uns spricht, muß auch ein jeglicher ihr Recht zu verschaffen suchen.

Würden daher einige der vielgeehrten Herren Forstmänner, unter denen ich mir schmeichle, manche gute Bekannte und Freunde zählen zu dürfen, in meine Beobachtungen Mißtrauen setzen, so ersuche ich dieselben gehorsamst, mich mit einem freundschaftlichen Besuche zu beehren, da es mir eine Freude seyn würde, über das Vorgesagte die thatsächlichen Beweise darzuthun.

Faulenrost den 13ten Januar 1825.

Wilh. Richter.

Einige Worte über die Ursachen der niedrigen Korn-Preise.

Dieser Gegenstand kann nicht zuviel beleuchtet werden; denn wenn man erst alle Ursachen aufgefunden haben wird, welche die Getreidepreise fast in allen Ländern bis weit unter ihren Produktionskosten drücken: so geräth man vielleicht auf Gegenmittel.

Bis jetzt giebt man folgende Ursachen: 1) Verminderung der Konsumtion nach erfolgtem Frieden; 2) größere Erweiterung des Getreidebaues, durch Aufbruch und Urbarmachung wüster Ländereien; 3) Anwendung großer Kapitalien, und 4) mehrerer Menschenhände, die vorher im Kriege beschäftiget waren, verzehrten und nichts produzirten, jetzt mehr produziren als sie verzehren; 5) sehr vermehrter Anbau von Kartoffeln; 6) vermehrte Einfuhr des Reisses; 7) das ausländische Korn, welches jetzt von Odessa, Kaffa, Tanger u. s. f. auf den europäischen Märkten erscheint; vorzüglich aber 8) die drei reichen Erndten, die unmittelbar aufeinander gefolgt sind; 9) Abnahme des baaren Geldes, theils durch die Unruhen im Spanischen Amerika, theils durch das unmäßige Spekuliren in öffentlichen Papieren, wodurch das Geld außer dem

Umlauf gesetzt und insbesondere dem Ackerbau entzogen wird; 10) der durch die Kontinentalsperre veränderte Gang des Handels, insbesondere des Kornhandels; 11) die große Vervollkommenheit, welche der Ackerbau in dem größten Theil von Europa erfahren hat; 12) das Brennen des Branntweins aus Kartoffeln, — ich möchte hinzusetzen 13) den Umstand, daß seit der Französischen Revolution der Gebrauch des Haarpuders beinahe ganz aufgehört. Es vertrieb ihn erst der Sanskülottismus; nachher der Korn-Mangel. In England, wo man gewöhnlich auf alles früher aufmerksam wird, was irgend guten oder schädlichen Einfluß haben kann, wie in andern Ländern, wurde das Pudern der Haare, — in den Hungerjahren, — nur gegen eine jährliche Abgabe von einem Guinee für den Kopf erlaubt. Die Polizei hatte das Recht, von jedem Gepuderten die Vorzeigung seiner Erlaubnißkarte zu fodern. Man erinnert sich wohl, daß sonst sogar alles Militair gepudert war, ja mitunter sehr stark, wie z. B. die ungarischen Grenadiere und die Kurhessischen Garden, mit ihren dicken Zöpfen, worin der Puder, oder schlechtes Mehl, bei Händevoll hineingeworfen ward. Wer erinnert sich nicht der dicken Zöpfe vieler jungen Leute vom Civil-Stande, deren sogar Lichtenberg in seinen „Fragmenten von Schwänzen" gedacht

und solche abgezeichnet. Wer erinnert sich nicht der ungeheuren, hohen, breiten, puderreichen Frisuren, der Chignons der Damen, der großer gepuderten Allongen-Perücken u. s. w.

Man nimmt die Population von Europa ohngefähr auf 160 Millionen an; davon die Hälfte Kinder, bleiben 80 Millionen Erwachsene. Es ist fast unmöglich mit irgend einem Grad von Wahrscheinlichkeit und Genauigkeit zu bestimmen, wie viele Menschen sich vormals gepudert. In einigen Ländern mehr, in andern weniger. Im alten Frankreich fast alle. Ich habe vor der Revolution sogar Matrosen, die von einer weiten Reise kamen, gleich in einem Friseur-Laden eilen sehen, um sich frisiren und recht weiß pudern zu lassen. Alle Postillons waren gepudert. Ich mögte wohl dreist behaupten, daß von den 25 Millionen Menschen, welche Frankreich damals zählte, wenigstens 10 Millionen gepudert waren. In England war die Mode auch allgemein; ich habe, einige Jahre vor der Französischen Revolution, in London 11 Kerls hängen sehen, wovon acht frisirt und sehr weiß gepudert waren.

Sollte man wohl annehmen können, daß in Europa von den 160 Mill. Menschen sich 30 Mill. gepudert hätten? Wir wollen es mal thun (denn man puderte sogar Kinder vom 8ten Jahre an),

und einem jeden nur 12 Pfund Puder jährlich erlauben, das macht 360 Millionen Pfund Mehl, welche jährlich verpudert wurden! Und was wurde nicht an Pommade verschmiert! Animalisches Fett, welches auch der Landbau liefert.

Es giebt Länder, wo man jede Familie zwingt, jährlich eine gewisse Quantität Salz zu kaufen, sie mag es gebrauchen oder nicht. Es wäre lächerlich, ein Gesetz machen zu wollen, daß alle Leute jährlich eine gewisse Quantität Haarpuder nehmen sollten, sie möchten sich pudern oder nicht. Wenn aber das Frisiren und Pudern als Mode (dieses tyrannischtes aller Gesetze) von oben ausginge, so würde vielleicht der Gebrauch des Puderns sich auch wieder allgemein verbreiten, thut es doch schon sonst so manche Sache, der sogenannteu guten alten Zeit. Uebrigens ist, — nebenher gesagt, — der Gebrauch des Puders ein uralter Gebrauch, denn es wird in den Homerischen Hymnen auf Hermes gesagt: (also vor beinahe 3000 Jahren) daß die Mören (Parzen) sich das Haupt mit Mehl bestreuten.

Pommade und Puder soll den Haarwuchs befördern, nnd das Fett der Haut des Kopfes sehr heilsam seyn.

Ein gepuderter Kopf verdirbt die Kleider, wodurch die Manufakturen gewinnen.

Alle Vorschläge, welche die niedrigen Kornpreise

erhöhen könnten, verdienen Beachtung. In einer landwirthschaftlichen Zeitung steht der Vorschlag: den Pferden, statt sie ganz mit Hafer zu futtern, $\frac{2}{3}$tel Rocken zu geben; welches bei stark arbeitenden hingehen, andern aber schaden mögte. Auch würde dann wieder der Preis des Hafers entsetzlich sinken, und vielleicht die Leute auf den Einfall gerathen, Brod davon zu backen. In Schottland ernähren sich an zwei Millionen Menschen von Haferbrod (Oat-cakes) und die Leute, welche schwere Arbeit verrichten, wie z. B. die, welche in den Minen von Derbyshire (in England) arbeiten, ziehen es im Winter sogar dem besten Weitzenbrodte vor, im Sommer aber dieses, weil das Haferbrod sehr erhitzet.

Die alten Hebräer sollen, — wie Regnier schreibt, — ein Sabbathjahr gehabt haben, wo ein Jahr lang alle Felder wüste gelegen. Dies könnte helfen, wird aber wohl nicht einzuführen seyn.

Man muß nicht ermüden, auf Mittel zu sinnen, dem Landmann schleunigst zur Hülfe zu kommen, um ihn von dem gänzlichen Untergange zu retten, von dem er fürwahr nicht gar weit mehr entfernt ist; denn geschähe es nicht, und überließe man ihn seinem Schicksal, so würde man, — aber zu spät, — gewahr werden, von welcher großen Wichtigkeit seine Erhaltung gewesen, und zwar aus der schreck-

lichen Reaktion seines Ruins auf alle andern Klassen des Staates; dann werden, — aber zu spät, — die Städter in einem gewissen Lande, wo sie ganz von ihm leben, es schwer bereuen, nicht zufrieden gewesen zu seyn, ihm das Brodkorn zu einem Spottpreise, kaum um die Hälfte, was es ihm zu produziren kostete, mit den von ihm verdienten Gelde abgekauft, noch Prozesse gegen ihn geführt zu haben, um wo möglich ihre, dem Uebersteuerten, den, unter dem Druck der Zeiten zu Boden sinkenden, noch ein Theil Abgaben aufzubürden, die sie konstitutionsmäßig zu tragen verbunden.

Rothspalk im März 1825.

v. Möller-Lilienstern.

Aussicht zur Hülfe in der Noth des verarmenden Ackerbaulandes.

In Hessen will man sich belehren lassen über den Grund der Mißpreise der Produkte und der Schwäche des Handels und Gewerbverkehrs, ungeachtet die Bevölkerung so sehr gestiegen; und sucht man diese Belehrung im Lande selbst von den Beamten und Vereinen, obgleich das Leiden der Zeit Hessen nicht eigenthümlich ist, und freie Beobachter der Erschei-

nung der Zeit, in allen Ecken und Winkeln des gedrückten Nordens, sich über den Grund vielfach ausgesprochen haben.

Der Standpunkt der Regierung, so wie der ihrer Diener, ist nicht geeignet, alle die Gründe der Verminderung der Preise zu übersehen, wenigstens wird man den einen Hauptgrund der Verminderung der Preise, nemlich die Verarmung unter dem Drucke der Abgaben für die einseitigen Locale, sterile Konsumtion im Dienste und für die öffentliche Schuld nicht gehörig würdigen wollen. Es hat einen großen Einfluß auf die Konsumtion; ob 5 oder 20 pCt. des erzeugten Werths an den Staat bezahlt werden; ob die Dienerschaft vermehrt, und so besoldet ist, daß ihre Konsumtion in der fremden Waare verwandt werden kann.

Leider ist jetzt wohl schon zu ausgemacht, daß die allgemeine Verminderung der Preise nicht nur in dem Frieden, in der Verminderung der örtlichen Konsumtion des Krieges, sondern auch hauptsächlich darin gegründet ist, daß durch das Sperrsystem der große Kornhandel gestört worden, also keine Preise erzeugen kann, daß der große Markt an der Themse dem Auslande verschlossen und durch innere Kommunikation sein Bedarf ersetzt ist.

Das Korn erreichte die hohen Preise als die Kriege geführt wurden am Rhein und in den Nieder-

landen, wo die größte Bevölkerung und die größte Produktion ist.

Je mehr die Bevölkerung des Ackerbaues steigt, je mehr die Hände durch Maschinen ersetzt, je kleiner also das Verhältniß der Städte und ihrer Gewerbe wird, und je mehr das Volk durch Abgaben gedrückt, je ärmer auch die Menschen werden durch Anwachs der Bevölkerung, desto mehr muß der Kartoffelbau befördert und benutzt werden, desto weniger wird Getreidenoth zu befürchten seyn, desto weniger kann der Handel darauf spekuliren.

Holland, England, Spanien haben den Kornpreis gemacht für ausführende Kornländer an der See. Denn das darbende Binnenland, zu dem keine Kanäle führen, kann, wenn es auch Geld hat, auf den allgemeinen Preis keinen Einfluß haben.

Holland versorgt sich jetzt aus Brabant, die Themse durch Kanäle aus dem Innern, und das übervölkerte Irland muß sich an Kartoffeln halten und immer mehr Weitzen nach England senden, welches seine Kanalfahrt immer mehr erweitert, und sich dadurch unabhängig macht von fremder Hülfe. Die Schottischen Hochländer haben jetzt nicht mehr von Zeit zu Zeit Hungersnoth, weil ihre Armuth zur Kartoffelfütterung übergegangen, und bei Hafer und Kartoffeln anwächst.

Spanien und Portugal haben nicht mehr Amerikanisches Geld.

Der Kornhandel mit seinen Preisen beruht auf der Idee von geldreicher Noth. Wenn diese als Täuschung aufgedeckt wird, weil die Kartoffeln surrogiren, oder wenn jener gestört wird, so kann er nicht weiter wirken, und der Landmann wird den Austausch seiner Produkte beengt finden. Sein Verbrauch muß sich vermindern, so wie seine Produkte an Werth verlieren und die Staatslast ihn drückt.

Wenn kein auswärtiger Absatz befördert werden kann, so wird nur dadurch zu helfen seyn, daß die Konsumtion im Lande nützlich vermehrt wird, und sie wird dadurch am nützlichsten vermehrt, daß die überflüssigen Produkte verwandt werden auf die Mittel, welche die Kultur dauernd erhöhen, und den Vertrieb wohlfeiler machen. Erhöhung und Verbesserung der Maschinenarbeit; Sicherung und Erweiterung der Kommunikationswege; Bau der Kanäle und Landstraßen muß betrieben werden. Die überflüssigen Produkte müssen verwandt werden auf die Erweiterung der Kultur der Güter, und die Erleichterung der Kommunikationen der Produkte. Wir müssen die Produkte nicht vermindern sondern vermehren, und darauf raffiniren, sie wohlfeiler zu liefern.

Verschließt Europa in feindseliger Selbstsucht, oder im Kampf über widerstrebende Prinzipien, sich wechselseitig seine Häfen, so müssen wir suchen übers große Meer unsere Produkte selbst umzutauschen.

Die alte Leier von der Beförderung der Fabrikationsgewerbe, welches nicht mehr auf Handarbeit beruhet, sondern Kapitalarbeit ist, klingt nicht für arme Ackerbauer, die noch mehr verarmen müssen, wenn sie ihr Geld vergeuden in Fabrikationen, die sie wohlfeiler kaufen können. Soll die Armuth genährt werden, so geschieht das wohlfeiler in Armenkolonien.

Wir müssen also darauf denken, unserm wohlfeil erzeugten großen Produktenreichthum einen Ausweg über die Grenzen des neidischen Europas hinaus zu verschaffen, und ich meine, daß sich dazu eine Aussicht eröffnet hat.

Die Länder der heißen Zone, welche uns mit ihren Kolonialprodukten jetzt durch England arm machen, bedürfen unser Getreide, unser Oel eben so sehr, als jene Fabrikwaaren, womit England den Zucker und Kaffee eintauscht, der uns so viel kostet. Westindien und Südamerika, Rio de Janeiro, Bahia, diese Pflanzorte von Europa, sind eingerichtet für die Erzeugung der Kolonialwaaren und für die Gewinnung von Gold und Silber und Perlen. Der Neger bedarf aber nicht nur

Werkzeuge, sondern auch unsere Produkte des Ackerbaues, die er nicht erziehen kann. Die heisse Zone erzeugt kein Korn, wenigstens nicht in den heissen Niederungen, und nicht überall an den Küsten; und die Kommunikationswege sind noch so inpraktikabel, daß Zufuhr zur See nöthig wird. Von bloßem Zucker und Reis und Wurzelgewächsen lebt man auch dort nicht. Man braucht auch Mehl. Der Anwachs von Nordamerika ist allein erklärbar aus seiner Produktion für das mittlere und südliche Amerika. Freilich geht Taback und Reis nach Europa, der Hauptabsatz seiner Produkte ist aber auf dem Bedarf von Westindien und Südamerika gegrüudet. Hier ist ein ungeheurer Markt, der nie aufhören kann, weil die Sonnenstrahlen das Getreide verbrennen, der also sich verstärken muß, so wie die Bevölkerung steigt, die steigen muß, je mehr durch Zufuhr die Zunahme der Bevölkerung begünstigt wird, und je mehr die Produkte der Zone gesucht werden.

Nordamerika verwandelt seinen Weitzen in Mehl, um ihn dem Einfluß der Witterung auf der See widerstehen zu lassen.

Nordamerika ist dem südlichen Amerika nicht näher, als wir, weil es nicht grade zu vom Norden nach dem Süden fahren kann, sondern erst gegen Osten bis in die Nähe von Afrika steuern muß, um

mit Wind und Strom nach Westindien und Südamerika zu gelangen.

Wir können also eben so gut und eben so nah den Markt erreichen, an dem das uns ähnliche ackerbauende Nordamerika groß gezogen worden. Freilich kosten ihm seine Schiffe weniger, und mag sein Seevolk geübter seyn. Die Uebung können auch wir erlangen, und viel Schiffe verfaulen uns.

Darüber, daß unser Weitzenmehl in Rio de Janeiro abzusetzen ist, haben wir seit ein Paar Jahren Erfahrung gemacht. Es sind von Pommern mehrere Ladungen nach Rio gesandt, welche wohlerhalten angekommen und vortheilhaft verkauft sind. Merkwürdig ist, daß wenn gleich unser Mehl noch nicht so raffinirt gewesen, als das Nordamerikanische, es sich doch besser gehalten hat. Man hat unsern Weitzen getrocknet, ehe man ihn gemahlen hat, was auf die Haltbarkeit einwirkt. Auch mag der Nordamerikanische, auf dem jungen geilen Boden gewachsen, mehr Gluten enthalten, und in dem feuchten Klima nicht so trocken, vielleicht auch nur in Feimen, aufbewahrt werden. Alles nordische Korn ist vielleicht haltbarer, was denn wohl nicht bloß Folge des Dörrens ist.

Man will wissen, daß, um Rio de Janeiro, welches bekanntlich schlechte Kommunikation mit den Hochlanden und dem Innern hat, zu versorgen,

so viel Weitzenmehl erforderlich ist, als Mecklenburg und Pommern nicht übrig haben. Welche herrliche Aussicht!

Wie wird es aber mit dem Mahlen? Muß die Aussicht nicht verschlossen werden durch unsere Mühlenrechte? Wird die Gesetzgebung nicht erst einschreiten müssen mit der Bestimmung, daß die Mühlenzwangsrechte sich nicht erstrecken dürfen auf die Mehlfabrikation für den Handel. Durch die Steuer wird unsere weise, menschenfreundliche Regierung die trostvolle Aussicht uns nicht rauben wollen.

Kommt die Sache in Gang, so muß dem Kaufmann erlaubt seyn, Dampfmühlen oder andere für sein Gewerbe zu errichten. Das junge Amerika hat dadurch große Vorzüge vor dem alten Europa, daß es, nicht gefesselt durch altes Recht, für jedes Gewerbe, welches die Zeit und die Begebenheiten hervorlocken, frei sich bewegen kann.

England rettet vielleicht das unter der Bürde seiner Bedürfnisse erliegende Europa durch das Anknüpfen der engern Handelsbande mit den jungen Staaten, welche ihre Eroberungen der rohen Natur vom Mutterlande abgerissen haben, dem der Pabst sie zugesprochen.

Soll Nordamerika sich nicht zum Herrn des Handels machen und die Reichthümer der Welt an sich

reißen; so muß Europa mit ihm in die Schranken treten, um die Schätze des uferreichen Amerika's auf sich abzuleiten.

Spanien und Portugal benutzten Amerika fast nur für die Gewinnung von Gold und Silber, Perlen, Indigo und Kakao. Sie vernachlässigten aber die Kultur von Zucker, Kaffee und Baumwolle und solcher Produkte, die wir bisher aus dem Orient gezogen, fast ohne andere Tauschmittel, als Gold und Silber, weil der altgebildete Orient sich versorgt findet mit allem, was wir ihm anbieten können.

Europa fühlt sich erschüttert, seit Amerika nicht mehr mit seinen baaren Schätzen Portugal und Spanien versorgt, seit es sich losgerissen, und seine Bergwerke über die große Bewegung vernachlässigt hat, Spanien und Portugal also nicht mehr der Kanal sind, durch den Amerikanische Schätze dem Osten von Europa und dem großen Markt des Handels zugeführt werden.

Wenn bei diesem veränderten Zustande nicht England jetzt als Vermittler einträte, wie würde es am Ende um die Civilisation von Europa aussehen, die doch gegründet ist auf dem großen Welthandel, dem Austausch der Erzeugnisse der Zonen, nicht auf Gold und Silber, aber auf der Produktion für den Austausch.

Amerika, das sich von Europa losgerissen hat, und von Europa feindlich behandelt wird, kann dieser Feindschaft nichts anders entgegensetzen, als die Versagung der Handelsverbindung, das Verschließen der Häfen, das Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers.

Nordamerika, das der Europäischen Politik nicht unterliegt, muß diese Stimmung benutzen wollen, den Handel des abgerissenen Amerika also an sich ziehen. Europa verlöre also den Aufschwung, den ihm die Entdeckung von Amerika gegeben, und da es seine Bedürfnisse nicht aufgeben kann, so würde es dem Nordamerikaner noch mehr tributär werden müssen, als es Ostindien geworden.

Der direkte Handel mit Westindien und Südamerika bereichert Europa, weil es ein Tauschhandel ist, durch den beide Theile gewinnen. Je mehr der Handel steigt, desto größer ist die Masse, die eingetauscht wird, also der Reichthum. Der Handel mit China auch und auf Nordamerika wird dadurch zehrend, weil es ein Einkaufen ist und nicht Tausch. Freilich dauert ein solcher einseitiger Handel nicht lange. Die Verarmung der Käufer ist eine natürliche Folge. Der arme Mann ist aber bald ein schlechter Mann, zumal wenn er reich seyn möchte. Die Menschheit versinkt in ihm.

Es ist also eine Wohlthat, welche Europa erwiesen wird, wenn England, dieser Depositär des Europäischen Vermögens, sich ins Mittel schlägt, und, statt der Abhängigkeit in der Oberherrlichkeit, Handelsverbindungen mit den unabhängig gewordenen Staaten eingeht, wenn es durch seine Anleihen sich die Länder anhänglich macht, wenn es seine Kapitalien anlegt auf Herstellnng der Bergwerke, wenn es auf dem Festlande Pflanzungen entstehen läßt, die, bei dem bisherigen Oberherrlichkeitssystem, nur auf den Inseln sich verbreitet hatten.

Die Zeitungen berichten uns, daß die Pommerschen Landstände, angelockt durch die Aussicht auf den Absatz von Mehl nach Südamerika, ihrer Landesherrschaft repräsentirt haben: ob nicht besondere Handelsverbindungen mit den Amerikanischen Staaten, die sich vom Mutterlande abgerissen, anzuknüpfen seyn, um den Absatz dahin sich zu sichern.

Es ist nicht bloß Weitzenmehl, was sichern Absatz findet, sondern auch Leinmehl und andere Produkte, als Glaswaaren und wollene Waaren. Das Hauptinteresse inzwischen würde doch immer haben der Absatz des Weitzens, dem die Häfen von Europa verschlossen sind, in Mehlgestalt.

Den Fabrikliebhaber wird nicht entgangen seyn, daß junge Fabriken, die ihre Fabrikate nicht mit denen der alten messen können, übers Meer sicherer

ihre Erzeugnisse absetzen können; daß England die Größe seines Manufakturgewerbes besonders verdankt dem Absatze in Westindien. Also wird der Fabrikfreund auch wünschen müssen, daß der Handel mit fabricirtem Getreide in Gang komme, um als Mitgift sein versuchtes theures schlechtes Fabrikat dort anzubringen, wo man weniger wählerisch seyn darf.

Bei der Fabrikation des Mehls ist kein Schade. Diese Art von Fabrik wirft weit mehr ab, als jede andere. Sie nährt den Müller und den Mühlenbauer, giebt Materiale für Branntwein und Viehfutter.

Die Sache hat eine sehr dringende Seite.

Wird England seine Kornbill nicht aufheben, so ist keine Rettung für uns abzusehen*), wenn wir unsere überflüssigen Produkte nicht außer Europa den Ländern zuführen, die des Mehls bedürfen, um eine Völkerung zu ernähren, die Produkte erzeugt, welche uns Bedürfniß geworden.

Gerne würden wir auch wohl mit unsern Produkten bescheiden in Europa geblieben seyn. Verdrängt man uns hier aber, so müssen wir uns einen Markt suchen in dem Welttheil, dessen Erzeugnisse uns gleich unentbehrlich sind, er anerkenne Euro-

*) Seit 140 Jahren hat der Quarter Weitzen in England nur fünfmal den Preis von 80 Shilling erreicht.
A. d. Verf.

päische Oberherrlichkeit oder nicht. Wir vergelten nicht den blutigen Haß Spaniens gegen den Protestantismus.

Wir müssen aber eilen, die Verbindung anzuknüpfen, damit England, Holland, Dänemark und Schweden nicht uns aus der neuen Welt so ausschließen, wie sie in der alten uns bloß für die Noth aufgespart haben.

Würdigung der gepulverten Knochen, als Dungmittel.

Seit einiger Zeit hat sich das Knochenmehl, unter den animalischen Dungmitteln, einen Ruf erworben. Wohl nicht wenig verhalf es demselben zur baldigern Berühmtheit in Deutschland, daß solches in England, woher uns schon so manches Gute gekommen, von den Landwirthen vielfach benutzt wird. Man ward um so aufmerksamer auf den Knochendünger, je häufiger große Schiffsladungen Knochen aus den hiesigen Seehäfen jenem industriösen Inselvolke zugeführt wurden, und begann die Nachahmung des ausländischen Verfahrens mit einem günstigen Vorurtheile für dasselbe. Aus einigen Gegenden, z. B. dem Westphälischen, Nassauischen, hörte man von der Anlage meh-

rerer Stampfmühlen, von welchen das Knochenmehl als Kaufmannswaare verkauft ward, um das Allgemeinerwerden dieses wichtigen Dungmittels zu fördern. Mehrere glänzende Resultate von angestellten Versuchen sind bekannt gemacht worden *), während, (wie es gemeiniglich und leider! zum großen Schaden unserer Wissenschaft bei den Experimentirenden statt findet), zweifelsohne manche mißgeglückte Proben auch dem größern Publikum verheimlicht geblieben; theils aus falscher Eigenliebe, theils aus jener Gleichgültigkeit, welche uns so leicht späterhin gegen Dinge, denen wir eine zeitlang Kosten, Mühe, Zeit und Aufwand vergeblich gewidmet, erfaßt, und uns zu Allem, was darauf Bezug hat, lässig macht.

Wenn wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, daß das Knochenpulver ein schätzenswerthes Dungmittel sey; so scheinet uns doch, daß gar Viele die

---

*) So redet in Nr. 25 Jahrg. 1820 des Rh. Westph. Anz. ein Oekonom über den Gebrauch des Knochenmehls aus Erfahrung und versichert, daß er seit neun Jahren desselben gegen 1000 Rthlr. gekauft und damit zu Rocken, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Klee, Gras u. a. Fruchtarten mit dem besten Erfolg gedüngt und gefunden habe, daß für die Dauer nur bloß der gut bereitete Pferde- und Kuhmist den Vorzug behaupte.

A. d. Verf.

Kraft desselben zu hoch anschlagen möchte. Der Knochendünger wirkt nur immer unter gewissen Bedingungen, und wenn ihm bestimmte Bestandtheile eigen sind. Die Lobeserhebungen, welche man ihm vielseitig ertheilt, leiden also einige Einschränkungen, und da dieser Ruf, dessen er sich erfreuet, nicht völlig begründet ist: so möge man uns erlauben, über seinen wahren und eingebildeten Werth, so wie diese bis jetzt die Erfahrung ergeben, ein Wort mitzureden, und vielleicht zum Frommen gewisser Leute, welche den überschätzenden Kraftbeimessungen jenes Dungs ganz unbedingt Glauben geschenkt, die hohe Meinung, worin man rücksichtlich desselben befangen seyn möchte, in etwas herabzustimmen.

Die Knochen der Thiere bestehen aus Phosphorsäure, Kalkerde und Wasser. Es ergiebt sich hieraus zwar, daß dieselben auf jeden Boden, welcher nicht schon von Natur überflüssige Kalktheile besitzt, eine düngende Kraft äußern müssen, indeß wird sich diese, bei der Anwendung von verschiedenem Knochenpulver, nie in gleichem Grade äußern. Ich weiß, daß mehrere Landwirthe es für völlig gleichgültig hielten, welche Art von Thierknochen, von welchem Alter und sonstiger Beschaffenheit sie dieselben zur Düngnng benutzten; waren es nur Knochen, so konnte ja, ihrer Meinung nach, die gute Wirkung nicht ausbleiben.

Aber wie stutzten sie, und wie unbegreiflich schien es ihnen, als sie theilweise von dem erwarteten glänzenden Erfolge wenige oder gar keine Merkzeichen wahrnahmen, während zur selbigen Zeit ein anderer Theil der Experimentirenden, welcher doch auch nur mit reinem Knochenpulver gedüngt, sich im Lobe dieses trefflichen Dungmittels gleichsam erschöpften. Das Abweichende in diesen Erfahrungen wird sehr leicht erklärbar, wenn man sich einer chemischen Untersuchung der, auf verschiedenen Stellen angewandten, Knochen unterzieht. Da wird man finden, daß derjenige, welcher mit Ochsen- und Kuhknochen gedüngt, den besten Erfolg verspürt habe; diesen werden, in Hinsicht der Wirkung an Kraft und Dauer, die Knochen von den Schweinen, und demnächst von den Kälbern und Schaafen folgen. Wessen Knochenpulver lediglich aus zerstampften Pferdegebeinen bestanden, der dürfte sich endlich gar keiner Wahrnehmung, rücksichtlich des Effekts seiner Düngung, erfreut haben, und alle diese verschiedenen Wirkungen werden sich noch wieder eigen modificiren, je nachdem die benutzten Knochen von krepirtem Vieh oder von gesundem Schlachtvieh hergestammt, je nachdem ihnen ein minderer oder höherer Grad des Alters eigen war; je nach welcher Methode man Gebrauch von ihnen gemacht u. s. w.

Auf Art der Knochen kommt es also bei der

besprochenen Düngung vor allen andern an. Diese sollen, wie gesagt, vermöge des Fettes und der Gallerte, welche sie enthalten und mittelst des Kalkstoffes zersetzen, so also eine ammoniakalische Seife bilden und wirken. Der Graf Chaptal sagt in seiner Agrikultur-Chemie, die manches Neue und Wissenswürdige enthält, daß man aus den Ochsenknochen 50 bis 55 Hunderttheile Gallerte *), aus den Pferdeknochen 36 bis 40, aus den Schweinsknochen 48 bis 50 erhalte. Die Bestandtheile der Pferdeknochen scheinen uns, in Gemäßheit der augenscheinlichen Wirkung, welche man von ihrer Anwendung verspürt, in einem solchen Verhältnisse zu einander zu stehen, daß uns obige Annahme empirisch zweifelhaft bedünkt, indeß können wir sie nicht durch chemische Beweisgründe widerlegen, da wir uns der nothwendigen Zerlegung nicht unterzogen haben. — Je jünger das Thier, je weniger dicht das Gefüge seiner Knochen ist, desto mehr Gallerte enthalten dieselbe. Nach Chaptal geben die Fußknochen des Elentthiers, des Hirsches, des Rehbocks und der Hasen bei der Analyse 85 bis 90 Hunderttheile an phosphorsaurer Kalkerde.

*) Bährens (s. dessen natürliche und künstliche Düngungsmittel,) sagt: die Rindsknochen enthalten in 100 Theilen 51 Theile Gallerte, $37\frac{7}{10}$ phosphorsauren Kalk, $1\frac{3}{10}$ phosphorsaure Bittererde.
A. d. Verf.

Alte und verwitterte Knochen haben durch Verwesung so viele ihrer Bestandtheile eingebüßt, der wirksame thierische Leim ist so sehr ausgetrieben, daß sie durch diesen Verlust auch ihrer düngenden Kraft beraubt worden. Man zerschlägt freilich in England die frischen Knochen auf einem Ambos und verkauft sie dann an die Radschmier-Fabrikanten, die das Fett ausziehen und sie dann wieder an die Landwirthe absetzen, welche aus Erfahrung behaupten wollen, daß die Wirkung des Knochenmehls, selbst nach geschehener Extraktion der fetten Theile, nicht unbedeutend seyn soll. Allein, da wir wissen, daß in einem solchen Zustande die Knochen nur noch Kalkerde und Wasser enthalten: so können wir uns auch von dem Erfolg ihres Gebrauchs leicht so viel Begriff machen, um fest überzeugt zu seyn, daß diese Düngung nie auf erschöpftem und kraftlosem Boden der Wirkung einer Kalkdüngung gleich kommen werde. Chaptal drückt sich über jenes Verfahren folgendermaßen aus: „In „einigen Ländern zieht man mittelst kochenden „Wassers das Fett und einen großen Theil der Gal„lerte aus dem Knochenmehl, ehe man es an den „Landmann verkauft, aber dadurch entzieht man „ihm einen großen Theil seiner befruchtenden Kraft."

Auf die Art und Weise, wie man die Knochen zur Düngung bereitet, kommt unendlich viel an.

Die Methode der Mehrzahl, sie zu zerstoßen und auszustreuen, hat, wie Erfahrung ergeben, fast gar keinen Nutzen, weil die Knochen sich auf solche Art viel zu langsam auflösen. Die Gallerte zersetzt sich so allmählig in der Erde, daß man erst mit der Länge der Zeit eine Wirkung davon verspürt. Die Bereitung kann auf zweierlei Weise von statten gehen, welche ich hier beide beschreiben werde.

Jedenfalls ist die Zermalmung der Knochen in Gegenden, wo keine Knochenmühlen an den Mühlen angebracht sind, die schwierigste Aufgabe. Indeß kann man sich mittelst Anwendung nachstehenden Verfahrens *), jenes Geschäft sehr erleichtern. Man legt nemlich die Knochen mit lebendigem Kalk schichtweise durcheinander. Wenn man sie darin eine zeitlang liegen läßt: so werden sie, der Luftsäure beraubt, in gewissem Grade aufgelöst, und sind dann leicht völlig zu zerkleinern. Das erhaltene Pulver wird, nach dem Verfahren Einiger, mit Kalk in einen Haufen zusammengeschlagen, etwas angefeuchtet und einige Monate in Ruhe gelassen, bis man es zu benutzen gedenkt. Andere schichten das Mehl ohne anderweitige Beimischung in Haufen auf, worin man es in eine anfangende Gährung übergehen läßt. Sobald die Knochen

*) Nach Pagets Vorschlägen.
A. d. Verf.

einen durchdringenden Geruch verbreiten, breitet man die Haufen auseinander, und macht Gebrauch von denselben. Während der Gährung kann man ganz deutlich beobachten, daß sich auf der Oberfläche der pulverisirten Knochen eine dünne, fettige Schichte bildet, die, ihrem scharfen und stechenden Geschmack nach zu urtheilen, aus einer Verbindung der Gallerte mit dem Ammonium zu entstehen scheint, welches sich bei der Zersetzung aller thierischen Stoffe erzeugt. — Beiläufig erwähnen wir hier noch einer dritten Methode, um die Knochen zum Dungmaterial geeigneter zu machen: nemlich sie zu verbrennen und die Asche auszustreuen. Es ist dieses Düngungsmittel zwar nicht ganz unwirksam, da es aber lediglich aus phosphorsaurem Kalk noch besteht, so kommt es dem Knochenpulver lange nicht gleich. Thaer sagt davon: „Gebrannte Knochen haben die Wirkung des Kalks."

Der Gebrauch und die Anwendungsart des Knochenmehls ist im Grunde noch immer zweifelhaft. Nach den vielseitigen Erkundigungen aber, welche wir darüber eingezogen, und nach unsern eigenen Beobachtungen scheinen wir berechtiget anzunehmen, daß der Knochendünger in weit größerer Quantität, als man bis dahin hat eingestehen wollen, angewendet werden muß, wenn er einen

bedeutenden Einfluß auf den Wachsthum der Pflanzen äußern soll. Da er an Kraft und Dauer dem Mistdünger nie gleichkömmt, so können wir nicht einsehen, wie ein Landwirth, welcher Dünger zukaufen will, seinen Vortheil darin finden könne, Knochenmehl statt Stallmist zu erhandeln; letzterer wird ihm nicht kostbarer zu stehen kommen, und verhältnißmäßig seinen Boden viel stärker aufhelfen. Man begnüge sich also in jeder Landhaushaltung, die jährlich abfallenden Knochen zu sammeln und zu präpariren, und sie, da man wohl nur in seltenen Fällen eine solche Masse gewonnen haben wird, daß es zweckmäßig wäre, sie für Feldsaaten anzuwenden, für seine Gartenfrüchte, denen man die gehörige Portion davon zufließen lassen kann, zu bestimmen. Eine Hauptregel, welche man bei der Knochendüngung zu beobachten hat, ist diese: daß man das Knochenmehl in die Erde bringe, weil sonst Luft, Licht und Sonne solches unkräftig machen. Man feuchte es an, jedoch nicht so stark, daß es von zu vielem Wasser klumpere, und streue das Pulver über die zur Einsaat bereiteten Beete. Auf Kartoffelland säe man es und bringe es unter, indem die Kartoffeln in die Furchen gelegt werden. Erfahrung hat ergeben, daß man auf einer Quadratruthe 10 bis 11 Pfund Knochenmehl bedürfe,

wenn man etwas damit ausrichten will *). Man begnüge sich also, lieber ein kleines Stück stark zu bestreuen, als daß man ein großes Revier oberflächlich übersäe. In obiger Quantität angewendet, thut das untergebrachte Mehl auf allen Arten von Gartenfeldern, bei Bohnen, Erbsen und Rüben ausnehmende Wirkung.

Um die Saat in eine schnelle Vegetation zu bringen und das Unkraut zu vertilgen, ist das, mit der Saamenaussaat zugleich vorzunehmende Ausstreuen eines Düngerpulvers, welches aus Kalk und Knochen bereitet wird, sehr anzurathen; dagegen ist der Erfolg jeder Art von Knochendünger, wenn derselbe über bereits aufgegangene Saaten gestreut wird, ganz unbedeutend; und eben so verhält sich sein Gebrauch auf Kleestücken, Grasfeldern, Weiden und trockenen Wiesen; nur feuchte Wiesen zeigen mehr Nutzen davon.

„Die Anwendung des Knochenmehls zur Beförderung der Vegetation," sagt Lampadius in den ökonomischen Neuigkeiten, „habe ich im Sommer 1823 sehr bewährt gefunden. Da ich der Meinung bin, daß sich die Anwendung dieses

*) Nach dem Preise, worin das Knochenmehl bisher gestanden, käme also die Bedüngung einer großen Holsteinischen Tonne Land circa 45 Thaler zu stehen.

A. d. Verf.

Dungmittels mehr für die Gärtnerei als für die Feldwirthschaft eignet, so ging ich mit meinem Versuche in den Garten. Ich hatte in der Hauswirthschaft gesammelte Knochen im Backofen dörren und sodann pulverisiren lassen. Ich legte acht Felder oder Beete Bohnen, als: Türkische Bohnen, Schwertbohnen, Zuckerbohnen und Zwergbohnen wie gewöhnlich in Reihen. Jedes der Beete war 20 Fuß lang und 3 Fuß breit. Die Dammerde dieser Beete ist wegen ihrer niedrigen Lage mehr schwer und feucht, als leicht und trocken. Sie war im Jahre 1823 mit Pferdemist angedüngt. Ich gab ihr 1822 keinen neuen Dünger, sondern streute kurz vor dem Legen der Bohnen auf jedes Beet 2 Pfund Knochenpulver dünn in die Furchen aus. Die Bohnen geriethen sämmtlich höchst ausgezeichnet. Sie blüheten und trugen von Mitte Julius bis Ende Oktobers zu den ersten Frösten und gaben reichliche Erndte. Mein Garten kann, vermöge seiner tiefen Lage, von den Vorübergehenden übersehen werden, und ich hatte oft die Freude eines Gärtners, den ungemeinen Wuchs dieser Bohnen von den Vorübergehenden bewundert zu sehen. Ich empfehle den Gärtnern dieses Mittel aus voller Ueberzeugung. Wie leicht lassen sich nicht im Jahre einige Zentner Knochen in den Haushaltungen sammeln."

Wir schließen diese Zeilen mit dem Wunsche, daß sie dazu beitragen mögten, einige irrige Meinungen über das besprochene Dungmittel zu berichtigen; denn wohl Mancher hat sich auch hier, gleich über andere ökonomische Gegenstände, welche für ihn in praktischer Hinsicht zu den weniger bekannten gehören, durch die Suade eines gewandten Theoretikers und den Redefluß eines beliebten Schriftstellers in seinem Urtheile bestechen lassen. Eine schöne Sache ist es indeß, daß unserer Wissenschaft auf die Dauer wenige Ungereimtheiten eingeschwärzt werden können, indem der einfachste Satz der Erkenntniß a posteriori durch Sinnesanschauung erworben, durch Verstand gesichtet und zu Beobachtungen erhoben seyn muß, bevor ihm in der empirischen Doktrin eine feste Stelle zu gewähren ist. Richten so manche Extravaganzen und Renommistereien, denen das landwirthschaftliche Publikum sein Ohr leihet, auch für eine Weile Verwirrung und Unheil an; so fallen sie endlich doch immer, der Natur der Sache nach, wieder in ihr Nichts zurück.

Seegaard, im Schleswigschen, März 1825.

Alexander v. Lengerke.

Letzter Nachtrag zu meinem Aufsatze über Gyps und Torfasche *).

I.

Frage.

„Wirken Gyps und Torfasche auch auf das Gedeihen des Klees, wenn gleich diese Mittel nicht mit den Blättern desselben in Berührung kommen? Ist nemlich ihre Thätigkeit auf die Blätter oder mehr auf Boden und Wurzel gerichtet?"

Versuche.

Im May 1824 machte ich vom wenig versprechenden, schon hinlänglich herangewachsenen rothen Klee eines bemergelten Lehmberges vier gleiche Abtheilungen, jede zwei Fuß breit und zwei Fuß lang.

Nr. 1, vier QFuß, blieb ohne Bestreuung.

Nr. 2, vier QFuß, ward mit $\frac{1}{2}$ Loth Gyps auf gewöhnliche Art bestreuet, so daß ein großer Theil davon auf den feuchten Blättern hängen blieb.

Nr. 3, vier QFuß, ward anders behandelt; ich faßte von jeder einzelnen Kleepflanze die Blätter zusammen und bestreuete allein das Erdreich um die Pflanze herum mit $\frac{1}{2}$ Loth Gyps, ohne im Geringsten die Blätter zu bestäuben.

---

*) Man vergleiche hiemit die vorhergegangenen Versuche eben dieses Verfassers im eilften Jahrgange dieser Annalen S. 109 und 121. A. d. R.

Nr. 4, vier QFuß, ward möglichst aller Blätter beraubt und dann auf gewöhnliche Art mit $\frac{1}{2}$ Loth Gyps bestreuet.

Bemerkung.

Ich bediene mich bei meinen Versuchen abwechselnd des Gypses und der Torfasche, und betrachte, vieler Erfahrung nach, beide als gleichwirkend für das erste Jahr. Was den mehrsten Torfaschen an Qualität abgehet, kann man durch Quantität ersetzen. Für die folgenden Jahre habe ich den Gyps in der Regel ausdauernder gefunden.

Erfolg.

Zur Vormatt zeigte sich wenig Wirkung. Zur Nachmatt hingegen war Nr. 1 schlecht, Nr. 2, 3, 4 ließen deutlich die günstigen Einwirkungen des Gypses bemerken. Nr. 2 und 3 waren sich ganz gleich und zum besten. Nenne ich den Klee-Ertrag von Nr. 1 = 1, so wäre das von Nr. 2 = $2\frac{5}{10}$, von Nr. 3 = $2\frac{5}{10}$, von Nr. 4 = $2\frac{2}{10}$. Durch Gewicht konnte es nicht genau bestimmt werden, weil Thiere, wahrscheinlich Haasen, im September den gegypsten Klee auf Nr. 2, 3, 4 rein vom Grunde weggefressen, den nichtgegypsten von Nr. 1 aber durchaus nicht berührt hatten.

Antwort.

Hieraus folgt nun: „daß der Gyps nicht auf „Blatt, sondern auf Boden oder Wurzel wirke."

II.

Im Jahre 1823 hatte ich auf einem gemergelten Lehmberge nicht bestreueten schlechten rothen Klee. Es war die

Frage:

„Auf welche Art man durch Bestreuung von diesem Acker nach dem ersten Kleeschnitt für das nächste Jahr den besten Weitzen erzielen könne?"

Zum Bestreuungsmittel war eine Torfasche, früher E genannt, gewählt. Der erste sehr geringe Kleeschnitt war im July genommen. Eine Fläche des Klees legte ich nachher in mehrere gleiche Abtheilungen.

Versuch.

Nr. 1, 32 QFuß, ward den 1sten August umgegraben, und dann der Acker nicht bestreuet.

Nr. 2, 32 QFuß, ward den 1sten August umgegraben und dann der Acker bestreuet mit 4 Loth Torfasche E.

Nr. 3, 32 QFuß, ward nicht umgegraben und der Klee mit 4 Loth Asche bestreuet den 1sten August.

Nr. 4, 32 QFuß, ward nicht umgegraben und blieb ohne Bestreuung.

Nr. 5, 32 QFuß, ward den 1sten Septbr. umgegraben und der Acker nicht bestreuet.

Nr. 6, 32 QFuß, ward den 1sten Septbr. umgegraben und der Acker dann bestreuet mit 4 Loth Torfasche E.

Nr. 7, 32 QFuß, ward nicht umgegraben, sondern der Klee bestreuet den 1sten Septbr. mit 4 Loth Torfasche.

Ohngefähr seit Mitte August war die Wirkung der Asche auf Nr. 3 am Klee durch dunkle Farbe u. s. w. bemerklich geworden. Bis zum 1sten Oktober zeichnete Nr. 3 sich fortwährend vortheilhaft aus. Auf Nr. 7 war die Asche ohne Erfolg geblieben. Ich grub an diesem Tage alle sieben Abtheilungen, ohne den auf einigen stehenden Klee wegzunehmen, um, und besäete sie gleichmäßig mit Weitzen. Nach vollbrachter Arbeit bestreuete ich eine Hälfte von Nr. 1 und eine Hälfte von Nr. 4, jede mit 2 Loth Torfasche.

Auf Nr. 1, 2, 5, 6, den schon im September umgegraben gewesenen Stellen war der Weitzen den 11ten Oktober aufgelaufen ohne Unterschied. Am 13ten kam der von Nr. 3 zum Vorschein und erst am 17ten der von Nr. 4 und 7. Nach dem Auflaufen bestreuete ich einen Theil des Weitzens auf Nr. 1 und 4, wovon der Acker noch keine Asche erhalten hatte, mit etwas Torfasche. Der frühe aufgelaufene Weitzen blieb während der ganzen Herbstzeit dem andern etwas im Wachsthum vor, aber auf keiner Abtheilung konnte man vor Winter eine

deutliche Wirkung der Torfasche auf den Weitzen bemerken. Eine Erscheinung, die nicht ganz mit frühern bei ähnlicher Gelegenheit gemachten Erfahrungen übereinstimmte.

Der sämmtliche Weitzen kam gut durch den Winter.

Das fruchtbare Maywetter belebte die Vegetation des Weitzens. Bald zeigten die richtig angewandten Stoffe ihre Kraft. Der Weitzen auf Nr. 2 wurde dunkler, breitblättriger, üppiger; dann folgte Nr. 2 in der Güte, darauf Nr. 1, 5, 6 von mittlerer Beschaffenheit, und Nr. 4 u. 7 ganz schlecht.

Nenne ich den Ertrag von Nr. 2 = 3, so wäre der von Nr. 3 = $2\frac{1}{2}$, von Nr. 1, 5, 6 = $1\frac{1}{2}$, von Nr. 4 und 7 = 1. Alle Unterabtheilungen von Nr. 1 und 4 waren ohne Auszeichnung.

Antwort.

Am mehrsten hatten gewirkt die Ackerbestreuung vom August, darauf folgte die Kleebestreuung von derselben Zeit. Die übrige Bestreuung ohne Erfolg. Etwas wirksam war das zweimalige Umgraben; es beschleunigt auch das Auflaufen. Besonders muß aber darauf geachtet werden, daß

die Torfasche auf Acker gestreut für Weitzen Anfangs August mehr wirkt als auf Klee gleichzeitig zu diesem Zweck verwandt; daß mithin hieraus ebenfalls hervorgehet der Beweis für die Richtig-

keit der direkten Acker- oder Wurzelwirkungs- und die Wiederlegung der indirekten oder Blatt-Aufnehmungslehre.

Zugleich zeigt dieser Versuch, welchen Einfluß die Jahreszeit auf den Erfolg der Ackerbestreuung habe.

III.

Frage.

„Wie ist für Sommerkorn die sicherste Wirkung der Torfasche oder des Gypses nach eingetretener Herbstbestellung zu erlangen?"

Versuch.

Von etwas Wendacker auf einem gemergelten Lehmberge machte ich im Januar 1823 mehrere Abtheilungen.

Nr. 1, 64 QFuß, bestreuete ich im Januar 1823 bei Thauwetter mit 8 Loth Gyps;

Nr. 2, 64 QFuß, den 4ten April mit 8 Loth Gyps;

Nr. 3, 64 QFuß, den 4ten May mit 8 Loth Gyps.

Nr. 4, 5 und 6, jede 64 QFuß, blieben ohne Bestreuung.

Den 12ten May wurden alle sechs Abtheilungen umgegraben und mit Gerste besäet. Gleich darauf Nr. 4 mit 8 Loth Gyps, und nach dem Auflaufen der Gerste Nr. 5 mit 8 Loth Gyps bestreuet. Nr. 6 aber ohne Gyps gelassen.

Beim Auflaufen war das Ansehen der Gerste aller Abtheilungen sich gleich. Ohngefähr acht bis

vierzehn nachher ward die Wirkung sichtbar. Nr. 1 ward dunkel, stark und üppig; Nr. 2 schien sich etwas auszuzeichnen; die übrigen Abtheilungen schlecht ohne Unterschied. So blieb das Ansehen bis zur Erndte; so der Ertrag.

Antwort.

Es wäre daher nur durch frühe Ackerbestreuung sicherer Erfolg für Gerste und wahrscheinlich auch anderer Sommerfrüchte zu erwarten, und die Lehre: von dem Aufnehmen des Gypses und der Torfasche durch die Blätter, hiermit nochmals widerlegt.

Ich bemerke der Praxis wegen, was schon öfters gesagt:

1) für Klee wirken die Bestreuungsmittel am sichersten, wenn sie demselben vor May;
2) zu Winterkorn, wenn sie dem Brachacker vor August;
3) zu Sommerkorn, wenn sie dem Acker während der Wintermonate überstreuet werden.

IV.

Die Mittheilung folgenden Versuchs mögte hier nicht am unrechten Orte seyn:

Im July 1823, nach dem ersten Schnitt, wurden beim weißen Klee auf einer mit Erde bekarrten Wiese Bestreuungsversuche unternommen. Gyps wirkte, gute Torfasche wirkte, u. s. w.

Zwey gleiche Kleeflächen, jede von 8 □Fuß, wurden auf folgende Art behandelt:

Nr. 1. bedüngt im July mit 1 Pfund frischen, getrockneten Pferdedung ohne Stroh.

Nr. 2. bedüngt zur selben Zeit mit der Asche von eben so viel Pferdedung, der einen Tag vorher verbrannt, = 4 Loth.

Nr. 2 zeigte im Herbst deutlich die günstigste Einwirkung und gab einen Ertrag = 2.

Nr. 1 ward durch den Dung bis dahin nicht verbessert. Ertrag = 1.

Ein Theil von beiden Stücken ward im Oktober 1823 umgegraben und mit Weitzen besäet. Vom Frühjahr 1824 bis zur Erndte zeichnete der Weitzen von Nr. 2 sich vortheilhaft aus.

Das nicht umgegrabene Stück von Nr. 2 war zur Vormatt 1824 noch besser im Grasertrag als das eben so gelassene von Nr. 1. Zur Nachmatt 1824 bekam Nr. 1 schon Vorzüge vor Nr. 2, und im Laufe dieses Herbstes ist Nr. 1 auffallend besser. Wahrscheinlich ist die Asche auf Nr. 2 schon verzehrt und der Dung jetzt, vermöge seiner Auflösung, in voller Thätigkeit. Die Wirkungszeit beider Mittel war sehr, der Erfolg der Wirkung aber vielleicht nicht so verschieden. Nun wäre es interessant, von gelehrten Landwirthen zu erfahren: auf welcher Stelle hier Reitz- und auf welcher nährende Dung-

kräfte als prädominirend angenommen werden dürfen?

Komparative Versuche mit Rapsstroh gegen Asche von Rapsstroh; mit Heu gegeu Asche von Heu, unter Verhältnissen, die den oberwähnten ähnlich, haben ähnliche Resultate herbeigeführt.

Striesenow im Oktober 1824.

Pogge.

In Folge dieses Gegenstandes entspannen sich in der Versammlung mehrere Gespräche über die Vegetation, über die Ernährung der Pflanzen, deren Resultat ohngefähr folgendes war:

daß in vielen Fällen ein Schaffen neuer vegetabilischer Stoffe aus mineralischen Substanzen unter günstigen Verhältnissen, in Gegenwart von Wasser, Luft und Wärme unter Mitwirkung der Pflanzenkraft und Zugabe von etwas Pflanzendung in der Natur vorzugehen scheine.

Vielleicht spielen galvanische Kräfte hierbei wichtige Rollen.

Die Luft kann unmöglich das alles hergeben, was man oft an Plus aus gedeihenden Vegetationen erübrigt.

Die Absorbtion des Luftnahrungsstoffes vom Blatt sey bedingt durch die Gegenwart des Erd- oder Wurzelstoffes.

Die Zeit erlaubte nicht, sich ausführlicher in der Versammlung über diesen interessanten Gegenstand zu verbreiten.

Jenes Gespräch führte noch auf einen verwandten Gegenstand, auf die von vielen Schriftstellern empfohlne Anwendung pulverisirter Knochen zum Düngen.

Derselbe hatte schon früher die Aufmerksamkeit des Distrikts auf sich gezogen. Es waren mit geglüheten, pulverisirten Pferdeknochen Bestreungsversuche auf rothem Klee im Jahr 1822 und 1824 angestellt, aber immer ohne Erfolg, obgleich zur selben Zeit angewandter Gyps gewirkt hatte. Vielleicht war die Zubereitung der Knochen nicht die richtige, oder muß man sich ihrer auch auf andre Art bedienen? — den Acker damit bestreuen? — um Nutzen davon für Kornfrüchte zu ziehen.

Man hält allgemein den phosphorsauren Kalk für das Hauptwirkungsprinzip der Knochensubstanz. Mehrere Mitglieder hatten beim Brennen gewisser Torfarten einen Phosphorgeruch wahrgenommen, und gefunden, daß die Asche von solchem Torf die Vegetation vieler Gewächse stark befördere.

Man war der Meinung, daß auch hier phosphorsaure Verbindungen vorherrschten und beschloß einstimmig, den sämmtlichen Distrikten die Versuche mit Knochendüngung gegen Gypsdüngung zu empfehlen. In England soll erstere Wunder thun, dagegen letztere nur an wenig Orten wirken.

Der Herr Baron von Schmidt hatte die Güte eine chemische Untersuchung der nach Phosphor riechenden wirksamen Torfasche zu versprechen *).

---

*) Man vergleiche hiemit den vorstehenden lehrreichen Aufsatz des Herrn von Lengerke.

A. d. R.

Ueber die Erleichterung des Kornvertriebs aus der südlichen Hälfte des Herzogthums Güstrow durch Magazin = Anlagen in Güstrow auch Bützow.

Da in diesem Winter die Straße von Teterow nach Rostock und von Güstrow nach Rostock mit Kornwagen kaum zu passiren gewesen, und die Seite von Mecklenburg, welche sich nach Strelitz hin erstreckt, ihr Getreide doch großentheils nach Rostock verfahren muß, den weiten Weg sich aber abgekürzt wünscht: so ist das Veranlassung gewesen, daß mehrere Güter Lokalitäten in Güstrow aufgesucht haben, um Korn zu lagern, welches dann im Frühling auf der Nebel nach Rostock transportirt werden kann. Gewiß würde recht viel Korn in Güstrow gelagert werden, wenn der Ort Speicher hätte. Nicht nur der Landmann würde diese Speicher benutzen, um sein Korn bis zur Abfuhr zu Wasser aufzubewahren, sondern auch der Rostocker Kaufmann würde in Güstrow Korn aufkaufen lassen, das in der Regel hier doch einige Schillinge wohlfeiler ist, wenn nur die Gelegenheit zum Lagern wäre.

Es ist der Anlaß gegeben zu einem Speditions- und Kommissionsgeschäft, welches alle südöstlich

liegende Landgüter sehr interessirt, und es fehlt an Gelegenheiten für das Geschäft, es mangelt an Speicher.

Die Stadt Güstrow würde sich verdient machen, wenn sie, so wie sie zur Erleichterung des Wollhandels das Wollmagazin gebauet hat, so auch einen Speicher baute zur Einleitung des Speditions- und Kommissionshandels mit Getreide auf der Nebel. Es dürfte der Speicher als Einleitung vorerst nur eingerichtet werden auf 250 Last. Hat das Geschäft erst festen Fuß gefaßt, so werden sich schon privati finden, welche, wenn man ihnen Platz gönnt, Speicher für eigne Rechnung bauen.

In Rostock ist für jetzige Verhältnisse der Bodenraum sehr theuer. Es wird daher auch Rostocker Kaufleuten die Gelegenheit zum Lagern in Güstrow sehr willkommen seyn.

In dem abgewichenen Winter mögen für den Transport nach Rostock etwa 120 Last Weitzen in Güstrow gelagert seyn. Es kann nicht fehlen, daß der Kaufmann und Landmann mehr lagern wird, wenn er sicher auf Lagerung rechnen kann, und die Lagerung nicht zu theuer wird.

Die Stadt selbst ist zu sehr mit Wohnhäusern besetzt, als daß hier könnten wohlfeile und zweckmäßig eingerichtete Speicher erbauet werden.

Vor dem Schnoienthor aber, an der Rostocker Landstraße, über die Nebelbrücke hinaus, in der Gegend wo ehemals der Galgen stand, können auf einem festen sandigen Untergrund sehr paßlich Speicher gebauet werden, die keiner Feuersgefahr ausgesetzt sind, und deren Versicherung vorerst ganz unnöthig seyn würde.

Die Straße nach Rostock und Stralsund läuft hier zusammen.

Zweitausend Schritte davon ist der paßlichste Ort zur Verladung des Korns auf der Nebel und der Weg dahin ist fest und leicht zu unterhalten.

Es frägt sich nur, wer zuerst die Anlage errichten wird für die Lagerung des Getreides? Ob die Stadt Güstrow, Rostocksche Kaufleute oder Landbegüterte.

In England würde die Sache sich bald machen. Wo sich Gesellschaften zu Aktien für Kanalfahrt finden, da wird sicher für eine Unternehmung, die man kaum Spekulation nennen kann, die Kompagnie nicht lange zu suchen seyn. Wir sind nicht unternehmungslustig, denn unsere Armuth hat leider nicht viele disponible Kapitale.

Aehnliche Magazin-Anstalten würden sich für Bützow eignen, dessen Umgegend eben so sehr der Erleichterung des Transports bedarf.

In dem südlichen Deutschland am Rhein, an der Donau, finden sich allenthalben Magazin-Anstalten für Getreide zur Benutzung der Ströme, die nicht können zum Transport benutzt werden, wenn keine gesicherte Sammlungsanstalten sind.

Da man in Mecklenburg von jeher sich sehr mit Projekten für die Schiffbarmachung der Gewässer herumgetragen hat, so mögte ja wohl nicht bloßes Projekt bleiben, was bloß nothwendige Bedingung der Benutzung der Nebel und Warnow ist, wie die Natur sie uns gegeben. Oder ist die Sache so simpel, daß sie ihrer Natürlichkeit wegen kein Interesse erzeugt?

Die Bewirthschaftung heureicher Landgüter durch alleiniges Halten einer großen Schäferei.

(Eingereicht aus dem Röbelschen Distrikt des Meckl. Patr. V.)

Herr Doktor Bade überreichte in der letzten Röbelschen Distrikts-Versammlung den nachstehenden, von einem praktischen Landwirth zur weitern Bekanntmachung in der Versammlung, ihm mitgetheilten Vorschlag:

„Ich habe neulich über die Bewirthschaftung eines mit hinlänglichen Wiesen versehenen Landgutes die Ansicht aussprechen hören:

Wie der Ertrag eines solchen Gutes bei weitem höher zu bringen seyn müsse, wenn man die Beakkerung desselben fast ganz aufgeben und statt der Menge von Rindvieh und Pferden nur Schaafe halten würde;"

nämlich in der Art, daß von den etwa vorhandenen sechs Schlägen alljährlich einer zur Brache aufgenommen, einer mit Getreide bestellet und die übrigen vier Schläge, sammt der Brache, bloß zur Weide für die Schaafe benutzt werden."

„Durch diese Einrichtung sey es möglich, eine vorzüglich große Anzahl von Schaafen zu halten und die bedeutenden Kosten der Getreideproduktion, welche zu dem Ertrage nicht mehr im Verhältniß stehen, würden fast ganz gespart werden."

„Wir haben z. B. Landgüter von drei Hufen mit 200 Fuder Heu. Auf selbigen werden jetzt gewöhnlich gehalten: 14 Pferde, 16 Ochsen, 70 Kühe und 300 Schaafe, auch etwa 20 Haupt Jungvieh. Der reine Ertrag (oder Pacht) bei dieser Wirthschaftseinrichtung lasse sich alljährlich zu höchstens 2000 Rthlr. berechnen."

„Würde man nun die bisherigen Wirthschafts-Prinzipien ganz aufgeben und statt des obgedachten Viehes nur acht Pferde und einige Wirthschaftskühe halten, so müsse sich die Zahl der feinen Schaafe bald auf 3000 Stück erhöhen lassen, indem die Menge des im Winter gewonnenen Dunges zum größten Theile zur Verbesserung der Wiesen und Weiden verwendet werden könnte."

„Rechne man nun, daß jedes feine Schaaf, wie bekannt, alljährlich mindestens $1\frac{1}{2}$ Rthlr. Ertrag liefere, so betrage dies aufs Jahr 4500 Rthlr. und außer dem Tagelohn und den Gutskosten werde hievon sehr wenig in Abzug zu bringen seyn."

„Wegen der großen Heuwerbung werde man freilich unter zehn Tagelöhner-Familien nicht füglich halten können, und wenn man für jede derselben auch 50 Rthlr. aussetze und die Gutsabgaben und Bauten ebenfalls zu 500 Rthlr. veranschlage, so würden in Summa nur etwa 1000 Rthlr. zum Abzuge kommen."

„Dagegen aber müsse man erwägen, daß kaum die Hälfte des Jahres jene Tagelöhner-Familien zur Außenwirthschaft gebraucht werden würden und die ganze übrige Zeit zu anderweitigen Zwecken benutzt werden könnten; und da durch die gedachte Operation das ganze bisherige landwirthschaftliche System abgeändert werde, so müsse man darauf bedacht nehmen, jene Leute, — besonders im Winter, — anderweitig zu beschäftigen. Hier liege denn die so oft schon besprochene Anlegung von Fabriken am nächsten, und bald werde es dahin zu bringen seyn, eine große Woll-Spinnerei, vielleicht gar Tuch-Manufakturen einzurichten, — und so würden denn die Tagelöhner-Familien, sammt ihren Frauen und Kindern, zur Winterzeit ihrem Herrn weit mehr erwerben können, als durch ihr jetziges Dreschen des Getreides."

„Wahr sey es freilich, das durch die obgedachte Operation das ganze bisherige Wirthschaftssystem

umgeworfen werden und manches Annehmliche des Landlebens verloren gehen würde; allein manche Unannehmlichkeit werde auch dabei erspart und Geld sey ja einmal die Losung, um welches sich alles drehe! auch mögen heuarme Güter bei ihrer jetzigen Einrichtung verbleiben."

„In dem einen Brachschlage könne man Kartoffeln, Flachs u. s. w. genug bauen, der andere besaamte Schlag liefere hinlängliches Getreide und Stroh zur Erhaltung der Wirthschaft, und die Schaafe müssen im Winter mit nichts, als mit Heu gefuttert werden; und da der Winterdung und der Hürdenstall eine außerordentliche Menge von Düngungsmateriale gebe, so könne es gar nicht fehlen, daß der Heu-Ertrag um das zwei- und dreifache bald erhöhet werde."

„Der hohe Tagelohn, den man jetzt ohne Gewinn ununterbrochen ausgeben müsse, falle zum größten Theil weg; fast ganz die lästigen Rechnungen der Schmiede, Rademacher, Riemer und Seiler, die Gehalte der Schreiber und Statthalter werden erspart, man erspare die Reisefuhren, schleppe keinen Dung aus den Gütern, die launige Witterung könne nicht mehr auf den Landmann so nachtheilig einwirken, auch werde, bei der langen

Ruhe, die man dem Acker gönne, derselbe allezeit den doppelten Ertrag liefern."

* * *

Dies war die Ansicht eines nicht unerfahrnen Landmannes. Ich weiß nicht, ob über diesen Gegenstand schon irgendwo etwas geschrieben ist; er scheint aber Interesse genug zu haben, um in seiner Licht- und Schattenseite, auch Anwendlichkeit auf spezielle örtliche Verhältnisse, von praktischen Landwirthen näher beleuchtet zu werden, nach dem bekannten Sprichworte:

Prüfe das Neue, wie das Alte,
das Beßte behalte! *)

* * *

*) Dieser Plan, so wie er hier vorliegt, ist doch wohl noch sehr problematisch. Es ist möglich, daß er sich für einzelne, wenige Landgüter eignen mag, und da mag er immerhin zur Ausführung gebracht werden. Ob aber das Wohl unsers Vaterlandes, bei allgemeiner Verbreitung, dabei gewinnen würde? — daß steht sehr zur Frage! — Bei denen, die unsern Getreidebau mit aller Macht beschränken wollen, mag dieser Vorschlag viel Beifall finden, desto sorgfältiger verdient er aber von unsern Landwirthen nicht nur, sondern auch von unsern Staatswirthen geprüft zu werden.

A. d. R.

Nach Verlesung dieses Projekts äußerten Anwesende einige Zweifel darüber, und insbesondere über die Zahl der zu haltenden Schaafe, mit Rücksicht auf den Umstand, daß drei- und vierjährige Weide nicht sehr hoch in Anschlag gebracht werden könne, und man war der Meinung, daß die gewünschte Beurtheilung dieses Plans dadurch sehr erleichtert werden dürfte, wenn von demjenigen Gute, welches wahrscheinlich zum Augenmerke genommen sey, der Flächeninhalt des Ackers und der Wiesen, auch oberflächliche Angaben, theils über die Bonität beider, theils aber über die Beschaffenheit der Wiesen, namentlich ob sie trocken oder tief, und im ersten Fall stets mit Horden belegt oder im letzten überriefelt werden könnten, mitgetheilt würde.

Rostock, gedruckt in der Adlerschen Officin.

Inhalt.

1) Erfahrungen über den Anbau des Kümmels im Großen; so wie auch Untersuchungen, in wie fern die Kultur einiger andrer Handelsgewächse für Mecklenburg vortheilhaft seyn könnte; nebst Darstellung einiger Agrikultur-Gegenstände, besonders in Beziehung auf die Ackerwirthschaft der Städte in Mecklenburg. (Vom Herrn Bürgermeister Reuter in Stavenhagen.) S. 1.

a. Kümmel. S. 9.
b. Koriander. S. 56.
c. Anies. S. 60.
d. Fenchel. S. 63.
e. Trigonella Foenum graecum L. (Bockshorn.) S. 65.
f. Schwarzer Kümmel. S. 67.
g. Kanarien-Saamen. S. 68.
h. Hopfen. S. 69.
i. Krapp. (s. 11ten Jahrg. S. 497.)
k. Die Wicke. S. 89.
l. Bemerkungen zum Flachs- und Hanfbau. S. 91.
m. Der Dung. S. 94.
n. Ueberfahren der Wiesen mit Erde. S. 98.
o. Der Drescherscheffel und das Lastengeld. S. 103.
p. Beiträge zum Ackerbau der Städte Mecklenlenburgs. S. 104.

2) Die Englische Kornbill. (Vom Herrn Baron von Möller-Lilienstern auf Rothspalk.) S. 129.

2) Ueber die Vertilgung der Unkräuter. (Von Ebend.) S. 136.

3) Verhältniß der Schäferei zum Rindviehbestande. (Vom Herrn Kammerherrn von Könemann auf Pritzier.) S. 143.

4) Einige forstwirthschaftliche Beobachtungen über Stamm- und Wurzel-Ausschlag, sowohl bei weicher als harter Hölzung. (Vom Herrn Richter zu Faulenrost.) S. 149.

5) Einige Worte über die Ursachen der niedrigen Kornpreise. (Vom Herrn Baron von Möller-Lilienstern auf Rothspalk.) S. 158.

6) Aussicht zur Hülfe in der Noth des verarmenden Ackerbaulandes. S. 163.

7) Würdigung der gepulverten Knochen, als Dungmittel. (Vom Herrn Alexander v. Lengerke auf Kieholm in Angeln.) S. 175.

8) Letzter Nachtrag zu meinem Aufsatze über Gyps und Torfasche. (Vom Hrn. Pogge zu Striesenow.) S. 187.

9) Ueber die Erleichterung des Kornvertriebs aus der südlichen Hälfte des Herzogthums Güstrow durch Magazin-Anlagen in Güstrow und Bützow. S. 197.

10) Die Bewirthschaftung heureicher Landgüter durch alleiniges Halten einer großen Schäferei. S. 201.

11) Witterungs-Beobachtungen der Monate December 1824, Januar und Februar 1825. (Vom Herrn Justitiarius Beutell zu Wolde.)

Ueber Ackerbau, Rindvieh- und Schaafzucht.

Audiatur et altera pars.

(Diese Zeilen sind veranlaßt durch die Prüfung der Betrachtungen über die Kosten des Ackerbaues, der Vieh- und Schaafzucht und Beantwortung der Frage: welcher dieser Zweige jetzt noch den reinsten Ertrag gewähre; in dem zehnten Jahrgange der neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft v. J. 1823, S. 657 ff. und der vergleichenden Ertrags- und Dungproduktions-Berechnung einer Schäferei von 1000 einzuwinternden Schaafen gegen eine Kuhwirthschaft auf gleicher Weidefläche und bei gleicher Futter-Konsumtion, im eilften Jahrgange eben dieser Annalen v. J. 1824 S. 577 ff.)

Eine vielseitige Prüfung der erwähnten Frage kann nur ein richtiges Resultat schaffen. Berechnungen erfordern einen richtigen Ansatz, sonst ist auch das Facit falsch. Meinungen können jenen ändern, aber leidenschaftliche Vorliebe darf die Meinung nicht beherrschen. Kann man jenen Aufsätzen auch eine sorgfältige, ja zu ängstliche Berechnung nicht absprechen, so kann auch keiner die zu

partheiische Vorliebe verkennen, welche die geehrten Herren Verfasser bei dem Niederschreiben ihrer Aufsätze geleitet hat: um „die Schaafzucht in „einem günstigeren Lichte darzustellen, „als sie es, unbeschadet ihrer Vorzüge, „im Vergleich mit der Rindviehzucht verdient." — Um diese Behauptung zu rechtfertigen, bedarf es einer genauen Prüfung beider Aufsätze, wenn der Beweis in ihnen auch leicht zu finden ist. Heißt das ohne Vorliebe, heißt das richtig einen Ertrag vergleichen, wenn von der Pacht einer Viehart die Rede ist, indem ich bei der andern Art selbst als Wirthschafter auftrete? Wird dadurch nicht das Urtheil der Holsteiner gerechtfertigt: der Mecklenburger versteht die Kuhwirthschaft nicht, deshalb verpachtet er sie? Gefallene Preise der Fettwaaren und die schlechte Futterung des Viehes *) erlauben dem

*) Vor mehreren Jahren lernte ich die Landwirthschaft in Mecklenburg und verlebte dort meine ersten Dienstjahre. Mein als tüchtiger Landmann allgemein anerkannter Lehrherr hielt hauptsächlich darauf, daß in dem Stroh, das für das Vieh bestimmt war, kein Korn blieb, und doch konnte dies die genaueste Aufsicht nicht immer verhindern, wenn der Hafer in den Schwaden nicht Regen genug erhielt; denn dies erleichterte das nachherige Dreschen. Gegen den eigenen Willen behielt so das

Afterpächter nicht eine annehmliche Pacht zu zahlen, deshalb, statt die Holländerei selbst zu übernehmen, die Kühe besser zu futtern, um die Wahrheit des Sprichworts zu erproben: die Kuh milcht durch den Hals, wird das leichtere Mittel ergriffen: Schaafe anzuschaffen, das einige reich, einige wohlhabend, die mehrsten aber, denen es irgend an Betriebskapital fehlt ihre Schaafheerde schnell zu einem höhern Grade der Feinheit zu bringen, zu Bettlern machen würde, wenn nicht die Kammer und die Gutsbesitzer ihren Pächtern ansehnliche Remission bewilligten. Wenn diese Ansicht vieler Holsteiner auch nicht speziell von denen, die Mecklenburg genauer kennen, getheilt wird, so ist

---

Vieh manches Korn: sollte aber nicht das erst später unternommene Mergeln auch dieses demselben entzogen haben? denn es scheint wohl ausgemacht, daß das Korn loser an den Halmen sitzt, das auf gemelgeltem Acker wächst? Im zehnten Jahrgange der Annalen für 1823 S. 782 ff. klagt ein Gutsbesitzer schon über das Ausfallen auf dem Lande, als wahrscheinliche Folge des Mergelns. Der Hafer, der am mehrsten darunter leidet, wird fast allgemein eben so wie das Winterkorn im Holsteinischen gleich nach der Sense und gewöhnlich in der Gelbreife gebunden, wo denn das Stroh für das Vieh auch nahrhafter ist, als wenn er so lange steht, daß der Wind das Korn schon auf dem Halme ausschlägt.

A. d. Verf.

sie im Allgemeinen wohl nicht ganz unrichtig. Wie viel nun eine gleiche Fläche Land in Holstein an Ertrag bringt, will ich durch nachfolgende Berechnungen auszumitteln suchen, wo ich den im Februar 1825 an der Ostseeküste Holsteins stattfindenden Kornpreisen folge. Diese betragen für die Tonne, Seeländisches Maaß, Weitzen 7 Mark, Rocken 4 Mk. 8 ßl., Gerste 4 Mk., Hafer 40 ßl.

Die möglichst genaue Beantwortung jener Frage leitet besonders auf den höhern Ertrag, den der Holsteinische Landwirth bei eigener Bewirthschaftung aus den Kühen macht und verstattet die Bemerkungen über jene beiden Aufsätze einzuflechten. Unpartheiisch zu seyn, ist, wie gesagt, mein Hauptaugenmerk, denn sonst könnte ich leicht als Gegensatz eine verhältnißmäßige Schäferei nach den jetzt noch an manchen Orten im Mecklenburgischen gewöhnlichen Pachtpreisen von 2 bis 3 Mk. pr. Stück berechnen, und wo bliebe dann gar das so günstige Resultat für die Schaafe? Reine Braache, reine Weidewirthschaft nehme ich dabei als Norm an; gewährt eine Benutzung der Braache zu Grünfutter, zu Wickenheu, oder eine andere Schlageintheilung irgend einen Vortheil, so bleibt sich dieser sowohl bei den Kühen als bei den Schaafen gleich und ist man dafür auch bei beiden dem zufälligen Verderben der Futtergewächse zur Winterfutterung,

als Steckrüben, Kartoffeln ꝛc., und überhaupt ähnlichen Unfällen ausgesetzt.

Ertragsanschlag eines Guthes im Holsteinischen durch die Benutzung mit Kühen oder Schaafen und durch Kornbau nach dem angenommenen Verhältniß der Acker- und Wiesenfläche von 600 und 40 Tonnen, also von 600 Tonnen à 240 QRuthen Ackerland und 40 Tonnen à 240 QR. Wiesenland.

Wegen verschiedenen Maaßes, verschiedenen Lohns und überhaupt zur Kenntniß der Eigenthümlichkeiten Holsteins ist es wohl nicht ganz unzweckmäßig, dieses alles vorher auseinander zu setzen, zumal es den Vortheil gewährt, einen genaueren Ertragsanschlag zu machen.

§. 1.

Die allgemein, nicht allein in Holstein, sondern im ganzen Königreich Dännemark übliche Kornmaaße, ist die Seeländische Tonne, welche vier Scheffel acht Schipp oder sechszehn Spint beträgt. Gesetzlich muß bei einem jeden Verkauf die gestempelte ganze oder halbe Tonne, nicht aber der Scheffel genommen und überdies alles Korn gestrichen werden. Da dieses im angrenzenden Lauenburgischen und Mecklenburgischen der Fall beim Hafer nicht ist, so weicht besonders

die Holsteinische Hafermaaße von dieser ab, was auch die Gewichtsbestimmung zeigen wird. Die Tonne ist, mit einer sehr geringen Abweichung, gleich fünf Lauenburgischen Himpten oder zwei und einem halben Parchimschen Scheffel. Zur deutlicheren Uebersicht berechne ich alles auch nach diesem Scheffel; ist also ein Scheffel angeführt, so ist es der Parchimsche.

Getreidepreise im Februar 1825:

Die Tonne Weitzen 7 Mk., Rocken 4 Mk. 8 ßl., Gerste 4 Mk., Hafer 2 Mk. 8 ßl.

Das Gewicht ist pr. Tonne: Weitzen 220 Pfund, Rocken 210 Pf., Gerste 192 Pf., Hafer 136 Pf.

Hiernach würden die Preise des Parchimschen Scheffels betragen: Weitzen 2 Mk. 13 ßl., Rocken 1 Mk. 13 ßl., Gerste 1 Mk. 10 ßl., Hafer 1 Mk.

Das Gewicht dieses Scheffels beträgt: Weitzen 88 Pf., Rocken 84 Pf, Gerste 77 Pf., Hafer 54½ Pf.

§. 2.

Kosten des Gesindes.

Ein Knecht erhält an Lohn 26 rtl.
an Miethsgeld *) — = 8 ßl.
baar . . . 26 rtl. 8 ßl.

*) Beides ist jetzt das gewöhnliche. Im Oldenburgischen und in Angeln erhält der Knecht nur 20 Rthlr., desto höher ist es nach den Marschen, als der Wilster und Kremper Marsch u. s. w. An manchen Orten ist noch

Transp. 26 rtl. 8ßl.

seine Beköstigung erfordert, was auch als Norm bei allen übrigen männlichen Dienstboten gilt:

Weitzen, 2 Spint zu 7 mk.
die Tonne . . . . . — rl. 14ßl.

Rocken-Brod wöchent 10 Pf. *)
also im Jahre 520 Pf. Die Tonne Rocken bringt an Mehl nach Abzug der Matte 190 Pf., diese 260 Pf. Brod; also bedarf jeder Knecht 2 Tonnen Rocken (5 Schfl.) à 4 mk. 8 ßl. D. Ct. 3 = — =

Gerste. Hiervon ist die Konsumtion bedeutend, theils an Grütze, theils an Sichtmehl,

Lat. 3 rl. 14ßl. – 26 rtl. 8ßl.

---

ein Miethsgeld von 32 ßl. und darüber üblich. Dies ist dann eine Veranlassung zur Kündigung von Seiten der Dienstboten, um sich bei andern Herrschaften dieses hohe Miethsgeld zu verschaffen, weßhalb diese größtentheils davon abgegangen sind. Ich gebe meinen Knechten 24 rtl. Lohn und säe ihnen ein Spint Leinsaat auf 15 QR. aus, welches ich ihnen schenke, wenn sie das folgende Jahr bei mir bleiben; widrigenfalls sie es mit 3 Mk. bezahlen müssen. Dies ist ein Sporn für sie, keine Veranlassung zum Kündigen zu geben und man sichert sich dadurch gute Knechte. A. d. Verf.

*) Auf einigen Höfen erhalten die Knechte 10 Pf. wöchentlich abgewogen und ist dies auch das Mittel der Konsumtion, wo es nicht geschieht. Herr Sach nimmt 10 Schfl. im Jahr an, also täglich das Doppelte. A. d. Verf.

Transp.		3rl.14ßl.–26rtl.8ßl.
da die Dienstboten hier Morgens und Abends von diesem mehrere Male in der Woche Klöße erhalten. Sie beträgt ohngefähr 2½ Tonn. (6¼ Schfl.); 4 mk. die Tonne		3 = 16 =
Malz. 1 Tonne (2½ Schfl.). Gerstenpreis 4 mk. Malzgeld . . . 1 = 8 ßl.		1 = 40 =
Fleisch jeden Sonntag ¾ Pf., im Jahr *) . . .	39 Pf.	
in der Erndte noch einmal in der Woche während 6 Wochen à ¾ Pf.	4½ =	
	43½ Pf.	
à 1¼ ßl. . . .		1 = 17 =
Speck u. Schweinefleisch. einmal in der Woche ½ Pf., also im Jahr . . .	26 Pf.	
wöchentlich zu Gemüse u. Pfannkuchen circa 1 Pf., also im Jahr . . .	52 =	
	78 Pf.	
à 2½ ßl. . . .		4 = 3 =
Lat.		13rl.42ßl.–26rtl.8ßl.

*) Die Quantität ist im Ganzen größer, da in der Schlachtzeit mehr konsumirt wird, indeß kann man auch die selbstgeschlachteten Ausschußkühe nur höchstens zu 1 ßl. pr. Pfund berechnen. Hierdurch wird der Geldbetrag wieder ausgeglichen. A. d. Verf.

Transp. 13rl.42ßl.–26rl. 8ßl.

Butter*). Der Knecht erhält Morgens und Abends jedesmal einen sogenannten Stich (der in einer bestimmten Form gemacht wird), und überdies zweimal in der Woche Mittags, also 16 Stich. Diese betragen nicht völlig 1 Pf. (welches den Knechten auf einigen Höfen wöchentlich abgewogen wird), da er indeß auch beim Heu- und Korn-Einfahren Nachmittags ein Butterbrod erhält, so kann man wöchentlich 1 Pf. annehmen, also im Jahr 52 Pf. à 6 ßl. . . . . 6=24=

Branntwein**) nur an Festtagen, zuweilen in der Erndte, 2 Kannen à 7 ßl. . . . —=14=

Lat. 20rl.32ßl.–26rl. 8ßl.

---

*) Die Nutzung einer Kuh (9 rtl.!!), ½ fette Kuh (5 rtl.), ½ fettes Schwein und ein Schaaf nimmt Herr Sach an. In der dortigen Gegend müssen die Leute sehr gute und von der im westlichen Mecklenburg sehr abweichende Beköstigung erhalten, sonst wäre jene Angabe nicht richtig. A. d. Verf.

**) Herr Sach: 15 Pott oder 7½ Kannen!! A. d. Verf.

Transp. 20rl.32ßl.-26rl. 8ßl.

Salz $\frac{1}{8}$ Tonne, die Tonne zu
8 mk. . . . . — = 16 =

Kartoffeln $1\frac{1}{2}$ Tonnen à 16 ßl.
die Tonne . . . . . — = 24 =

Feuerung zur Küche u. Heizung 1 = — =

Abnutzung der Betten, Licht
u. dgl. . . . . 3 = — =

25 = 24 =

im Ganzen 51rl.32ßl.

Eine Magd (Meiermädchen)
erhält Lohn . . . . . 16rl.-ßl.
Miethsgeld . . — = 8 =

baar . . . 16rtl.8ßl.

Zur Beköstigung:

Weitzen 2 Spint zu 7 mk. die
Tonne . . . . . -rl.14 ßl.

Rocken, an Brod täglich 1 Pf.,
im Jahr 365 Pf., vergl. oben,
260 Pf. Brod von einer Tonne
Rocken, also 1 Tonne 7 Spint
à 4 mk. 8 ßl. . . . . 2 = $7\frac{1}{2}$ =

Gerste 2 Tonnen (5 Schfl.)
à 4 mk. . . . . 2 = 32 =

Malz, $\frac{3}{4}$ Tonne à 1 rtl. 40 ßl.
die Tonne . . . . . 1 = 18 =

Lat. 6rl.$23\frac{1}{2}$ßl.-16rtl.8ßl.

Transp. 6rl.23½ßl.–16rl. 8 ßl.

An Fleisch, wie der Knecht,
43½ Pf. à 1½ ßl. . . . . 1 = 17 =
Speck u. Schweinfleisch
ebenfalls 78 Pf. à 2½ ßl. 4 = 3 =
Butter *) nehme ich wie bei
den Knechten an zu 52 Pf.
à 6 ßl. . . . . 6 = 24 =
Salz ⅛ Tonne à 8mk. die Tonne – = 16 =
Kartoffeln 1½ Tonne à 16ßl. – = 24 =
Allgemeine Kosten wie oben 4 = — =
23 = 11½ =
im Ganzen 39rl.19½ßl.

§. 3.

Tagelohn.

An vielen Oertern wohnen freie Tagelöhner mit eigenem Haus und Garten, wofür sie einen Grundzins an die Gutsherrschaft geben. Der Pächter sucht dann mit ihnen zu akkordiren, wo die Kornpreise den Akkord erleichtern oder erschweren. An andern Stellen, wo sie drei bis vier Tonnen à 240 QRuthen Land besitzen, worauf sie eine Kuh weiden und nähren, heißen sie Insten und müssen

*) Die Meiereimädchen erhalten an vielen Orten sogenantes Buttergeld mit 4 rtl. jährlich und dann natürlich keine Butter, oder wo die Knechte wöchentlich 1 Pf. erhalten, bekommen sie ½ Pf. pr. Woche, also 26 Pf. im Jahre.
A. d. Verf.

sie ein gewisses Miethsgeld dafür geben, nach welchem sich der ebenfalls festgesetzte Tagelohn richtet. Es ist hiernach ohngefähr als Mittelpreis anzunehmen:

Tagelohn der Männer:

vom 1sten November bis 1sten April . .	6 ßl.
vom 1sten April bis 1sten November . .	7 =
in der Heu-Erndte	9 =
in der Korn- und Rapssaat-Erndte . .	12 =

Tagelohn der Frauen:

in der Heu-Erndte	8 =
in der Korn-Erndte	10 =
die übrigen Tage	6 =

§. 4.

Kosten des Pferdegespanns.

Das Stück kostet im Ankauf 40 rtl.,	
also 4 Pferde *)	160 rtl.
Abnutzung und Risiko 10 pCt. macht	16 rtl. — ßl.
Der ganze Hufbeschlag für ein Pferd	
2 rtl., das Gespann also . . .	8 = — =
Kornfutter im Durchschnitt täglich	
Lat.	24 rtl. — ßl.

*) Die Pferde gehören mit zum Inventarium und ist also nichts an Zins für deren Werth zu berechnen. Sie werden bei der Annahme und der Ablieferung eines Gutes, so wie alle vorhandene Inventarienstücke, taxirt.
A. d. Verf.

Transp.	24	rtl. —	ßl.
5 Spint *), also 1825 Spint oder 114 Tonnen 1 Spint Hafer à 40 ßl. die Tonne	95	= 2½	=
Heu, — vergl. unten, — jedes Pferd 2 Fuder, das Gespann 8 Fuder zu 1000 Pf. und nach der Wiesenfläche zu 2 rtl. das Fuder	16	= —	=
Drei viertel Tonnen Theer, à 5 rtl. d. T.,	3	= 36	=
Akkord mit dem Sattler fürs Gespann **)	5	= —	=
Zu dem Holze der Pflüge, Pflugköpfe, Resterbretter, Sickbäume, Pflugsterzen u. dgl.	2	= —	=
Zur Erhaltung des Beschlags der Pflüge dem Schmidt für jeden Pflug 2½ rtl., jährlich, für zwei	5	= —	=
Ein neuer Bauwagen mit Leitern, Ebenern (Vor- u. Hinterwachten) u. Unter-			
Lat.	150	rtl. 38½	ßl.

*) Die Pferde gehen an vielen Orten einen großen Theil des Sommers nach bestellter Saatzeit auf der Weidekoppel. Es wird dadurch freilich bedeutend an Hafer und Heu gespart, indeß ist der Vortheil nur imaginair, da die Weide durch Kühe besser zu benutzen ist.
A. d. Verf.

**) Wofür er bei 5 oder 6 Gespann alle Jahr ein neues Gespann Sielen, gegen zurücknahme der alten, liefert.
A. d. Verf.

Transp.	150rtl. 38½ßl.
brett kostet beim Rademacher	18 rtl.
das sämmtliche Beschlag kostet beim Schmidt	35 =
	53 rtl.
Er hält länger als zehn Jahre; indeß ist wegen mancher Reparaturen desselben sowohl, als der nothwendigen übrigen Wagen als Abnutzung jährlich der fünfte Theil zu berechnen mit	10 , 14 =
Dem Reepschläger oder Seiler jährlich	1 = 24 =
Zur Erhaltung der Eggen und des übrigen Geschirrs	10 = — =
Der Knecht kostet	51 = 32 =
also im Ganzen	224rtl. 12½ßl.

§. 5.

Alle Gespanntage bei einer Wirthschaft von obenbenannter Größe zu verrichten, sind zwanzig Pferde erforderlich, von denen zwei nur bei dringenden Arbeiten, in der Saatzeit und in der Erndte, sonst aber zum Reiten und Fahren in wirthschaftlichen Angelegenheiten benutzt werden. Die Unterhaltungskosten eines Gespanns mit dem Knechte kosten laut §. 4. 224rtl. 12½ ßl. Um zu erfahren, wie viel ein jeder Gespanntag kostet, ist es nicht hinreichend nach dem Kalender die Arbeitstage aufzusuchen,

indem man, die Sonn- und Festtage weglassend, 307 finden wird, sondern es bedarf einer ohngefähren Angabe aller im Laufe des Jahres vorzunehmenden Arbeiten und da findet es sich, daß bei der erwähnten Anspannung die Pferde kaum die Hälfte der Tage im Jahre beschäftigt sind. Zur Bestätigung mag hier jene Angabe folgen und darnach denn die Kosten eines Gespanntages bestimmt werden.

1) Braache. 60 Tonnen à 240 QRuthen.	Arbeitstage mit zwei Pferden	mit drei Pferden	also mit vier Pferden
Im Herbst aus dem Dresch zu pflügen 120 QRuthen pr. Pflug . . .	120	—	60
Zweite Furche. Wendfurche nach bestellter Sommersaat im May 200 QRuthen pr. Pflug	72	—	36
Mit den großen einspännigen eisernen Eggen *) zweimal in der Länge zu ziehen, täglich 1200 QRuthen	—	12	9
Mit den kleinen eisernen Eggen rund nachgeegt, täglich 900 QRuthen	—	16	12
(Das Dünger-Auffahren soll erst nach-			
Lat.	192	28	117

*) Im Holsteinischen wird immer nur mit drei Pferden geegt; mit vier wäre es auf den schmalen Ackerstücken, von kleinen Gräben begränzt, unthunlich, und dann leidet auch das vierte Pferd zu sehr durch den zu starken Umschwung einer Egge. Nach dem Mergeln ist der Dresch so locker geworden, daß er sich mit einspännigen eisernen Eggen bearbeiten läßt, wenn er nur nicht zu voll ist. Man macht ihn überdies zur Weitzensaat nicht gern zu mürbe und will selbst das Rapssaat dieses nicht gern haben. A. d. Verf.

	Arbeitstage mit zwei Pferden.	mit drei	also mit vier
Transp.	192	28	117
her wegen der Repartition auf die verschiedenen Halmfrüchte berechnet werden.)			
Dritte Furche: den Dünger unterzupflügen täglich 240 QR. pr. Pflug	60	—	30
rundzueggen mit den kleinen eisernen Eggen, 1200 QRuthen täglich	—	12	9
Saatfurche zum Weitzen tägl. 240 QR.	60	—	30
einzueggen mit den eisernen Eggen und einmal in der Länge gezogen 1000 QRuthen täglich	—	15	11
Zur Bearbeitung des Weitzenackers	312	55	197

Dünger-Ausfuhr

auf 15 QRuthen ein Fuder, also auf 60 Tonnen à 240 QRuthen 960 Fuder. Da die Düngung fast immer stärker, oder der übrige Mist zum Aufdüngen der letzten Kornsaat bestimmt ist, so sind wohl nur 8 Fuder auf einen Gespanntag zu rechnen, mithin *) . . . . 120 Arbeitstage mit 4 Pferden.

*) Im Winter wird häufig nach irgend entlegenen Koppeln der Dünger in Diemen gefahren, oft mit überflüssigem Stroh vermischt, indeß nie auf der Dreschfurche sofort auseinander gebracht. Zum Theil wäre dies wegen der hügeligten Lage des Feldes nicht anwendbar, zum Theil beruht es auf das noch früher in Mecklenburg herrschende Vorurtheil (sic!), daß die Luft dem Dünger die besten Theile beim langen Liegen nimmt oder ihn entkräftet.
A. d. Verf.

Von diesen zur Düngerausfuhr nöthigen 120 Gespanntagen fallen dem Weitzen ohngefähr . $\frac{3}{7}$,
der Gerste . . . . . $\frac{2}{7}$,
dem sogenannten Hartlandshafer . . . . $\frac{1}{7}$,
dem Fallighafer ebenfalls . . . . . $\frac{1}{7}$,
zu, und hat die Dreeschweide den einzigen Vortheil der Lockerung des Bodens, indeß ist keine Bereicherung desselben anzunehmen und fällt derselben daher kein Kostenantheil von der Bedüngung zu.

Die zur Bearbeitung des Weitzenackers erforderlichen Gespanntage betrugen 197
hierzu $\frac{3}{7}$ der Düngerfuhren . . . . . $51\frac{1}{2}$
Aufziehen der Acker- und Anwendfurchen 2
Erndte von 60 QR. ein 16füßiges Fuder, also im Ganzen 240 Fuder Weitzen, täglich 12 Fuder einzufahren, also 20
Hungerharken mit einem Pferde 4 Tage . . 1
Verfahren von 454 Tonnen Weitzen (vergl. unten) auf eine Tagreise 12 Tonnen . . 38

Es betragen sämmtliche beim Bau des Weitzens erforderlichen Gespanntage . $307\frac{1}{2}$

2. Gerste.

60 Tonnen Land à 240 □Ruthen.

	Gespanntage mit zwei Pferden.	mit drei Pferden.	also mit vier Pferden.
Weitzenstoppel zu pflügen 240 □R. pr. Pflug	60	—	30
Wendfurche im Frühjahr 240 □R. pr. Pflug	60	—	30
Mit den kleinen eisernen Eggen rund vorgeegt 1200 □Ruthen . . .	—	12	9
Mit den hölzernen Eggen rund nachgeegt 1440 □Ruthen täglich . .	—	10	$7\frac{1}{2}$
Gerste untergepflügt 300 □R. pr. Pflug	48	—	24
rund niedergeegt und einmal in der Länge, oder gewalzt 1200 □R. täglich	—	12	9
Bestellung des Gerstenackers	168	34	$109\frac{1}{2}$
Hierzu $\frac{2}{7}$ der Düngerfuhren . .	—	—	34
Erndte, von 80 □Ruthen ein 16füßiges Fuder, also im Ganzen 180 Fuder Gerste, täglich 10 Fuder einzufahren, also	—	—	18
Hungerharken mit 1 Pferd 4 Tage	—	—	1
Verfahren von 500 Tonnen Gerste, (vergleiche unten) auf eine Tagreise 14 Tonnen	—	—	37
Es betragen sämmtliche beim Bau der Gerste erforderlichen Gespanntage			$196\frac{1}{2}$

3. Hafer. 60 Tonnen à 240 □Ruthen.

Dieser erste Hafer nach Gerste ist an vielen Orten sogenannter Hartlandshafer, welche Benennung er deshalb hat, weil er einfurchig gesäet wird. Das Land ist nach der Gerste locker, zu

kräftig und daher bei zwei Furchen der Hafer dem Lagern zu leicht ausgesetzt, dahingegen er einfurchig nicht sehr stark im Stroh, allein sehr lohnend wird. Die Furcht, daß die Strohmasse zu gering werden mögte, hat daher wohl ohne Grund einige Gutsbesitzer veranlaßt, ihren Pächtern kontraktlich zu dieser Hafersaat zwei Furchen vorzuschreiben.

	Gespanntage		
	mit zwei	mit drei	also mit vier
	Pferden.		
Auf der Gerstenstoppel die Furchen, welche durch die letzte Saatfurche auf dem Mittelrücken befindlich, ebenfalls diejenigen der Vorwende aufzupflügen 15 Tonnen pr. Pflug	—	4	3
Saatfurche im Herbst oder im Frühjahre, so wie es die Zeit erlaubt, 240 QR. oder 1 Tonne pr. Pflug	60	—	30
mit den kleinen eisernen Eggen rund eingeegt und nach Beschaffenheit entlang gezogen oder gewalzt, 960 QRuthen pr. Gespann . . .	—	15	11 1/4
Bestellung des Hartlandshafers	60	19	44 1/4
Hierzu 1/7tel der Düngerfuhren . .	—	—	17 1/4
Erndte, von 80 QR. ein 16füßiges Fuder, also im Ganzen 180 Fuder Hafer, täglich 10 Fuder einzufahren, also	—	—	18
Hungerharken mit 1 Pferd 4 Tage	—	—	1
Zu verfahren ist nichts und beziehe ich mich in dieser Hinsicht auf die unten stehende Bemerkung.			
Es betragen sämtliche beim Bau des Hartlandshafers erforderlichen Gespanntage			80 1/2

4. Hafer. 60 Tonnen à 240 QRuthen.	Gespanntage mit zwei	mit drei	also mit vier
Dieser heißt Fallighafer, weil zu ihm im Herbst gefalgt: die Stoppel gewandt wird.			
Haferstoppel umzupflügen 240 QR. pr. Pflug	60	—	30
mit den kleinen eisernen Eggen rund geegt, kurz vorgenommen 1000 QR. täglich	—	14	$10\frac{1}{2}$
Hafer untergepflügt 300 QRuthen pr. Pflug	48	—	24
rund eingeegt mit den hölzernen Eggen 1680 QRuthen täglich . .	—	$8\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$
Klee- und Grassaat eingezogen und nach dem Auflaufen des Hafers gewalzt, circa 1680 QR. täglich	—	$8\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$
Bestellung des Fallighafers	108	31	$77\frac{1}{2}$
Hierzu $\frac{1}{7}$tel der Düngerfuhren .	—	—	$17\frac{1}{4}$
Erndte: von 80 QR. ein 16füßiges Fuder, also im Ganzen 180 Fuder Hafer, täglich 10 Fuder einzufahren	—	—	18
Hungerharken mit 1 Pferd 4 Tage	—	—	1
Es betragen sämmtliche beim Bau des Fallighafers erforderlichen Gespanntage	—	—	$113\frac{3}{4}$

5. Heu-Erndte. Von 60 Tonnen à 240 QR.

Klee-Vormatt . . . 120 16füßige Fuder,

von 40 Tonnen Wiesenland

Vor- und Nachmatt . 120 = =

240 Fuder.

Täglich mit einem Gespann 8 Fuder einzufahren erfordern also 30 Gespanntage. Da nun 200 Fuder

für die Holländerei und 40 für die Pferde bestimmt sind, so fallen jener 25 und diesen 5 Gespanntage zur Last.

6. Zum Dichten der Weidekoppeln sind nicht viele Gespanntage erforderlich, nur zu einigen Fudern Dorn in die sich findenden offenen Stellen in den Knicken und im Frühjahr die Thorhecken hinauszufahren, so wie im Herbst wieder einzuholen, auf drei Gespanntage zu berechnen.

7. Zum Verfahren der Holländereiprodukte:

α. der Butter, vom 1sten März bis 1sten Novbr., also während 8 Monaten oder 35 Wochen, zur frischen Einsendung der Butter wöchentlich $\frac{1}{2}$ Tag mit 2 Pferden nach den nächstgelegenen Stationen, die die Frachtwagen berühren, 35 halbe Tage oder $17\frac{1}{2}$ ganze Tage mit 2 Pferden machen mit 4 Pferden . . . . . $8\frac{3}{4}$ Tage.
für die übrige Zeit ist monatlich nur eine Fuhr mit 2 Pferden zu berechnen. Vier halbe Tage mit 2 Pferden macht mit 4 Pferden . . . . . 1 =
$9\frac{3}{4}$ Tage.

β. Der Käse: nemlich a. der Stallmilchkäse 2 =
b. der Vorsommerkäse 2 =
c. der Stoppelkäse 2 =

Der Holländerei zu berechnen $15\frac{3}{4}$ Tage.

8. Busch- und Holz-Anfuhren:

Es wird jährlich der Knick um die Braache gehauen; eine Quadratfläche von 14400 QRuthen, 120 Ruthen lang und 120 Ruthen breit, anzunehmen als ein geschlossenes Viereck von 120 QR. als Seitenlänge. Hiervon werden drei Seiten oder 360 Ruthen gehauen, da die vierte als Begränzung der folgenden Koppel dient. Rechnet man nun von acht Ruthen ein Fuder Busch, so erhält man 45 starke vierspännige Fuder. Hiervon werden täglich drei angefahren, es sind also 15 Tage für ein Gespann nöthig. Die Holländerei bedarf zur Feuerung 30 Fuder, die übrigen 15 Fuder bleiben für die Küche. Jener fallen daher zehn und dieser die, als zu den allgemeinen Kosten der Wirthschaft gehörigen, fünf Gespanntage zur Last.

An Fadenholz sind zum Backen, Heizung der Stuben und besondern Gebrauch des Feuerheerds 30 Faden von 6 Fuß Höhe und 6 Fuß Weite bei $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge nöthig. Drei Faden täglich zu fahren macht zehn Gespanntage.

9. Ausmisten. Vom 7ten November bis 21sten May, also während 28 Wochen, wöchentlich zweimal mit 2 Pferden, also 56mal mit 2 Pferden oder 28 Gespanntage.

10. Die zum Beschlagen der Pferde nöthige Zeit, diejenige, welche zum Anholen des Nutzholzes für

die Ackerwirthschaft und die Holländerei angewandt wird, gleicht sich so ziemlich aus und ist ohne besondere Abweichung auf die übrigen Arbeitstage zu vertheilen. Dasselbe gilt von den zum Vergnügen und Nutzen des Herrn dienenden zwei Pferden. Demnach sind auf die vollen fünf Gespann folgende Arbeitstage zu vertheilen:

	Gespanntage.
1) Zum Bau des Weitzens erforderlich	307½
2) — der Gerste	196½
3) — des Hartlandshafers . .	80½
4) — des Fallighafers . . .	113¾
5) Zur Heu-Erndte: a. für die Holländerei	25
b. für die Pferde	5
6) Zum Dichten der Weidekoppeln u. s. w.	3
7) Zum Verfahren der Holländereiprodukte	15¾
8) Zum Busch und Holzanfahren:	
a. der Holländerei	10
b. zu den allgemeinen Kosten der Wirthschaft	15
9) Zum Ausmisten	28
Summe	800

oder für jedes Gespann 160 Arbeitstage.

Die Erhaltung u. s. w. des Gespanns kostet (vergl. §. 4.) 224 rtl. 12½ ßl., mithin kostet jeder Arbeitstag mit den Pferden 1 rtl. 19¼ ßl.. Wenn man, nach Abrechnung der Erndtebiertage 305 Ar-

beitstage annimmt, der Knecht mit den Pferden indeß nur 160 Tage beschäftigt ist, so muß demselben auf 145 Tage andere Arbeit angewiesen werden. Es sind indeß bei jenen Gespanntagen noch mehrere Handtage erforderlich, als:

1) Weitzensaat (vergl. oben) 312 Pflugtage also noch . . . . . 156 Hdtg.
Eggen 55 Tage mit 3 Pferden, reduzirt auf 41 Tage . . . . . 14 =
Aufziehen der Acker- u. Anwendfurchen 2 =
Hungerharken 4 Tage mit 1 Pferd . 3 =
Beim Weitzen 175 Hdt.

2) Gerstensaat. 168 Pflugtage, also noch . . . . . 84 Hdt.
Eggen 34 Tage mit 3 Pferden, reduzirt auf $25\frac{1}{2}$ Tage . . $8\frac{1}{2}$ =
Hungerharken mit 1 Pferd 4 Tage 3 =
Bei der Gerste . . $95\frac{1}{2}$ =

3) Hartlandshafersaat:
zum Aufpflügen der Furchen 4 Hdt.
ferner 60 Pflugtage . . . 30 =
Eggen 15 Tage mit 3 Pferden, reduzirt auf $11\frac{1}{4}$ Tage . . $3\frac{3}{4}$ =
Hungerharken mit 1 Pferd 4 Tage 3 =
Beim Hartlandshafer . . $40\frac{3}{4}$ =
Lat. $311\frac{1}{4}$ Hdt.

Transp. 311¼ Hdt.

4) Fallighafersaat:

108 Pflugtage . . . . . 54 Hdt.
zum Eggen 31 Tage, reduzirt
auf 23½ Tage . . . . 7½ =
Hungerharken 4 Tage mit 1 Pferd 3 =

Beim Fallighafer . . 64½ =

5) Sechs Fuder Dorn zu hauen 6 Hdt.
dieselben zu laden . . . 1 =

7 =

6) Für die Holländerei 30 Fuder
Busch zu hauen . . . 30 Hdt.
dieselben zu laden . . . 5 =

35 =

für den Haushalt 15 Fuder
Busch zu hauen . . . 15 Hdt.
dieselben zu laden . . . 2½ =
für denselben 30 Faden Holz
auf- und abzuladen . . 3 =

20½ =

Summa 438 Hdt.

Diese 438 Handtage, welche zu 7 ßl. pr. Tag im Ganzen mit 63 rtl. 42 ßl. Cour. zu berechnen sind, werden später den verschiedenen Ertragsberechnungen im Debet gestellt, kommen hier aber den Gespanntagen zu gut und verringern etwas die Kosten derselben. 145 Tage soll jeder Knecht andere Beschäftigung haben, mithin 725 Tage für alle fünf.

438 Handtage zu Gelde mit 63 rtl. 42 ßl. berechnet.
287 " zur Disposition des Herrn, wenn er
725 Tage

in Geschäften oder zum Vergnügen ausreisen will, so wie für Krankheiten des Gesindes, Pferdebeschlagen u. dgl. Arbeiten, die zu den allgemeinen Kosten der Wirthschaft gehören. Von jenen 63 rtl. 42 ßl. fallen auf jedes Gespann 12 rtl. 37½ ßl. und werden dadurch die Unterhaltungskosten desselben auf 224 rtl. 12½ ßl. weniger 12 rtl. 37½ ßl. zu 211 rtl. 23 ßl. herabgesetzt. Demgemäß kostet jeder Arbeitstag mit den Pferden nur 1 rtl. 15½ ßl.

§. 6.

Um dem Einwurfe zu begegnen, daß fünf Gespann bei einer Fläche von benannter Größe zu viel sind, da sie nur 160 Arbeitstage beschäftigt werden können, ist es wohl nicht ganz überflüssig, irgend eine Arbeit speziell anzugeben und wähle ich hiezu die Frühjahrssaatzeit.

1) Hartlandshafer: ich nehme an daß die Hälfte des Landes schon im Herbste umgepflügt ist, es blieben also noch . . 30 Pflugt.
zum Eggen desselben . — = 15 T. m. 3 Pferd.
2) Wendfurche des Gerstenackers . . . . . 60 =
voreggen mit den kleinen eisernen Eggen . . — = 12 = =
nacheggen mit den hölzernen Eggen . . . . — = 10 = =
Lat. 90 Pflugt. 27 T. m. 3 Pferd.

Transp.	90	Pflugt.	27	T. m.	3	Pferd.
3) Niedereggen des Ackers zum Fallighafers . .	—	=	14	=		=
unterpflügen des Hafers	48	=	—	=		=
eineggen desselben . .	—	=	8½	=		=
Einziehen des Klee- und Grassaats und Walzen	—	=	8½	=		=
4) Unterpflügen der Gerste	48	=	—	=		=
niedereggen der Furchen u. langziehen oder walzen	—	=	12	=		=
Summa	186	Pflugt.	80	T. z.	Eggen.	
oder	93	=	60	Gespannt.		

153 Tage.

Es sind also 31 Tage zur Bestellung der Sommersaaten erforderlich, und würde man daher, wenn man auch am 1sten April den Anfang machen könnte, doch erst am 7ten May fertig, wenn ununterbrochen gute Witterung ist. Da man indeß hierauf nicht rechnen kann und die Anspannung, um nicht in Verlegenheit zu kommen, auch auf unvorhergesehene Fälle berechnet seyn muß, so sieht man schon aus dieser Berechnung, daß zwei Pferde nicht weniger gehalten werden können. Es ist freilich ein anderer Fall, wenn Bauern kontraktlich in der Saat- und Erndtezeit zu Hofe dienen müssen; erhalten sie dann aber, wie namentlich bei mir bestimmt ist, für jeden Tag 1 rtl. bezahlt, so steht man man sich doch besser, selbst Pferde zur Arbeit zu halten, in so fern die Kornpreise nicht wieder steigen, und dadurch die Kosten der Pferdehaltung durch die Konsumtion des Hafers erhöht werden.

§. 7.

Nach dem §. 3. festgesetzten Taglohn, ist nun das zur Führung der ganzen Wirthschaft erforderliche Taglohn zu berechnen.

Benennung der Arbeit.	Mannstage à				Frauenstage à			Geldbetrag Courant	
	6 ßß	7 ßß	9 ßß	12 ßß	6 ßß	8 ßß	10 ßß	ℳ	ßß
A. Düngerausfuhr.									
Das Ausbringen aus den Rindviehställen geschieht in Holstein fast allgemein mit Pferden und Schleifen. Der dabei anzustellenden Arbeiter sind vier, einer bei den Pferden und drei beim Aufladen. Es geschieht wöchentlich zweimal einen halben Tag, nemlich vom 7ten Novbr. bis 21sten May, während 28 Wochen, also 56 halbe Tage mit vier Mann. Hiervon vom 1sten April bis 21sten May während ppt. 7 Wochen oder 14 halbe Tage mit vier Mann	—	28	—	—	—	—	—	4	4
die frühere Zeit 21 Wochen oder 42 halbe Tage	84	—	—	—	—	—	—	10	24
960 Fuder Dünger zu laden, 10 Fuder für einen Tagelöhner	—	96	—	—	—	—	—	14	
960 Fuder zu schütten, 15 Fuder für eine Frau	—	—	—	—	64	—	—	8	

	Mannstage à				Frauenstage à			Geldbetrag Courant	
	6 ßl	7 ßl	9 ßl	12 ßl	6 ßl	8 ßl	10 ßl	rtl	ßl
B. Uebrige Braachbearbeitung, Begrabung der Knicke laut §. 5. Nr. 8. 360 Ruthen, die beiden Seiten, also die doppelte Ruthe 1½ ßl.	—	—	—	—	—	—	—	11	12
übrige Begrabungskosten, so wie Nachsäuberung der Furchen im Herbste . . .	—	—	—	—	—	—	—	20	
Summa	—	—	—	—	—	—	—	67	40
Diese sind auf die Weitzen, Gerste, Hartlands- und Fallighafer-Produktion mit 3/7, 2/7, 1/7 und 1/7, also mit 29 rtl. 4 ßl., 19 rtl. 18 ßl., 9 rtl. 33 ßl. und 9 rtl. 33 ßl. zu vertheilen.									
1) Weitzen. Antheil der Düngerausfuhr und übrigen Braachbearbeitungskosten . .	—	—	—	—	—	—	—	29	4
Erndtekosten von 60 Tonnen oder 14400 QR.: zu mähen *) täglich 240 QRuthen . .	—	—	—	60	—	—	—	15	

*) Bei stehendem Winterkorn mäht ein Tagelöhner wenigstens 300 QRuthen ab, indeß weiß jeder Landmann, wie viele Arbeit das Lagerkorn macht, wo er oft Mühe mit 120 QRuthen hat. Hier bringt es auch viel mehr Fuder, und darum habe ich nur 48 Fuder zum täglichen Einfahren angenommen, da sonst 60 Fuder mit doppelten Ladern leicht angeholt werden können. Fortfahren thut der Schreiber und Voigt.

A. d. Verf.

	Mannstage à				Frauenstage à			Geldbetrag Courant	
	6 ßß	7 ßß	9 ßß	12 ßß	6 ßß	8 ßß	10 ßß	ℳ	ßß
zu binden	—	—	—	—	—	—	60	12	24
zu hocken	—	—	—	20	—	—	—	5	
das Weitzenloose anzuschlagen und von den Gräben abzuharken . . .	—	—	—	—	—	4	—	—	32
240 Fuder einzufahren, täglich 48 Fuder, also 5 Tage; hierzu 4 Lader, 2 Nachharker und 2 Beistaker	—	—	—	10	—	—	30	8	36
ferner zum Abbringen: 3 Abstacker, 8 Fachgänger *), im Durchschnitt zu letzterem nur 2 Frauen, für 5 Tage . . .	—	—	—	45	—	—	10	13	16
Arbeitskosten an Taglohn beim Weitzen								84	16

*) Es sind wegen der doppelten Diehlen in fast allen Holsteinischen Scheunen im Anfang nur fünf Fachgänger nöthig, zuletzt aber auch zehn, wo der eine Gang mit sechs nach oben und der andere nach unten mit vier geht.

A. d. Verf.

	Mannstage à				Frauenstage à			Geldbetrag Courant	
	6 ßß	7 ßß	9 ßß	12 ßß	6 ßß	8 ßß	10 ßß	ℳ	ßß
2) Gerste. Antheil der Düngerausfuhr und übrigen Braachbearbeitungskosten . .	—	—	—	—	—	—	—	19	18
Erndtekosten von 60 Tonnen oder 14400 QR.:									
zu mähen täglich *) 300 QRuthen . .	—	—	—	48	—	—	—	12	
zu binden und hocken . . .	—	—	—	12	—	—	48	13	
das Gerstenloose anzuschlagen u. s. w.	—	—	—	—	—	4	—	—	32
in fünf Tagen täglich 36 Fuder einzufahren. Hierzu wie beim Weitzen an Aufstaker, Lader und Nachharker . . .	—	—	—	10	—	—	30	8	36
ferner zum Abbringen wie bei demselben	—	—	—	45	—	—	10	13	16
Arbeitskosten an Taglohn bei der Gerste								67	6

*) Es gilt bei der Gerste und dem Hafer dasselbe, was ich beim Weitzen erwähnte: es kann von gutem stehenden Sommerkorn der Mäher 360 QRuthen abmähen, allein beim Lagerkorn auch so viel weniger. Herr Sach nimmt 280 QRuthen Winterkorn und 342 QRuthen Sommerkorn an; als Mittel wäre dieses in Holstein zu viel.

A. d. Verf.

	Mannstage à				Frauenstage à			Geldbetrag Courant	
	6 ßß	7 ßß	9 ßß	12 ßß	6 ßß	8 ßß	10 ßß	ℳ	ßß
3. Hartlandshafer. Antheil der Düngerausfuhr und übrigen Braachbearbeitungskosten	—	—	—	—	—	—	—	9	33
Erndtekosten von 60 Tonnen oder 14400 QR.:									
zu mähen täglich 300 QRuthen . .	—	—	—	48	—	—	—	12	
zu binden und hocken . . .	—	—	—	12	—	—	48	13	
das Haferlooſe anzuſchlagen u. ſ. w.	—	—	—	—	—	4	—	—	32
in fünf Tagen täglich 36 Fuder einzufahren.									
Hierzu, wie beim Weitzen, an Aufſtaker,									
Lader und Nachharker . . .	—	—	—	10	—	—	30	8	36
ferner zum Abbringen wie bei demſelben	—	—	—	45	—	—	10	13	16
Arbeitskoſten an Tagelohn beim Hartlandshafer . .	—	—	—	—	—	—	—	57	21
4) Fallighafer. Antheil der Düngerausfuhr und übrigen Braachbearbeitungskoſten . .	—	—	—	—	—	—	—	9	33
Erndtekoſten: ganz wie beim Hartlandshafer	—	—	—	115	—	4	88	47	36
Arbeitskoſten an Tagelohn beim Fallighafer . . .	—	—	—	—	—	—	—	57	21

5) Heu-Erndte.	Mannstage à 6 ßß	à 7 ßß	à 9 ßß	à 12 ßß	Frauenstage à 6 ßß	à 8 ßß	à 10 ßß	Geldbetrag Courant ℳ	ßß
α. Wormattklee von 60 Tonnen 120 Fuder,									
β. von 40 Tonnen Wiesenland 120 =									
Summa 240 Fuder.									
Hiervon 40 Fud. od. $\frac{1}{6}$ der Kosten den Pferden u. 200 Fuder oder $\frac{5}{6}$ derselben dem Rindvieh zu berechnen.									
60 Toñ. Klee zu mähen à 320 QR. für jeden Mäher	—	—	45	—	—	—	—	8	21
Zur Bearbeitung des Futters zu 3 Fuder 2 Frauen	—	—	—	—	—	180	—	30	
Zum Einfahren, Auf- und Abladen zu jedem Fuder $\frac{1}{4}$ Manns- und $\frac{1}{4}$ Frauenstag . .	—	—	30	—	—	30	—	10	30
40 Tonnen Wiesenland, Wormatt zu mähen 280 QRuthen jeder Mäher . . .	—	—	34	—	—	—	—	6	18
Nachmatt 240 QRuthen jeder Mäher	—	—	40	—	—	—	—	7	24
Zur Bearbeitung des Futters im Durchschnitt zu jedem Fuder eine Frau . . .	—	—	—	—	—	120	—	20	
Zum Einfahren, Auf- und Abladen zu jedem Fuder $\frac{1}{3}$ Manns- und $\frac{1}{3}$ Frauenstag . .	—	—	40	—	—	40	—	14	8
Arbeitskosten an Tagelohn bei der Heu-Erndte								97	5
Hiervon $\frac{1}{6}$ für die Pferde (vergl. oben) mit 16 rtl. 9 ßl. und $\frac{5}{6}$ für das Rindvieh also . . . 80 = 44 =								97	5

Recapitulatio sämmtlicher Arbeitskosten.

1) Arbeitskosten an Tagelohn beim Weitzen	84 rtl.	16 ßl.
2) = = = bei der Gerste	67 =	6 =
3) = = beim Hartlandshafer	57 =	21 =
4) = = beim Fallighafer	57 =	21 =
5) Heu-Erndte: Antheil für die Pferde	16 =	9 =
für das Rindvieh	80 =	44 =
Summa aller Arbeitskosten	363 rtl.	21 ßl.

§. 8.

Um den Ertrag der Ackerwirthschaft von dem der Holländerei zu trennen, ist erforderlich die allgemeinen Kosten, welche beide zu tragen haben, auszumitteln.

Auf einem Gute von 600 Tonnen (1500 Schfl.) Ackerland und 40 Tonnen (100 Schfl.) Wiesenland ist ein Wirthschaftsführer erforderlich, er sey Eigenthümer, Pächter oder Verwalter. Dieser bedarf

zu seinem Unterhalte . .	200 rtl. Cour.
ferner zu seiner Beköstigung	150 = =
Die ihn treffenden Besuche eingerechnet im Ganzen . . .	350 rtl. Cour.

Nach der gewöhnlichen Holsteinschen Eintheilung werden die 600 Tonnen Ackerland in zehn Koppeln, jede von 60 Tonnen oder 150 Scheffel, nach folgendem Fruchtwechsel bewirthschaftet:

1) Braache. 2) Weitzen. 3) Gerste. 4) Ha-

fer. 5) Hafer. 6) Mähklee, Vormatt, Nachmatt als Aussenweide für die Kühe. 7, 8, 9 und 10 Weideschläge.

Es sind also fünf Koppeln oder die Hälfte zum Kornbau und fünf Koppeln oder die andere Hälfte zur Viehzucht bestimmt. Von den zur Unterhaltung und Beköstigung des Oberaufsehers erforderlichen 350 rtl. Cour. fallen also den Kornschlägen 175 rtl. Ct. und den Weideschlägen ebenfalls 175 rtl. zur Last *).

§. 9.

Die besondern Kosten für die Ackerwirthschaft bestehen:

---

*) Ich halte es nicht für richtig, den Unterhalt und die Beköstigung der Ausgeberin, eines Lehrlings oder Schreibers, des Statthalters, Strickknechts u. s. w., auch den Weidekoppeln mit zur Last zu schreiben, zumal die Benutzung derselben verpachtet ist, mithin nur die Oberaufsicht des Eigenthümers oder Pächters erfordert. Bei der eigenen Bewirthschaftung der Holländerei bleibt es sich indeß dadurch gleich, weil die Meierin und der Böttcher für alles verantwortlich sind. Ueberhaupt ist bei Herrn Sach durch die hohe Berechnung dieser allgemeinen Kosten, Ackerbau und Viehzucht beides in einem ungünstigern Lichte dargestellt, als sie es bis jetzt, — auf irgend gutem Boden, — verdienen.

A. d. Verf.

1) in einer Ausgeberin oder der Hausfrau *), zum Unterhalt . .	80 rtl.	— ßl.
deren Beköstigung .	80 =	— =
2) in einem Schreiber, dessen Lohn	30 =	— =
Beköstigung . .	50 =	— =
3) einem Küchen- und einem Stubenmädchen à 39 rtl. 19½ ßl. .	78 =	39 =
4) dem Voigt an Lohn baar .	36 =	— =
Beköstigung . .	25 =	24 =
5) für kleine Reparaturen .	20 =	— =
6) Zinsen des zur Annahme der Pachtung erforderlichen Betriebskapitals von 2500 rtl. à 5 pCt.	125 =	= —
Summa	525 rtl.	15 ßl.

Auf 300 Tonnen Ackerland vertheilt, macht pr. Tonne 1 rtl. 36 ßl., oder für 100 QR. 35 ßl. Cour. Hierzu die allgemeinen Kosten von 175 rtl. Cour., machen pr. Tonne 28 ßl. und für 100 QR. 11⅔ ßl.

Die auf die verschiedenen Kornarten zu repartirenden allgemeinen und besondern Unkosten betragen also pr. Tonne 2 rtl. 16 ßl. und pr. 100 QR. 46⅔ ßl.

---

*) Die Ausgeberin erhält nicht so viel; für die Hausfrau ist es nicht genügend, ich nehme daher das Mittel an. A. d. Verf.

§. 10.

Unter den im vorigen Paragraph angeführten besondern Kosten der Ackerwirthschaft ist auch der Voigt, welcher das Säen zu verrichten hat. Hierfür ist in dem Tagelohn deshalb nichts berechnet. Es folge nun die Körnerertragsberechnung:

1) Weitzen 60 Tonnen à 240 QR. = 14400 QR. oder 180 Schfl. Aussaat auf 266⅔ QR. eine Tonne *) Weitzen oder auf 106⅔ QR. einen Parchimschen Scheffel **). Es fallen also auf 14400 QR. 54 Tonnen. Diese als Mittelertrag zum zehnten Korn . . 540 Tonnen.

Hiervon ab: Saat . .	54 T.	
Drescherlohn $\frac{1}{17}$	32 =	
		86 =
bleiben zum Verkauf		454 Tonnen

*) Mißverständniß vorzubeugen, bemerke ich den Unterschied des sonst gleich benannten Flächen- und Getreidemaaßes in Holstein, welches schon zeigt, daß hier dünner als im Mecklenburgischen gesäet wird.

A. d. Verf.

**) Nach Herrn Sach werden in Mecklenburg oder eigentlich bei ihm auf 70 QR. ein Scheffel Weitzen und auf 80 QRuthen ein Scheffel Rocken, mithin Weitzen dicker als Rocken gesäet. Geschieht dies wirklich? und an mehreren Orten dort? an allen gewiß nicht, das weiß ich aus Erfahrung, und in Holstein nirgends.

A. d. Verf.

für 14400 QR., für eine Tonne Land $7\frac{17}{30}$ T. für 240 QR. und $7\frac{57}{64}$ Schfl. oder $3\frac{5}{32}$ Tonnen für 100 QRuthen.

2) Gerste, 60 Tonnen à 240 Ruthen = 14400 oder 180 Schfl. Aussaat auf 240 QR. eine Tonne Gerste oder auf 96 QR. einen Scheffel. Diese als Mittelertrag zum 10ten Korn 600 Toñ.

Hiervon ab: Saat . . 60 T.
Drescherlohn $\frac{1}{17}$. $35\frac{1}{3}$ =
$95\frac{1}{3}$ =

bleiben zum Verkauf $504\frac{2}{3}$ Toñ.

für 14400 QR., für eine Tonne Land $8\frac{2}{5}$ T. für 240 QR. und $8\frac{3}{4}$ Schfl. oder $3\frac{1}{2}$ Toñ. für 100 QR.

3) Hartlandshafer 60 Tonnen à 240 QRuthen = 14400 QRuthen oder 180 Schfl. Aussaat auf 160 QR. eine Tonne Hafer oder auf 64 QR. einen Scheffel *). Es fallen also auf 14400 QR. 90 Tonnen Hafer. Diese als Mittel-Ertrag zum achten Korn . . . 720 Toñ.

Hiervon ab: Saat . . 90 T.
Drescherlohn $\frac{1}{17}$. $42\frac{1}{3}$ =
$132\frac{1}{3}$ =

Als reiner Ertrag zu berechnen $587\frac{2}{3}$ Toñ.

*) Dieses wird wegen der in Holstein üblichen gestrichenen Hafermaaße nicht ganz zutreffen und fallen wohl auf 72 QRuthen ein Scheffel.

A. d. Verf.

für 14400 QR., für eine Tonne Land $9\frac{4}{5}$ Tonnen für 240 QRuthen und $10\frac{1}{5}$ Schfl. oder $4\frac{1}{12}$ Tonnen für 100 QRuthen.

Bei dem Ertragsanschlag eines Gutes von obenerwähnter Größe bleiben indeß von diesen $587\frac{2}{3}$ Tonn. gar keine zum Verkauf oder zum Verfahren, da 300 Tonnen, als die Hälfte für diese Koppel, mit dem Vieh und 285 Tonnen, ebenfalls als die Hälfte, mit den Pferden, mithin zusammen 585 Tonnen verfuttert werden; also wenig von jener Summe abweichend. Da keine Kornart besser zum Verfuttern für jenes Vieh angewandt und deshalb vom Kornbau gar nicht ausgeschlossen werden kann, so halte ich es auch kein Vorziehen derselben, wenn ich die Marktfuhren für Korn, welches nicht verfahren wird, demselben nicht mit zur Last geschrieben habe.

4) Fallighafer. Für diese Koppel gilt dasselbe, was ich bei der vorhergehenden erwähnte. Ohne Rapsbau würde der Hafer in der ersten Saat mehr Stroh, aber auch weniger Korn bringen, da das Land noch zu fruchtbar für ihn ist, wenn es zweimal gepflügt wird. Deßhalb säet man ihn einfurchig und sichert sich dadurch einen gleichen Ertrag, als bei der folgenden Saat zu. Man sieht nach jener Ertragsberechnung, die nur sehr mäßig angesetzt ist, daß dem Hafer der humösere Boden Holsteins, durch die seit vielen Jahren stärker als

in Mecklenburg getriebene Viehzucht bewirkt, am besten zusagt und darin das stärkere Lohnen desselben im Holsteinschen zu finden ist. Bei der Gerste scheint man dem Lagern durch dünneres Säen vorzubeugen und erzielt dadurch ein Produkt, welches nicht allein für's Gesicht, sondern auch dem Gewichte nach sich mit dem Mecklenburgischen messen kann. Bei dem Weitzen, von dem jeder das Sprichwort kennt: „wenn er Maytag noch mit der Leuchte auf dem „Felde gesucht werden muß, so wird er doch noch „stark genug," hilft das dünnere Säen als Vorbeugungsmittel des Lagerns nicht allein, der zu kräftige Boden macht selbst, wenn er stehen bleibt, das Korn glasiger, den Gluten in ihm vorherrschend, daher geringer an Kraftmehl und an Gewicht. Ob diese meine Ansicht richtig ist, bescheide ich mich gern; ein Chemiker müßte es untersuchen, ob sie gegründet oder nicht. Die Erfahrung zeigt uns, daß der Holsteinische Weitzen stets schlechter im Preise ist, als der Mecklenburgische, sie zeigte mir, und das noch in diesem Jahre, daß mein Weitzen, der trocken von Korn und sich fast mit jedem Mecklenburgischen Weitzen dem Ansehen nach messen kann, doch schlecht von Gewicht blieb und nur 216 Pfund netto die Tonne, also 86½ Pfund der Parchimsche Scheffel, wog. Man verzeihe diese Abschweifung von dem eigentlichen Gegenstande meines Schreibens und

kehre ich zu demselben zurück, mich mit dem Kalkul über den Netto-Ertrag der Holländerei beschäftigend.

§. 11.

Die Größe derselben ist 200 Haupt, oder 4 Bollen und 196 Kühe. Die Vertheilung der Weide wie folgt:

4 Koppeln à 14400 QRuthen . .	57600 QR.
1 dito Kleenachmatt zu $\frac{3}{7}$ zu rechnen mit	$6171\frac{1}{2}$ =
ganze Weidefläche	$63771\frac{1}{2}$ QR.

Es kommen also auf jedes Haupt 319 QRuthen Weide, was gewiß nicht zu wenig gerechnet ist, da kleinere Güter sich auf 240 QRuthen und darunter pr. Haupt, ohne ihr Vieh darben zu lassen, beschränken. Es wäre jetzt nothwendig, eine kurze Angabe des zu jener Holländerei erforderlichen Inventariums folgen zu lassen und habe ich sie auch, einzeln spezifizirt des genauen Resultats wegen, notirt, indeß wie kann sie den Schäfer oder den Holländereiverpächter interessiren, darum wird man meinen Worten wohl Glauben schenken, daß mit 600 rtl. Cour. dasselbe anzuschaffen ist. Hiervon sind als Zins 5 pCt. und als Abnutzung 7 pCt., also 12 pCt. im Ganzen, mit 72 rtl. Cour. zu berechnen.

§. 12.

Das zu einer Meierei von 196 Kühen erforderliche Personale und die daraus entspringenden Unkosten bestehen in folgendem:

Meierin: Lohn derselben mit Handgeld	40 rtl.	32 ßl.
Beköstigung . . .	40 =	— =
(Kaffee und dergl. muß sie sich selbst halten.)		
Böttcher: Lohn desselben mit Miethsgeld	40 =	12 =
Beköstigung (vergl. §. 2.) . .	25 =	24 =
Meiereiknecht, der die Aufsicht beim Milchen auf einer Rägel*) führen muß, Lohn	30 =	8 =
Beköstigung desselben . .	25 =	24 =
(Beide müssen die Schweine futtern und letzterer das in der Meiereiküche nöthige Holz hauen, Milch austragen u. dgl.)		
Schweinejunge, zum Hüten im Sommer	4 =	4 =
Sommerbeköstigung . .	13 =	— =
Neun Mädchen, davon eins als Balgenmädchen als Gehülfin für die Meierin bestimmt, 8 zum Milchen; Lohn und Miethsgeld jede 16 rtl. 8 ßl.	145 =	24 =
Beköstigung (vergl. §. 2.) jede 23 rtl. 11½ ßl. . .	209 =	7½ =
Lat.	573 rtl.	39½ ßl.

*) Die Stelle, wo gemolken wird. A. d. R.

Transp.	573 rtl. 39½ ßl.
Ein Kuhhirt: Lohn 30 rtl., Miethsgeld 8 ßl. . . .	30 = 8 =
Beköstigung . .	25 = 24 =
Zweiter Kuhhirt mit 20 rtl. Lohn und 8 ßl. Miethsgeld . .	20 = 8 =
Beköstigung . .	25 = 24 =
Summa	675 rtl. 7½ ßl.

§. 13.

Die übrigen Ausgaben bestehen in drei Tonnen Lüneburger Salz à 16 mk. 8 ßl.	16 rtl. 24 ßl.
einer Tonne Englisch Salz zum Käsemachen	2 = 32 =
Zur Erhaltung der Kuhketten .	1 = — =
Zur Anfertigung der Buttertonnen vier Faden büchen Kluftholz, 6 Fuß hoch und weit und 2½ Fuß lang zu 5 rtl. den Faden, also . .	20 = — =
Besaamung des abtragenden Schlags von 60 Tonnen mit 600 Pfund Kleesaat à 5 ßl. . . .	62 = 24 =
Den Kosten zur Verfahrung der Holländereiprodukte. Hierzu sind laut §. 5 15¾ Gespanntage festgesetzt und betragen die Reisekosten für den Knecht, Dammgeld, Zoll u. dgl. höchstens	5 = — =
Lat.	107 rtl. 32 ßl.

Transp. 107 rtl. 32 ßl.

Zuletzt ist die Erhaltung des Viehstapels zu beachten. Die Bollen gewähren durch den Verkauf, wenn sie für die Kühe zu schwer werden, einen Ueberschuß, indeß mag dieser unberechnet bleiben. Als Einschuß auf 196 Kühe gehören indeß 20 Stück und ist der Ausschuß (obgleich ein Theil davon fett verkauft wird) für 4 rtl. das Stück schlechter als jener zu berechnen, was eine Summe ergiebt von 80 = — =

Ueberdies für Sterbefälle, fehr bleibenden, die auch verkauft werden müssen 40 = — =

Die Neben-Unkosten betragen 227 rtl. 32 ßl.

§. 14.

Die Einnahme aus erwähnter Holländerei beträgt:

Butter *). Von jeder Kuh 43½ Pfund Stallbutter à 6 ßl. . . . 5 rtl. 21 ßl.

36 Pf. Vorsommer oder Juny-Butter bis zum 1sten August à 7 ßl. 5 = 12 =

40½ Pf. Nachsommer oder Stoppelbutter à 7 ßl. . . 5 = 43½ =

mithin Geldbetrag für Butter v. jed. Kuh 16 rtl. 28½ ßl.

*) Alles was ich über Holländerei sage, kann ich mit meinen Rechnungsbüchern beweisen. Die Butterpreise habe ich nach den im Jahre 1824 auf 25 statt gefundenen Preisen notirt. (Die Stalbutter für 1825 ist im Kieler Fastenmarkt gar mit 6½ ßl. pr. Pfund bezahlt.)
A. d. Verf.

macht für den Vieh-Stapel von 196 Haupt
an Butter-Ertrag . . 3252 rtl. 18 ßl.
für 192 Kälber à 16 ßl. . 64 = — =
von jeder Kuh 100 Pf. Käse, im Durchschnitt zu $\frac{3}{4}$ ßl. verkauft, also pr. Haupt 1 rtl. 27 ßl. . . 306 = 12 =
für 24 fette Kovenschweine à 10 rtl. 240 = — =
Verkauf an Ferkeln, Pölken u. s. w. 48 = — =
Brutto-Einnahme 3910 rtl. 30 ßl.

§. 15.

Nach obiger speziellen Angabe aller Ausgaben und Einnahmen ergiebt sich folgendes Resultat:
laut §. 11. Zins des Betriebs-Kapitals und Abnutzung . . . 72 rtl. — ßl.
laut §. 12. Beköstigung und Lohn des Meierei-Personals . . 675 = $7\frac{1}{2}$ =
laut §. 13. Neben-Unkosten . 227 = 32 =
ferner für 600 Tonnen Hafer à 40 ßl. 500 = — =
l. §. 5. Nr. 5. Heu-Erndte 25 Gespanntage zur Heu-Einfuhr à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl. 33 = $3\frac{1}{2}$ =
Nr. 6. zum Dichten der Weidekoppeln 3 Gespanntage à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl. 3 = $46\frac{1}{2}$ =
Nr. 7. zum Verfahren der Holländerei-Produkte $15\frac{3}{4}$ Gespanntage à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl. . . 20 = 40 =
Lat. 1532 rtl. $33\frac{1}{2}$ ßl.

Transp.	1532 rtl.	33½ ßl.
Nr. 8. zum Anfahren des in der Meiereiküche benöthigten Busches von den Knicken, 10 Gespanntage à 1 rtl. 15½ ßl. . .	13 =	11 =
Nach §. 5. sechs Fuder Dorn zu hauen und zu laden, zum Dichten der Weidekoppeln, 7 Mannstage à 7 ßl.	1 =	1 =
dreißig Fuder Busch zu hauen und zu laden zum Bedarf der Meiereiküche 35 Mannstage à 7 ßl. . .	5 =	5 =
Laut §. 7. Tagelohnskosten der Heu-Erndte Nr. 5. . . .	80 =	44 =
Laut §. 8. Antheil der Holländerei an die Beköstigung und das Gehalt des Wirthschaftsaufsehers	175 =	— =
Summa aller Unkosten	1807 rtl.	46½ ßl.
Die Brutto-Einnahme betrug	3910 =	30 =
Bleibt Netto-Einnahme	2102 rtl.	31½ ßl.

Dieses wäre also der reine Ertrag von 26 Tonnen Wiesenland (14 Tonnen bleiben für die Pferde) und fünf Koppeln à 60 Tonnen, oder 300 Tonnen, im Ganzen von 326 Tonnen.

Diese 326 Tonnen à 240 QRuthen sind gleich 78240 QRuthen, welche einen reinen Ertrag von 2102 rtl. 31½ ßl. Cour. gewähren, also 1 Tonne oder 240 QR. 6 rtl. 21½ ßl. und 100 QR. 2 rtl. 33 ßl.

Hier ist die Braach- und Stoppelweide natürlich nicht berechnet, denn höchstens die Winterkornstoppel kommt dem Vieh zu Nutzen, das übrige wird mit eigenen Schaafen behütet oder an fremde Schäfer vermiethet *).

§. 16.

Nachdem ich nun obiges Resultat des reinen Ertrags der Weidebenutzung mit Rindvieh dargelegt habe, so wird es hier am passendsten seyn, einen Vergleich desselben mit dem durch Schaafe erhaltenen zu machen. So wie man dem selbst die Holländerei Betreibenden mehr Glauben beimessen wird, als dem, der seine Berechnung ohne eigene Erfahrung nach der von Afterpächtern gegebenen Pacht macht, so nehme ich dagegen wieder die gründliche Berechnung des Herrn Rettig über den Ertrag der Schäferei, S. 577 des eilften Jahrganges dieser Annalen als Basis an und bemerke nur, daß ich

*) Ich muß es leider eingestehen, daß jenes nur wenig geschieht und viele meiner lieben Landsleute sich durch Haltung einer dem Rindviehstapel angemessenen Schäferei, — angemessen der von jenem nicht genug zu nutzenden Weiden: der Stoppeln und der Braache, — einen noch nicht hinlänglich beachteten Vortheil verschaffen könnten.

A. d. Verf.

als Pächter die Verzinsung des Gebäudewerths weglasse und ebenfalls mich nach dem, was ich jenen Kühen gegeben habe, richten muß *).

Nach §. 11. beträgt die für die Kühe bestimmte Weidefläche 6377 1/2 QRuthen. Herr Rettig hat nach S. 584: 27 2/5 QR., — ich nehme 27 1/2 QR. an, — für jedes Schaaf gebraucht, wonach auf jener Fläche 2319 Stück Hammel, Schaafe und Lämmer geweidet werden können. Er rechnet auf 1300 Schaafe u. s. w., 300 Lämmer, also müßte jene Heerde aus 1784 Schaafen und Hammeln und aus 535 Lämmern bestehen. Demnach wäre der Ertrag derselben:

---

*) Kauft der Landmann sein Heufutter? sind die Wiesen auf andere Art brauchbar als für Vieh? ist es daher nicht richtiger den Grundzins derselben, die Bearbeitungskosten des Heues zu berechnen und darnach den Werth des den Kühen oder Schaafen verabreichten Futters zu bestimmen, als wie Herr Rettig einen Werth von 4 rtl. pr. 1000 Pf. anzunehmen? Die frühere Bemerkung desselben, daß die Kosten sich so hoch beliefen, ist fast unglaublich, oder es müssen sehr schlechte Wiesen seyn, die denn aber auch keinen Zins von 1 1/2 Thaler für 60 QR. verdienen, (ein Zins, der überhaupt den jetzigen Zeitumständen nicht mehr angemessen ist.)

A. d. Verf.

1784 Schaafe à 2 Pf. 25½ Loth Wolle = 4989½ Pf.,
den Stein von 22 Pf. zu 28 mk. 11½ ßl. 6513 mk. 4½ ßl.
Abgang von 300 Lämmern 12 Stück,
also von 535 Lämmern 22 Stück, 513
Lämmer geben netto 486 Pf. Wolle,
bezahlt mit 372 mk. Bco à 25 pCt. 465 = — =
Ein Zehntel der alten Heerde als Verkauf von Mutterschaafen, 178 Stück
à 3 mk. . . . . 534 = — =
$\frac{13}{100}$ derselben als Hammel-Verkauf
232 Stück à 4 mk. . . 928 = — =
Brutto-Einnahme 8440 mk. 4½ ßl.
oder 2813 rtl. 20½ ßl. Cour.

Kosten bei einer Schaafheerde von 1784 Stück altem Vieh und 535 Lämmern.

1) Es fällt ihr der bei der Holländerei berechnete Antheil an die Erhaltung und Beköstigung des Wirthschaftsaufsehers zu mit 175 rtl. — ßl.
2) Für 600 Tonnen Hafer á 40 ßl. 500 = — =
3) Zur Heu-Erndte: 25 Gespanntage
à 1 rtl. 15½ ßl. . . 33 = 3½ =
Tagelohnskosten derselben 80 = 44 =
4) Besaamung der Weide mit 600 Pf.
Kleesaat à 5 ßl. . . 62 = 24 =
5) Lohn der Dienstleute: (Ich will

Lat. 851 rtl. 23½ ßl.

	Transp.	851 rtl.	23½ ßl.
nicht mehr annehmen als Hr. Rettig bei der Heerde von 1300 Stück*).			
Zwei Schäferknechte und ein Junge baares Lohn . . .		96 =	— =
Beköstigung dreier Leute à 25 rtl. 24 ßl.		76 =	24 =
Da die Kühe in Holstein zum eisernen Inventarium gehören und deßhalb keine Zinsen von dem Kapitalwerth für den Pächter zu berechnen, so fallen diese auch bei den Schaafen weg. Uebrigens ist leicht zu übersehen, daß dieses den Ansatz für diese günstiger stellt, da in ihnen ein größerer Kapitalwerth steckt als in dem Rindvieh.			
6) Für Wäsche, Scheerlohn, Bindfaden, Lein zu Säcken, Transportkosten der Wolle . . .		42 =	— =
7) Unterhaltung der Hürden, Raufen u. s. w. incl. der Zinse für deren Werthbetrag . . .		26 =	24 =
Summa aller Lasten		1092 rtl.	23½ ßl.
Diese von dem Brutto-Ertrag		2813 =	20½ =
bleibt ein Netto-Ertrag von		1720 rtl.	45 ßl.

*) Nicht weil ich die Ueberzeugung habe, daß sich die Rechnung doch zu Gunsten der Holländerei gestaltet, sondern weil Herr Rettig beim Verkauf des Ausschusses auch weniger gerechnet hat, als er nach Anzahl konnte.
A. d. Verf.

welche von 78240 QR. für 100 QR. 2 rtl. $9\frac{2}{16}$ ßl. und für eine Tonne oder 240 QR. 5 rtl. $13\frac{3}{8}$ ßl. reinen Ertrag bestimmen.

Der Einwand, den viele Schäfereibesitzer machen werden, daß die Schäferei bei gehöriger Aufsicht und durch Ankauf guter Böcke sich mit jedem Jahre veredelt und dadurch nicht allein das Grundkapital, sondern auch den jährlichen Ertrag erhöht, kann ich leicht durch die Bemerkung schwächen, daß die Wollpreise nicht so leicht zu einer Steigerung Aussicht haben, als die Preise der Fettwaaren, wo die Konkurrenz statt zuzunehmen, fast immer mehr abnimmt. Ueberdieß bedarf es auch gewiß einer Erwähnung, daß der Rindviehstapel einer ähnlichen Veredlung fähig ist und ein noch höherer Ertrag allein dadurch aus ihm erzielt werden kann. Es bleibt mir nur noch übrig, das für die Schaafe bestimmte Futtermaterial mit dem zu vergleichen, was Herr Rettig für die seinigen gewählt hat.

Es erhalten sämmtliche Schaafe:

200 Fuder Klee- u. Wiesenheu à 1000 Pf. = 200,000 Pf.
600 Tonnen Hafer à 130 Pf. = 78,000 Pf.
für 288 Lämmer reservirte Herr Rettig 18,000 Pf. Wiesenheu und gehörten also zu 513 Stück 32,062 Pfund und bleiben von jenen 200,000 Pf. für 1784 Schaafe und Hammel nach 167,938 Pf. Die Futterungszeit sey ebenfalls 160 Tage, so erhalten

1784 Stück täglich 487½ Pf. Hafer und 1049⅕ Pf. Heu, mithin jeder Kopf täglich 8¾ Loth Hafer und 18$\frac{13}{16}$ Loth Heu. Nach Herrn Rettig's Futterung indeß 1$\frac{3}{10}$ Loth Gerstenschroot, 4$\frac{4}{7}$ Loth Heu und 28$\frac{2}{7}$ Loth Kartoffeln. Dort also für 28$\frac{2}{7}$ Loth Kartoffeln ohngefähr 14 Loth Heu und 7 Loth Hafer. Wenn nun auch beide Futterungsarten in den Bestandtheilen von einander abweichen, so wäre doch jener auf keine Weise der Vorwurf zu machen, daß sie stärker für das Schaaf ist als letztere, und durch Ersparung eines Theils des zu verfutternden Hafers ein gleiches Resultat im Woll-Ertrage und Lamm-Erzeugung erreicht würde und dadurch dann das Netto-Provenue erhöhete.

§. 17.

Nach dieser Abschweifung werde ich nun erst auszumitteln suchen, welchen Ertrag durch Bau der verschiedenen Körnerfrüchte der Holsteinische Boden gewährt, dann nach Zusammenstellung der verschiedenen Ertragsberechnungen das des ganzen Guts von obenerwähnter Größe darzulegen suchen, und bleibt es dann der eigenen Prüfung meiner Herren Kollegen in Mecklenburg überlassen, ob sie durch Schäferei oder dergleichen einen gleich hohen Ertrag erreichen, wobei ich indeß dankend das Verdienst unsrer Vorgänger anerkenne, die, — ich möchte

sagen seit länger als einem Jahrhundert, — Viehzucht dem Ackerbau vorzogen und dadurch dem Lande einen Schatz gaben, der noch den folgenden Generationen, bei zweckmäßiger Benutzung und Erhaltung, zu Gute kommen wird.

1. Produktionskosten des Weitzens und Nutzung des Landes durch seinen Anbau.

	p. Tonne		100 QR.	
	rtl.	ßl.	rtl.	ßl.
Nach §. 8 u. §. 9 betragen die allgemeinen und besondern Kosten der Wirthschaft, die dem Ackerbau zur Last fallen . . . pr.	2	16	—	$46\frac{2}{3}$
Indeß sind noch für die Braache nach der §. 5 gemachten Bestimmung dem Weitzen $\frac{3}{7}$ zuzulegen mit . .	1	—	—	20
nach §. 5 *) betragen sämmtliche beim Bau des Weitzens erforderlichen Gespanntage $307\frac{1}{2}$, mithin bei 1 T. $\frac{307\frac{1}{2}}{60} = 5\frac{1}{8}$ Gespanntage à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl.	6	$37\frac{1}{2}$	2	$39\frac{1}{2}$
ferner 175 Handtage bei den Pferden à 7 ßl. betragen 25 rtl. 25 ßl. für 60 Tonnen, mithin für 1 Tonne	—	$20\frac{1}{2}$	—	$8\frac{1}{2}$
nach §. 7 Arbeitskosten an Tagelohn beim Weitzen 84 rtl. 16 ßl. für 60 Tonnen, also für 1 Tonne	1	$19\frac{1}{2}$	—	$28\frac{1}{8}$
Es betragen sämmtliche Kosten	11	$45\frac{1}{2}$	4	47
Nach §. 10 beträgt der Ertrag $7\frac{17}{30}$ Tonnen pr. 240 QR. à 7 mk.	17	$31\frac{1}{2}$		
und für 100 QR. $3\frac{1}{3}\frac{1}{2}$ Tonnen à 7 mk.	—	—	7	$17\frac{1}{2}$
mithin beträgt der reine Ertrag	5	34	2	$18\frac{1}{2}$

*) Die Kosten der Heu-Erndte für die Pferde sind bei diesen berechnet, ebenfalls die für Busch und Holzanfahren zum Haushalt bei dem Beköstigungs-Anschlag des Gesindes und übrigen Personals. A. d. Verf.

2. Produktions-Kosten der Gerste und Nutzung des Landes durch ihren Anbau.

	p. Tonne.		100 QR.	
	rtl.	sgl.	rtl.	sgl.
Nach §§. 8, 9 betragen die allgemeinen u. besondern Kosten der Wirthschaft, die dem Ackerbau zur Last fallen . . .	2	16	—	$46\frac{2}{3}$
Es sind indeß für die Braache bei der Gerste $\frac{2}{7}$ hinzuzulegen mit	—	32	—	$13\frac{1}{3}$
Nach §. 5 betragen sämmtliche beim Bau der Gerste erforderlichen Gespanntage $196\frac{1}{2}$, mithin bei 1 Ton. $\frac{196\frac{1}{2}}{60} = 3\frac{1}{4}\frac{1}{0}$ Gespannt. à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ sgl.	4	16	1	$38\frac{2}{3}$
ferner $95\frac{1}{2}$ Handtage bei den Pferden à 7 sgl., betragen für 60 Tonnen 13 rtl. $44\frac{1}{2}$ sgl., mithin	—	$11\frac{1}{7}$	—	$4\frac{5}{8}$
nach §. 7 Arbeitskosten an Tagelohn bei der Gerste 67 rtl. 6 sgl. für 60 Tonnen, mithin . .	1	$5\frac{7}{10}$	—	$22\frac{3}{8}$
Es betragen sämmtliche Kosten	8	33	3	$29\frac{2}{3}$
Nach §. 10 beträgt der Ertrag $8\frac{2}{5}$ Tonnen pr. 240 QR. à 4 mk.	11	10		
und $3\frac{1}{2}$ Tonnen pr. 100 QR. à 4 mk.	—	—	4	32
mithin ist der reine Ertrag	2	25	1	$2\frac{1}{3}$

3. Produktions-Kosten des Hartlandshafers und Nutzung des Landes durch seinen Anbau.

	p Tonne		100 QR.	
	rtl.	sgl.	rtl.	sgl.
Allgemeine und besondere Kosten nach §§. 8, 9 . .	2	16	—	$46\frac{2}{3}$
Hierzu $\frac{1}{7}$ für die Braache .	—	16	—	$6\frac{2}{3}$
Lat.	2	32	1	$5\frac{1}{3}$

	p. Tonne		100 QR.	
	rtl.	ßl.	rtl.	ßl.
Transp.	2	32	1	$5\frac{1}{3}$
Nach §. 5 sind beim Hartlandshafer $80\frac{1}{2}$ Gespt. erforderlich, daher f. 1 T. $\frac{80\frac{1}{2}}{60} = 1\frac{1}{3}$ Gespt. à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl.	1	$36\frac{1}{2}$	—	$35\frac{1}{3}$
ferner $40\frac{3}{4}$ Handtage à 7 ßl., betragen für 60 Tonnen 5 rtl. 45 ßl., also	—	$4\frac{3}{4}$	—	2
nach §. 7 Arbeitskosten an Tagelohn beim Hartlandshafer 57 rtl. 21 ßl. für 60 Tonnen, mithin . .	—	46	—	$19\frac{1}{6}$
Es betragen sämmtliche Kosten	5	$23\frac{1}{4}$	2	$13\frac{3}{4}$
Nach §. 10 beträgt der Ertrag für 240 QR. $9\frac{4}{5}$ Tonnen à 40 ßl.	8	8		
und für 100 QR. $4\frac{1}{12}$ Tonnen à 40 ßl.	—	—	3	$19\frac{1}{3}$
mithin ist der reine Ertrag	2	$32\frac{3}{4}$	1	$5\frac{1}{2}$

4. Produktionskosten des Fallighafers und Nutzung des Landes durch seinen Anbau.

	p. Tonne		100 QR.	
	rtl.	ßl.	rtl.	ßl.
Allgemeine und besondere Kosten nach §. 8, 9 . . .	2	16	—	$46\frac{2}{3}$
Hierzu $\frac{1}{7}$ für die Braache .	—	16	—	$6\frac{2}{3}$
Nach §. 5 sind beim Fallighafer $113\frac{3}{4}$ Gespanntage erforderlich, also für 1 Tonne $1\frac{43}{48}$ Gespt. à 1 rtl. $15\frac{1}{2}$ ßl.	2	$14\frac{1}{3}$	—	46
ferner $64\frac{1}{2}$ Handtage bei den Pferden à 7 ßl. betragen für 60 Tonnen 9 rtl. $19\frac{1}{2}$ ßl., also . .	—	$7\frac{1}{2}$	—	$3\frac{1}{8}$
Nach §. 7 Arbeitskosten an Tagelohn beim Fallighafer 57 rtl. 21 ßl. für 60 Tonnen, mithin .	—	46	—	$19\frac{1}{6}$
sämmtliche Kosten betragen	6	4	2	$25\frac{2}{3}$
Nach §. 10 beträgt der Ertrag für 240 QR. $9\frac{4}{5}$ Tonnen à 40 ßl.	8	8		
und für 100 QR. $4\frac{1}{12}$ Tonnen à 40 ßl.	—	—	3	$19\frac{1}{3}$
mithin ist der reine Ertrag	2	4	—	$41\frac{2}{3}$

Recapitulatio.

	240 □R.		100 □R.	
	rtl	ßl	rtl	ßl
Reiner Ertrag des Weitzens pr.	5	34	2	$18\frac{1}{2}$
= = der Gerste . . =	2	25	1	$2\frac{1}{3}$
= = des Hartlandshafers =	2	$32\frac{3}{4}$	1	$5\frac{1}{2}$
= = des Fallighafers =	2	4	—	$41\frac{2}{3}$
Summa	13	—	5	20
Mittel-Ertrag . . .	3	12	1	17
Laut §. 15 Ertrag der Holländerei	6	$21\frac{1}{2}$	2	33
	9	$33\frac{1}{2}$	4	2

ist mithin der Mittel-Ertrag des ganzen Pachtguts pr. 240 □R. 4 rtlr. $40\frac{3}{4}$ ßl. und für 100 □R. 2 rtl. 1 ßl. bei dem besten Boden, der durchgehends zum Weitzenbau geschickt ist. Nasse Jahre, besondere Unglücksfälle u. dgl. verringern denselben mehr oder weniger, indeß am mehrsten, wenn der Acker sich nicht oder nur theilweise zum Weitzenbau qualifizirt und sich schlechte Stellen finden, die bei den übrigen Kornarten jenen Durchschnittsertrag anzunehmen nicht erlauben. Wie dies bedeutend einwirkt, zeigt ein Beispiel am besten: die Braache soll nur mit Rocken bestellt werden können; die Einsaat wäre alsdann 60 Tonnen und der Ertrag zum zehnten Korn . . . . 600 Tonnen.

Hiervon Einsaat . . 60 T.
Drescherlohn $\frac{1}{17}$ . . $35\frac{1}{3}$ =
$95\frac{1}{3}$ =

bleiben zum Verkauf $504\frac{2}{3}$ Tonnen.

Diese, nach dem jetzigen höchsten Preise von 4 mk. 8 ßl. pr. Tonne, bringen . . 757 rtl.

	240 QR.		100 QR.	
	ℳℰ	ß	ℳℰ	ß
von 60 Tonnen Fläche also pr. 240 QR. $12\frac{3}{60}$, mithin . .	12	30	5	$12\frac{1}{2}$
sämmtliche Kosten der Winterfaat betrugen . . .	11	$45\frac{1}{2}$	4	47
bleibt mithin nur ein reiner Ertrag von . .	—	$32\frac{1}{2}$	—	$13\frac{1}{2}$
Hiernach aber der Mittel-Ertrag von sich nicht zum Weitzenbau eignenden Aeckern:				
1) Rocken, reiner Ertrag pr.	—	$32\frac{1}{2}$	—	$13\frac{1}{2}$
2) Gerste dito . . =	2	25	1	$2\frac{1}{3}$
3) Hartlandshafer dito =	2	$32\frac{3}{4}$	1	$5\frac{1}{2}$
4) Fallighafer dito . =	2	4		$41\frac{2}{3}$
	7	$46\frac{1}{4}$	3	15
Mittel-Ertrag also	1	$47\frac{1}{2}$	—	$39\frac{3}{4}$
Ertrag der Holländerei	6	$21\frac{1}{2}$	2	33
	8	21	3	$24\frac{3}{4}$

Durchschnitts-Ertrag mithin nur 4 rtl. $10\frac{1}{2}$ ßl. pr. 240 QR. und 1 rtl. $36\frac{3}{8}$ ßl. pr. 100 QR.

Ein noch verringertes Resultat ergiebt sich, wenn der Boden sich nicht gleich, die Anhöhen, wie es oft der Fall ist, entweder sehr leicht oder auch mit rothem Lehm bedeckt sind, wo denn durch die im Durchschnitt auch geringer anzunehmenden Sommerkorn-Erndte, oder der für ein Haupt Vieh größer anzuweisenden Weidefläche, der Ertrag bei weitem vermindert wird, und bestätigt sich hier wieder, daß der beste Grund seinen Bebauer noch am ersten ernährt, da er im Verhältniß nicht so

hoch im Pachtpreise ist als der geringere. Es wäre nach obigen Bestimmungen leicht eine kleine Tabelle anzufertigen, durch die man eine ohngefähre Uebersicht des Pachtwerths der Güter, durch ihren Boden und die Kornpreise bedungen erhielte, wo indeß ein bestimmtes Verhältniß des Preises der Kornarten unter sich angenommen würde, etwa wie 7:5:8:12 als Rocken, Weitzen, Gerste und Hafer, so daß bei einem Preise von 4 mk. für ersteren, Weitzen $\frac{4 \times 7}{5} = 5$ mk. 10 ßl., Gerste $\frac{4 \times 7}{8} = 3$ mk. 8 ßl. Hafer $\frac{4 \times 7}{12} = 2$ mk. $5\frac{1}{3}$ ßl. pr. Tonne wäre.

Die in dem eilften Jahrgange der Annalen S. 449 ff. befindliche Beschreibung eines Verfahrens, wodurch das so unsichere und mit vielem Verlust verbundene Dreschen des Rapses auf dem Felde vermieden wird, veranlaßt mich zu der Frage: worin besteht dieses Unsichere desselben? worin der große Verlust? Auf die mannigfaltigste Weise habe ich das Dreschen des Rapssaats im Holsteinischen gesehen, habe die Behandlung desselben ganz mit Menschenhänden am vortheilhaftesten gefunden und diese seit einigen Jahren selbst angewandt. Das Mähen des Rapssaats erspart im Anfang das Tagelohn, es ersetzt sich aber schon durch die geringere Masse, die man zu dreschen hat, wenn man ihn

schneidet, ungerechnet den Verlust durch das Ausschlagen der Körner mit dem Sensengestell. Ein gar nicht zu berechnender Schaden, da man ihn nicht übersehen kann, entsteht durch jede gewaltsame Behandlung, welche die Rapssaat erleidet, wozu denn vor allen das Aufladen auf die sie nach den Scheunen schaffenden Wagen gehört.

Ob es ein Anbau im Großen zu nennen ist, wenn Schläge oder Koppeln von vier bis fünf Last Aussaat bestellt und abgedroschen werden, überlasse ich andern zur Beurtheilung, und das ist in Holstein seit Jahren geschehen und hat sich ein Dreschen im Felde noch immer, wie gesagt, am bewährtesten gefunden. Uebrigens sind auch die Kosten dabei noch eben so gering und geringer, als wenn man sie in die Scheune fahren und im Winter ausdreschen lassen wollte, nicht gerechnet die auf vielen Höfen auch nicht verwerfliche Frage: ob der Scheunenraum so reichlich vorhanden, daß er zum Einbansen desselben angewandt werden kann? Wir Holsteiner würden den geehrten Herrn Verfasser daher sehr Dank wissen, wenn derselbe es nicht allein bei dem bloßen Ausbruch seines Unwillens hätte bewenden lassen, sondern uns auch mittheilte, worin das nach seinem eigenen Ausdruck so kostspielige, höchst unsichere, unordentliche, weitläuftige, gefahrvolle und mit großem Verlust verbundene Verfahren des

Dreschens im Felde besteht und würden dadurch vielleicht auf etwas aufmerksam gemacht, worauf wir seit den vielen Jahren, daß wir es betrieben haben, nicht gekommen sind, oder — — — könnten auch dem Herrn Verfasser dasjenige sagen, wodurch wir jenes kostspielige, unordentliche ꝛc. Verfahren vermeiden.

Schließlich bitte ich die Flüchtigkeit des Schreibens mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen, da eine so starke Verunglimpfung der Holländereien mich doch nicht ganz schweigen lassen konnte. Mit desto innigerer Freude erinnere ich mich aber, — in der Ueberzeugung, daß nicht jeder Mecklenburgische Landwirth so denkt als jene beiden Herren, — so mancher Gutsbesitzer nnd Pächter daselbst, die durch ihren schönen Kuhbestand am besten ihre verschiedenere Ansicht zeigen und erwähne ich unter andern nur die schöne Holländerei auf dem Gräflich-Plessenschen Gute Goddin bei Stavenhagen.

Cl. in Wagrien im Februar 1825.

Gelungener Versuch des Trokarirens eines drehend gewordenen Schaafes.

Anfangs Januar d. J. erkrankten ein vierzähniges Mutterschaaf und ein Jährling an der Drehe; ließen, ohne vorhergegangene Anzeigen einer herannahenden Krankheit, beide in gleicher Maaße, vom Futter ab, und waren nach Verlauf von acht Tagen fast ganz stumpfsinnig und gefühllos. Beide hielten den Kopf etwas nach der rechten Seite, später aber setzten sie, besonders der Jährling, die Schnauze auf die Erde, als so einen Stützpunkt suchend, fraßen bisweilen noch etwas aus dem Mist, soffen aber gar nicht, obgleich sie öfter mit der Schnauze in einen mit Wasser gefüllten Trog gesteckt wurden. Liegend war der Kopf grade ausgestreckt auf den Kinnbacken ruhend, wie sich oft ein Hund zu legen pflegt, doch waren die Vorderfüße eingezogen. Ein mehrmaliges Drehen im Kreise habe ich an beiden nie bemerkt, obgleich ich sie häufig beobachten konnte, da sie immer im Stalle blieben. Wurden sie zum Gehen angetrieben, welches sie von selbst nur wenig thaten, so ließen sie den Kopf, etwas nach der rechten Seite haltend, herunterhängen. Eine

weiche Stelle an der Hirnschaale, um auf selbiger einen Stich zur Heilung zu versuchen, war nicht zu finden, nachdem die Krankheit schon über 14 Tage angehalten hatte; daher entschloß ich mich das, in der Schrift des Freiherrn Ruffini, „über höhere Schaafzucht," als eine nützliche Erfindung des Herrn v. Neireck empfohlne Brennen zu versuchen. Dies Brennen geschah mitten auf und an beiden Seiten der Hirnschaale an mehreren Stellen; der Erfolg war aber mehr ein Zu- als Abnehmen der Krankheit, mindestens zu sagen, von gar keinem Erfolg. Etwa in der vierten Woche der Krankheit fand sich an dem Kopfe des Jährlings, an der rechten Seite, eine scheinbar etwas weichere Stelle. Da das Thier sichtbar dem Tode entgegen ging, von einer etwa mißlingenden Operation also kein größerer Verlust, als der gewiß bevorstehende, zu befürchten war, so trug ich kein Bedenken, den Stich in die Hirnschale zu versuchen, den der Amtmann Gerike S. 47 ff. seines „Nachtrags zum ersten Bande seiner praktischen Anleitung ꝛc." als die beste Heilungsart der Drehe empfiehlt. In Ermangelung eines Brickens geschah der Stich mit einer gewöhnlichen Schuster-Pfrieme an der rechten

Seite des Kopfes, wo, wie bemerkt, eine scheinbar, durchaus nicht zu fühlende weiche Stelle war. Nachdem aus der Stichwunde etwas klares Wasser herausgelaufen war, erschien das Thier ganz verändert; zwar wohl nicht völlig, doch in so weit geheilt, daß es aus der Krippe und der Raufe, in dieser aber nur unten suchend, als wenn der Kopf noch schwer sey, zu fressen anfing, auch von einem ihm gereichten Schroottrank begierig soff. Da ich bei dem Thiere in den folgenden Tagen noch eine Stumpfsinnigkeit und etwas Hängen des Kopfes bemerkte, die Freßlust auch nicht zunahm, so ward ein zweiter Stich mitten auf der Hirnschale mit dem nemlichen Instrumente auf gut Glück angebracht, da hier auch nicht die mindeste Spur einer Erweichung zu finden war. Aus dieser Stichwunde floß ebenfalls klares Wasser und zugleich drängte sich mit solchem ein feines Häutchen hervor, das sich herausziehen ließ, und offenbar ein Theil der — vielleicht die ganze — Blase war, die in dem Kopfe drehender Schaafe immer vorhanden, und zufolge eines Aufsatzes des Herrn Kammerraths Salmuth im 24sten Bande S. 506 ff. des „Archivs der Deutschen Landwirthschaft von Fr. Pohl," ein lebendes Thier seyn soll.

Nach dieser letzten Operation hat sich mein Jährling mehrere Wochen ganz gesund und munter gezeigt, gehörig gefressen und gesoffen, und sein sichtliches Zunehmen scheint die völlige Heilung zu sichern.

Dieser, der Wahrheit völlig treu erzählte Vorgang sollte fast Bewegungsgrund seyn, bei jedem drehend werdenden Schaafe einen oder mehrere Stiche auch dann zu versuchen, wenn keine weiche Stelle an der Hirnschale aufzufinden ist. Endlich ist ein solcher Stich, bei einiger Vorsicht wohl nicht gefährlich, was ich um so mehr glaube, da meiner Ungeübtheit ohnerachtet beide ohne nachtheilige Folgen gewesen sind, und ich muß es jetzt bereuen, daß ich das vierzähnige Mutterschaaf, bei dem sich gar keine Zeichen einer weichen Stelle an der Hirnschale finden wollten, sterben ließ, ohne einen oder einige Stiche zu wagen.

Steinbeck, Amts Neustadt, den 9ten März 1825.

N. Giese.

Lebendiger Straßenbau.

Ich habe, bei der Bekanntmachung des, vom Rostocker Distrikt unsers Patriotischen Vereins angestellten Versuchs, diesen Gegenstand betreffend, den Wunsch geäußert:

Diese Angelegenheit zum stehenden Artikel unsrer Annalen zu machen *).

Es bietet sich mir eine doppelte Veranlassung dar, hiemit schon jetzt, nachdem nur erst ein Jahr nach diesem, vom Rostocker Distrikt beschafften Versuch verschlossen ist, den Anfang zu machen. Eigentlich noch freilich viel zu früh, um über diese Unternehmung sichere Resultate darlegen zu können. Daß ich dennoch schon so frühe mit dieser Angelegenheit wieder hervortrete, darüber wird Nachstehendes mich rechtfertigen.

Die Verfassung unsers Vereins machte es dem Rostocker Distrikt zur Pflicht, allen übrigen Vereins-Distrikten diesen Versuch mitzutheilen, sich die Bemerkungen hierüber zu erbitten und sie dahin zu disponiren, ebenfalls Versuche anzustellen. Bisher ist nur vom Teterower Distrikt hierüber ein Erachten eingegangen; die Ansichten, wenigstens der

*) S. 313 des eilften Jahrgangs dieser Annalen vom Jahre 1824. A. d. R.

mehrsten der übrigen Distrikte, sind indessen mit Gewißheit zu erwarten. Ich theile den Bericht des Teterower Distrikts hier mit, indem ich mir die Erlaubniß vorbehalte, einige Bemerkungen hinzu fügen zu dürfen:

„Die schlechte Beschaffenheit unserer mehrsten Wege, welche stets, so auch in diesem nassen Herbst und bei anhaltend weichem Winter, von sehr unangenehmen Folgen für Mecklenburg, vorzüglich für den Landmann ist, macht jede neue Wegebesserungsmethode schon an sich interessant."

„Es hat allgemeine Freude im Teterower Distrikt erregt, daß schon Versuche im Großen mit der Wegebesserung nach Blumenwitz vom Rostocker Distrikt unternommen sind. Wahrscheinlich wird sich zu ähnlichen Versuchen im hiesigen Distrikt Gelegenheit finden. Die Erfahrung ist allein kompetente Richterin neuer Unternehmungen. Für bloße Vermuthung bittet der Teterower Distrikt Folgendes zu nehmen:"

„Es will ihm scheinen, als wenn der Blumenwitzische Weg seine Haltbarkeit mehr seiner guten Form und dem aufgekarrten Sande, als den untergelegten Weiden zu verdanken habe; wenigstens vermuthet er, daß diese Holzunterlage, wenn die Räder der übergehenden Fuhrwerke den Sand

durchschnitten haben, selbigen nicht lange Widerstand leisten mögte."

„Die Möglichkeit einer, den ganzen Untergrund des Weges beziehenden, sich nach und nach verstärkenden Wurzelbildung, ist ihm sehr problematisch, da die Erfahrung lehrt, daß nur dann von den der Länge nach gelegten Weidensetzlingen überall Wurzeln getrieben werden, wenn überall Loden aufschlagen; sich Bäume bilden können. Ist dies Lodentreiben aber nur allein, wie bei diesem Wege, auf die Stauden des Weges beschränkt, so werden sich zwar anfänglich an der ganzen Einlage Wurzeln zeigen, indeß bald zu der Mitte des Weges zu wachsen aufhören und absterben. Es wird mit der Zeit die ganze Einlage vergehen, und wir mögten am Ende nur Weiden, im Fall ihrer Konservation, mit gewöhnlichen Wurzeln an den Seiten unserer Wege, in der Mitte Holzmodde behalten. Ob nun diese Seitenweiden vortheilhaft für den Weg sind, bleibt dahingestellt. Der Baum ist den Reisenden zu gewisser Zeit höchst angenehm; verleihet Schatten; ist Wegweiser; verhindert das Abtrocknen des Weges aber ohne Zweifel. Bessere Wege müssen wir bald haben, wenn wir mit andern Staaten konkurriren wollen. Was hilft dem Landmann die Kultur seiner Grundstücke, wenn

er seine Produkte nicht auf den Landwegen zu Markte bringen kann, zur Zeit wenn sie am theuersten sind? Leichte Kommunikation befördert den Verkehr, basirt den Wohlstand des Staates."

„Die Zeit niedriger Kornpreise ist die günstigste für den Chausseebau. Mögte sie doch nicht ungenutzt vorübergehen! Der öffentliche Kredit wird im Stande seyn, Kapitalien zu negoziren. Man benutze die Erfahrungen angrenzender Länder für den Chausseebau. Mache damit den Anfang auf den frequentesten Straßen von den Seestädten aus ins Land hinein. Sind einige Meilen vollendet, so werde das Wegegeld eingefordert, und nicht lange wird das geliehene Kapital einen Zuschuß von Zinsen erheischen. Material zum Bau findet sich reichlich im Lande. — Der Landweg ist eine Landeslast; gründliche Besserung und Erhaltung, welche nur allein fruchten kann, ist nicht Sache der Privaten."

„Mögte doch die Absicht unsers erhabenen Landesherrn, den Chausseebau beginnen zu lassen, beim Lande alle mögliche Bereitwilligkeit finden."

Im Ganzen genommen muß diese höchst scharfsinnige Beurtheilung des Teterower Distrikts sehr dankbar aufgenommen werden, indem, a priori betrachtet, es so scheint, daß sich nichts dagegen

sagen läßt. Auch ist es sehr richtig, daß in den ersten Jahren nicht das Wurzelgeflecht der Weiden, sondern nur der übergefahrne Sand und Gnittsand, (Schotter, wie Herr Blumenwitz ihn nennt,) dem Wege Festigkeit geben, daher allerdings ganz vorzüglich in den ersten Jahren beständige Aufmerksamkeit und sorgfältige Nachhülfe nicht genug empfohlen werden kann. Grade dieser Umstand, daß es bisher in den mehrsten Gegenden unsers Vaterlandes an zweckmäßiger, unausgesetzter Nachhülfe gefehlt, ist der Ruin unsrer Wege geworden. Dieser letzte Winter hat uns die Ueberzeugung gegeben, daß in der Regel die gebesserten Stellen zu den gefährlichsten Passagen gehörten. Das Freimüthige Schweriner Abendblatt hat sich das Verdienst gemacht, Beispiele zu sammeln, die noch durch eine große Anzahl hätten vermehrt werden können. Die Erhaltung der Oberdecke bleibt also bei allen Wegen, selbst bei Kunststraßen nothwendig.

Ob nun mit der Zeit das ausgetriebene Wurzelgeflecht vermodern wird? darüber läßt sich wohl durch bloße analogische Schlüsse nichts bestimmen. Der Vegetations-Prozeß, den die Natur im Pflanzenreiche bewürkt, ist uns so unbekannt, daß vielleicht noch Jahrtausende hingehen können, ehe wir damit gänzlich aufs Reine kommen, und vielleicht

gelangen wir auch noch nach Jahrtausenden nicht dahin, — vielleicht überall nicht! — Wir würden im ganzen Schöpfungsreiche ewig im Finstern tappen, wenn die Erfahrung uns nicht die einzig sichere Lehrmeisterin wäre. Unsre ganze Landwirthschaft ist ja nichts als Erfahrungswissenschaft, in der wir es durch bloß a priori angewendete Schlüsse wahrlich! nicht weit bringen würden.

Bei dem allen aber ist es nicht bloß vernünftig, sondern auch sehr nothwendig, bei allen neuen Vorschlägen, besonders wenn sie von der Bedeutung sind, wie der vorliegende, alles was sich dagegen sagen läßt, hervor zu suchen und genau zu prüfen, ehe man zur würklichen Anwendung schreitet. Zeigen sich Umstände, die es zweifelhaft lassen, wie der Erfolg ausfallen möge, so bleibt nichts weiter übrig, als zu Versuchen zu schreiten. Ist die zur Frage stehende Sache von bedeutendem Interesse, so wird man auf den Erfolg eines einzelnen Versuchs, er falle günstig oder ungünstig aus, auch noch nicht mit Sicherheit rechnen, sondern nur erst nach wiederholten, an mehreren Orten und unter verschiedenen Umständen angestellten Versuchen zur Ueberzeugung gelangen können.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wünsche ich, daß die verehrungswürdigen Mitglieder des Teterower Distrikts meine Entgegnungen aufneh-

men mögen; nemlich nicht als Wiedersprüche, die durch leidenschaftliche Vorliebe für eine Sache, deren Ausführbarkeit und Nutzen für uns und in unsern Gegenden bisher noch unentschieden ist, sondern als wiederholte bescheidene Wünsche, diese Methode durch sorgfältig angestellte Versuche zu prüfen. Dies gehört ja zu den wesentlichen Zwecken unsers Vereins und es würde ein sehr verdienstliches Werk seyn, wenn nicht bloß Mitglieder des Vereins, sondern alle unsere Herren Landwirthe, die Gelegenheit dazu haben, — und diese möchte wohl an wenigen Orten fehlen, — sich zu Versuchen entschließen wollten. Eine Strecke von einigen wenigen Ruthen würde, als Versuch zur Belehrung, immer genügen, bei welchem der Zeit- und Kosten-Aufwand doch so abschreckend nicht seyn könnte.

Schwerlich wird irgend Jemand von Mecklenburgs Einwohnern, der auch nur entfernt bei dieser großen Angelegenheit, die Verbesserung unsrer Wege betreffend, ein Interesse haben kann, gefunden werden, dem nicht die Erfüllung der Wünsche des Teterower Distrikts: „daß der Bau der Kunststraßen in unserm Vaterlande recht bald zur Ausführung kommen möchte," erfreulich und im hohen Grade willkommen seyn sollte. Die Beilagen zum 14ten Stück des offiziellen Wochenblatts

eröffnet uns hiezu die frohe Aussicht. Allein, wenn diese, in so hohem Grade wohlthätige Unternehmung auch würklich begonnen und glücklich hinausgeführt werden sollte, so werden doch immer noch Wege genug und vorzüglich in diesen Wegen einzelne Strecken genug übrig bleiben, die einer nachhaltigen Verbesserung bedürfen, wohin der Kunststraßenbau sich doch wohl nicht erstrecken möchte. Da bliebe also die Blumenwitzische Methode, wenn sie durch mehrere Versuche sich bewährt hätte, eine gewiß nicht zu verschmähende Beihülfe.

Die Beantwortung der Frage: ob diese Methode sich würklich irgendwo schon als nützlich und dauerhaft bestätigt hat? ist die zweite Veranlassung, die mich zu dieser zu früh scheinenden Mittheilung aufforderte. Herr Blumenwitz hatte nemlich die Güte gehabt, in einer sehr verbindlichen Zuschrift an das Haupt-Direktorium unsers Vereins seinen Dank für die Aufmerksamkeit darzulegen, womit unser Verein und insonderheit der Rostocker Distrikt diese seine Erfindung aufgenommen. Um der Autentizität dieser Schrift, in welcher der verdienstvolle Herr Erfinder dieser Methode die Erfolge einer neunjährigen Erfahrung darlegt, nichts zu benehmen, theile ich sie hier vollständig und ohne alle Abkürzung mit und wünsche

nur, daß sie die Aufmerksamkeit erregen möge, die sie nach meiner Ansicht verdient.

Hochpreißlicher Patriotischer Verein!

Mit dem lebhaftesten und innigsten Vergnügen habe ich mir aus den, mir zufällig zu Gesicht gekommenen Annalen des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins S. 313 des eilften Jahrganges v. J. 1824 die Ueberzeugung verschafft, daß durch die Piece: „Anleitung zum lebendigen Straßenbau durch Weidenzweige ꝛc. Giessen 1821" die Aufmerksamkeit des Rostocker Distrikts Dieses Hochpreißlichen Vereins erregt, und der wahrhaft löbliche und patriotische Entschluß gefaßt worden sey: auf Kosten der Distriktskasse mit diesem vegetabilischen Straßenbau einen Versuch zu machen.

Wenn ich, als Erfinder dieser lebendigen Straße, in Betrachtung ziehe

a. daß nur ein con amore vorgenommener Versuch das Gute und Gemeinnützliche dieser Anstalt außer Zweifel setzen kann;

b. daß der Rostocker Distrikt Dieses Hochpreißlichen Patriotischen Vereins in Folge seines rühmlichen Unternehmungsgeistes ganz dazu geeignet zu seyn scheint, über das

Gute, Fehlerhafte oder zu Verbessernde dieser Straßenbaumethode ein instruktives Resultat zu liefern;

c. daß dies der erste öffentliche bedeutende Versuch sey, der meines Wissens im In- und Auslande in dortiger Gegend damit angestellt wurde; endlich

d. daß dieser Hochpreißliche Patriotische Verein Seiner Sache gewiß, und Seine Ansicht auf physikalische Grundsätze basirend, von selbst und gleich in allem Anfange denen Statt gefundenen Hindernissen sehr einsichtsvoll zu begegnen wußte;

wenn ich dies alles in Betrachtung ziehe, so fühle ich mich allerdings verpflichtet, für dieses rege und gemeinnütze Streben zur Beförderung der guten Sache, Einem Hochpreißlichen Patriotischen Verein, dem diese Unternehmung nicht anders als zum höchsten Verdienst angerechnet werden kann, meinen verbindlichsten Dank abzustatten.

Nun muß ich hier zuvörderst die unangenehme Empfindung an den Tag legen, daß, nachdem die Elementar-Grundsätze zu dieser lebendigen Straßen-Anlage nicht aus der Urquelle, sondern aus einem, vielleicht entstellten und mangelhaften Nachdruck geschöpft worden sind, noch so manches Diesem Hochpreißlichen Verein unbekannt geblieben

seyn dürfte, was meine Original-Auflage enthält. So z. B. habe ich in meinem diesfälligen Werke neun Einwürfe, die von mehreren Widersachern dem lebendigen Straßenbau entgegengesetzt worden sind, beantwortet und gelöset, welche in dem Giessenschen Nachdrucke weggelassen worden seyn dürften. Das in den Annalen angeführte Zeugniß des K. K. Troppauer Kreis-Baumeisters, so schätzenswerth und wahr dasselbe auch immer ist, ist in meinem Werke nicht enthalten; wohl aber beziehe ich mich dort auf das K. K. Troppauer Kreisamt selbst, das die von mir angelegte lebendige Straße in allen Jahrszeiten zu befahren, und dieselbe unter allen Elementarzuständen kennen zu lernen Gelegenheit hat. Ich beziehe mich dort ferner auf den verdienst- und einsichtsvollen K. K. Herrn Hofrath v. Zweygelt, der bei seiner offiziellen Bereisung Schlesiens diese lebendige Straße besichtigte und seines besondern Beifalls würdigte. Ich berufe mich endlich dort auf den kompetenten, aufmerksam forschenden und einsichtsvollen K. K. Mährisch-Schlesingischen Straßenbau-Direktions-Adjunkten, ehemaligen Hauptmann im K. K. General-Quartiermeister-Stabe, Herrn von Scheibenhof, der diese lebendigen Straßen-Anlagen während eines in Schlesien ausgeführten Amts-Geschäfts durch einige Zeit, und selbst bei ungünsti-

ger Witterung autoptisch kennen zu lernen und zu beobachten Gelegenheit fand; und so glaube ich auch, daß die meinem Werke anhängende Anweisung zur zweckmäßigsten Pflanzung, Anziehung und Benutzung der Weiden in dem Gießenschen Nachdrucke ganz weggeblieben seyn dürfte. *)

Da aber zu Anlegung lebendiger Straßen die Weiden das eigentliche Mittel sind, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, so leuchtet von selbst ein, daß, um lebendige Straßen anlegen zu können, auch Weiden in hinreichender Menge zu Gebote stehen müssen.

---

*) Herr Blumenwitz hatte die Güte gehabt, diesem Schreiben ein Exemplar der Originalschrift beizulegen; diese führt den Titel: Die lebendigen oder vegetabilischen Straßen. — Anleitung, in Flach- Marsch- und Binnenländern, und überhaupt in niederen, feuchten, sumpfigen und morastigen Gegenden, die Privatstraßen, Land- und Kommunikationswege, mittelst Zweigen und Aesten von Weiden, auf eine leichte, wohlfeile und nachhaltend dauerhafte Art herzustellen. — Nebst einer Anweisung, die Weidenbäume auf die zweckmäßigste und geschwindeste Art zu pflanzen, anzuziehen und zu benutzen; von Ferdinand Blumenwitz, Fürstlich-Johann-Lichtensteinschen

Indessen hat die gute Mutter Natur grade in den Flachländern und Niederungen, wo es an dem Haupt-Straßenmaterial, nemlich an Gesteine, mangelt, dafür diese Holzpflanze geschenkt, welche nicht nur schon von selbst in großer Menge heranwächst, sondern auch dort, wo sie weniger heimisch ist, durch zweckmäßige Pflanzung, Kultur und Nachhülfe zu einem außerordentlichen Ertrage gebracht werden kann. Aber leider! ist es — wie es in dem Eingangs gedachten Landwirthschaftlichen Annalen Seite 330 sehr richtig bemerkt wird — noch allgemein schwer, diesen Baum zum gedeihlichen Wachsthum zu bringen.

Kammerburggrafen zu Jägerndorff ꝛc. Mit einer Kupfertafel. Brünn, 1820. Gedruckt bei J. G. Gastl. — Diese kleine, mit vielem Fleiß ausgearbeitete Schrift muß gar nicht im Buchhandel gekommen seyn, wenigstens ist sie in unsern Gegenden nicht bekannt geworden. Der Giessensche Nachdruck ist, — wie gewöhnlich jeder Nachdruck, — ein verhunztes Werk, in welchem viel Wesentliches weggelassen ist; selbst auf der Kupfertafel sind nöthige Figuren weggelassen. Da der Herr Verfasser doch gewiß in jedem Jahre neue Erfahrungen macht, so würde eine neue und vermehrte Auflage dem Publikum gewiß ein angenehmes Geschenk seyn, zumal wenn Herr Blumenwitz sich mit einer soliden Buchhandlung deßhalb verständigte.

A. d. R.

Gewiß ist es, daß keine Holzart mit einer solchen ausgezeichneten in- und extensiven Lebenskraft begabt ist, und ein solches Reproduktions-Vermögen besitzt, als die Weide; aber eben so wenig kann widersprochen werden, daß bei keiner Baum-Pflanzung so leicht und oberflächig zu Werke gegangen, und alles nur der Natur und dem Zufall überlassen wird, als bei dieser Holzart; und nur daher kömmt es, daß die Weiden-Anpflanzungen allenthalben so schlecht gedeihen.

Meine vorbesagte Anweisung zur Pflanzung und Anziehung der Weiden enthält unter andern auch eine neue, bereits erprobte Anpflanzungsmethode, nach welcher von den Weiden viel geschwinder wie gewöhnlich, und in weit größerer Quantität, allerhand Nutzholz und ganz besonders ein sehr gutes Material zu lebendigen Straßen in großer Menge gewonnen werden kann.

Deßhalb nehme ich mir die Freiheit, Einem Hochpreißlichen Patriotischen Verein in der Anlage ein Exemplar meiner lebendigen Straßenbau-Anleitung hochachtungsvoll zu verehren, und mir eine in Gießen aufgelegte Piece dagegen zu erbitten. *) Uebrigens erlaube ich mir

---

*) Auch dies kastrirte Produkt war hier nicht mehr zu haben. Ich schickte daher dem Herrn B. mein einziges, mit Be-

über den Tadel und die Einwendungen, welche der Rostocker lebendigen Straßen-Anlage entgegengesetzt worden sind, meine Ansicht und praktische Erfahrung in Folgendem mitzutheilen.

Seite 320 der Eingangs berührten Annalen heißt es:

a. „daß selbst in Mecklenburg diese Wegebereitung „längst bekannt gewesen, indem in der Nachbarschaft der Elbe die Wege ebenfalls an den „Grabenborten mit Faschinen eingefaßt würden; diese Faschinen wüchsen dann aus, und „der Weg erhielte dadurch nicht nur eine Seitenbefriedigung, sondern auch Festigkeit an „den Rändern."

Darüber ist das Urtheil in den Annalen sehr gründlich ausgesprochen, denn es kann möglich seyn, daß die Kanten oder Ränder der Straße durch längs hin aufgezogene Faschinen vor dem Einsenken und Einfahren, zumal bei einem lockeren oder schwammigen Erdreich gesichert werden, aber deßhalb bleibt der Zwischenraum zwischen diesen Einfriedungen, — die eigentliche Fahrbahne, — doch ohne Grundbettung, und die Faschinen, die sich

---

merkungen beschriebenes, daher sehr beschmutztes Manual-Exemplar, welches seine Güte freundlichst entschuldigen wird.

A. d. R.

bloß zum Theil anwurzeln mögen, können nicht so weit ihre Wurzel-Ausläufer verbreiten, diese auch nicht dem Fuhrwerk jenen Widerstand leisten, der von den quer über den Weg eingelegten stärkeren Aesten, Loden oder Paten zu erwarten steht. Einleuchtend daher ist es, daß die auf den Rändern aufgezogenen Faschinen zur Verdichtung oder Festwerdung der Fahrbahne gar nichts beitragen können.

b. Seite 321. „Daß durch Einfassung des Weges „mit einer Hecke derselbe nie ganz trocken wird, „sondern immer feucht bleibe."

Dies ist in den Annalen gleichfalls sehr gründlich beantwortet. Ueberdies bemerke ich nur noch Folgendes:

Wenn eine Straße eine gehörige Schotter- oder Sanddecke hat, und mit der erforderlichen Konvexität versehen ist, auch gut unterhalten wird; so wird sich auch bei einer drei bis vier Fuß hohen Hecke die Straße stets trocken erhalten, da die Luft und der Wind nicht nur der Straßenlänge nach, sondern auch durch die Hecke selbst den Fahrdamm bestreicht und die Straße trocken erhält. *) Wo

*) An solchen Stellen, wo die Hecke in der Höhe von drei bis vier Fuß der Austrocknung des Weges hinderlich seyn könnte, kann man diesem Uebel leicht dadurch zuvor kommen, wenn man sie niedriger stutzt, in der Höhe von ein bis zwei Fuß. A. d. Verf.

aber der Weg im Gegensatz der Konvexität konkav ist, wo Pfützen und Gruben auf derselben abwechseln, die Seitengräben so verschlämmt sind und so hoch liegen, daß das sich dort sammelnde Regenwasser in die Straße tritt, oder wo die Gräben-Aufwürfe einwärts auf dem Fahrdamme sich befinden, und den Ablauf des Wassers von der Straße verdämmen, da ist die Austrocknung des Weges freilich nur das einzige gewünschte Mittel, um denselben mit Noth befahren zu können. Eine gehörig beschotterte und stets konvex unterhaltene Straße, auf welcher die Gleise gleich anfänglich fleißig geebnet werden, kann, selbst nach einem länger anhaltenden Regen wohl naß, aber niemals schlammig oder gar kothig werden, dafür spricht meine beinahe neunjährige Erfahrung.

c. Seite 322 heißt es: „Da diese Hecken nicht an „der äußern Seite des Grabens, sondern an „der innern Seite der Grabenborte gepflanzt „werden, so werden sie, je schöner und üppiger „sie hervorwachsen, desto mehr durch ihre aus„gebreiteten Zweige den Weg beengen, und „wenn er nicht eine überflüssige Breite hat, „zwei sich begegnenden Fuhrwerken das Aus„weichen beschwerlich machen."

Darüber bemerke ich: Wenn die Weiden, welche aus den über die Grabenkante hervorragenden Spitz-

Enden vertikal emporwachsen, in ihrem natürlichen Zustand gelassen würden, so könnten sie freilich wohl wegen ihres buschigten Umfanges die Straße verengen, obgleich die zarten Zweige, wie in den Annalen sehr richtig bemerkt wird, jedem Fuhrwerke ohne den geringsten Widerstand weichen würden. Da jedoch diese emporsprossenden Weiden stets unter der Scheere gehalten und höchstens in einer Dicke von einem oder anderthalb Wiener Fuß, auch überdies mehr gegen die Außen- oder Grabenseite zu gezogen werden können, so hebt sich diese Bedenklichkeit von selbst; um so mehr aber, als man über alles dies gleich bei der Straßenanlage darauf Rücksicht nehmen, und die Straße der Hecke halber um einen bis zwei Fuß breiter anlegen kann. Ueberhaupt ist dieser Tadel etwas weit hergesucht, und verräth derselbe eine unbedingte Abneigung und ein eigensinniges Entgegenstreben solcher Widersacher, die nun einmal alles Neue, es mag so gut und nützlich seyn, wie es wolle, mit Vorurtheilen eingenommen sind.

d. Seite 323 endlich heißt es: „Daß ein viel befahrner Weg dieser Art nicht lange in guten „Stand würde bleiben können, indem bei anhaltend nasser Witterung die Räder, besonders bei Lastwägen und schweren Fuhrwerken, „doch mit der Zeit so tief einschneiden würden,

„daß die in der Erde liegenden Wurzeln da„durch verletzt werden müssen; dies würde das „Verderben der Wurzeln, mithin das Absterben „der ganzen Pflanzung zur Folge haben; der „Weg würde also noch zehnmal ärger und „unfahrbarer werden, als selbst unsere schlech„testen Wege sind, weil durch die zurückgeblie„benen Wurzeln ein abscheulicher Knüppel„damm entstehen würde, in welchem sogar das „Zugvieh nicht ohne Gefahr die Beine zu zer„brechen sich würde durcharbeiten müssen." *)

Diese Bedenklichkeit wurde auch mir gemacht, und ich habe dieselbe in meinem Werke S. 34 im dritten Einwurfe hinreichend gelöset.

Zum Ueberfluß kann ich in Folge meiner beinahe neunjährigen Beobachtung und Erfahrung auf Ehre versichern, daß eine, nach meiner Anleitung angelegte und nur anfangs sorgfältig erhaltene lebendige Straße in einigen wenigen Jahren auf ihrer Oberfläche eine solche kompakte Kruste oder Borke bildet, daß von den tiefen Einschnitten der Räder gar keine Rede seyn kann.

---

*) Mehrere anderweitige Zweifel und Einwürfe, die dem Herrn Erfinder entgegengesetzt wurden, sind in seiner Originalabhandlung ausführlich widerlegt.

A. d. R.

Die bei Kreuzendorf befindlichen, theils acht, theils im heurigen Frühjahr neun Jahr alten lebendigen Straßenanlagen, welche eine äußerst frequente Post- und Kommerzialstraße bilden und das ganze Jahr hindurch von sechs- bis achtspännigen Frachtwägen befahren werden, erhalten seit vier bis fünf Jahren keine regelmäßige Beschotterung mehr; früher wurden bloß die entstandenen Vertiefungen mit gröberem Flußsande ausgefüllt und bisher die unbedeutenden Geleis-Einräumungen fortgesetzt; demohngeachtet entstehen daselbst, auch bei anhaltend nasser Witterung, keine tiefere Geleis-Einschnitte, als höchstens zu ein bis zwei Zoll, so, daß diese Straßenanlage, je länger je mehr, die Bewunderung aller Reisenden und besonders die Zufriedenheit der Fracht-Fuhrleute erregt.

Bei einem der hiesigen Meierhöfe ward ein Stück lebendigen Weges in einem vollen Jahre gar nicht beschottert, und obgleich derselbe durch das obrigkeitliche Gespann und die Frohnfuhren das ganze Jahr hindurch befahren wurde, so ist doch kein Pferd und kein Rad bis auf die Weidenbettung eingedrungen. Die Erde, welche auf die Weidenbettung gebracht wird, drückt sich in Folge ihrer eigenen Schwere, besonders wenn sie ein Paarmal beregnet wird, so zusammen und erhält eine solche Konsistenz, daß sie sodann, gleich dem natürlichen

Erdreich, jedem äusseren Druck mehr und weniger widersteht.

Es befinden sich nunmehr auf dem Herzoglich-Lichtensteinschen Kamerale Jägerndorf 870 Klafter solcher lebendigen Straßenanlagen. Sie befinden sich:

a. in einer niederen morastigen Gegend;
b. auf einer Anhöhe, die trocken, aber mit einer fruchtbaren Damm-Erde versehen ist;
c. in einer nassen quelligten Gegend;
d. auf einem feuchten, der Ueberschwemmung ausgesetzten Wiesenlande.

Unter allen diesen Straßen zeichnet sich die sub b. und d. ganz besonders aus. Erstere bedarf jetzt fast gar keiner wesentlichen Nachhülfe mehr, und letztere, wo wegen des nassen, kothigen Weges jede acht Zentner schwere Heufuhre vierspännig eingebracht werden mußte, wird jetzt mit 10 bis 12 Zentner schweren Heufuhren zweispännig trockenen Fußes befahren.

Wie kompakt ein solcher zweckmäßig behandelter lebendiger Weg nach einigen Jahren wird, zeigt bei letzterer Straße die jährlich im Frühjahr statt findende Ueberschwemmung, da nach dem Ablauf des Wassers auch nicht der geringste Abriß oder eine sonstige Beschädigung an derselben wahrgenommen wird, indem die Fluth ohne alle schädliche Ein-

wirkung über dieselbe hinweg gleitet, wozu wohl auch die Hecken-Kontur, welche die Gewalt der Wellen bricht, beitragen mag.

Vier wesentliche Beobachtungen sind es, welche erfordert werden, um eine solche Straße stets im vollkommen guten und unwandelbaren Zustande zu erhalten *). Diese sind

a. die fortwährende Erhaltung der Konvexität;
b. das fleißige Einräumen und Ebnen der Gleise;
c. das Ausfüllen der Vertiefungen und Senkungen einzelner Stellen, die allenfalls hie und da entstehen können, und
d. die sorgfältige Verhütung, daß die sich bildenden Hecken an den Konturen der Straße, besonders anfänglich, nicht durch das Vieh abgefressen und beschädigt werden, da die innere Bewurzelung und Verwebung der eingelegten Weiden mit der äusseren Vegetation der Hecke stets gleichen Schritt hält.

Zu dem sub c. bemerkten Ausfüllen der einsinkenden Stellen giebt ein vorhergegangener Regen den besten Fingerzeig.

Es tritt bei neuen Straßenanlagen öfters der Fall ein, daß, — besonders wenn das Erdreich

*) Auch eine Kunststraße eilt bald ihrem Verderben zu, wenn zu ihrer Erhaltung gar nichts gethan wird.
A. d. Verf.

sich noch nicht gehörig gesetzt hat, — nach einem Regen die Straße hie und da entweder von selbst Stellenweise etwas einsinkt oder durch die Fuhrwerke ausgefahren wird. Dies läßt sich nach einem Regen am besten erkennen, indem auf solchen Stellen das Wasser stehen bleibt und sich Pfützen bilden. Wenn nun der Straßen-Aufseher angewiesen wird, gleich nach einem Regen sich die Konturs-Linien solcher Wasserpfützen mit einer Haue oder mit einem sonstigen Instrument zu bezeichnen, so braucht er nur dann, wenn die Pfützen ausgetrocknet sind, oder dem Wasser der Ablauf verschafft worden ist, diese tieferen Stellen mit Sand oder feinerem Schotter nach der bemerkten Kontur der übrigen Straßenfläche gleich auszufüllen und abzuebnen, in welcher Hinsicht es sehr zweckdienlich ist, wenn auf der Straße oder in der Nähe derselben mehrere Sand- oder Schotter-Konservationshaufen sich vorräthig befinden.

Die Idee, daß Ein Hochpreißlicher Patriotischer Verein den lebendigen Straßenbau einige Jahre hindurch zu einem stehenden Artikel für die vorbesagten Annalen machen will, macht mir viel Vergnügen, denn nur durch eine solche Verfügung: daß alle Beobachtungen und Erfahrungen, Vortheile und Gebrechen, Zweifel und Bedenklichkeiten zur Lösung, Berichtigung und Kennt-

nißnahme öffentlich mitgetheilt würden, könnte das Gemein-Gute und Nützliche der lebendigen Straßen-Anlagen auſſer Zweifel gesetzt, und eine Anstalt begründet werden, die zur Nachahmung um so mehr anziehen müßte, als die Klagen über unfahrbare Landwege, besonders in steinarmen Gegenden, fast allgemein sind, und gute zu jeder Jahrszeit fahrbare Straßen und Wege auf das allgemeine und privative Wohl gleich mächtigen Einfluß nehmen.

Sehr gerne würde ich meine diesfälligen Beobachtungen und Erfahrungen Einem Hochpreißlichen Patriotischen Verein treulich und umfassend mitzutheilen, mir zur Ehre rechnen, und ich bitte daher, mich von Zeit zu Zeit über alles, den lebendigen Straßenbau betreffende in geneigte Kenntniß zu setzen.

Jägerndorf in Oesterr. Schlesien den 10 Febr. 1825.

F. Blumenwitz.

Bisher ist es mir noch nicht bekannt geworden, ob irgendwo Versuche mit dieser Wegebaumethode gemacht sind. Nur Herr Thomsen auf Körchow, im ritterschaftlichen Amte Neu-Buckow belegen, hat die Güte gehabt, auf meine Bitte entgegenkommend zu achten und mir Nachstehendes mitzutheilen:

Den 23sten April d. J. ward ein, durch eine Niederung von schwarzer Erde laufender Weg, 10 Ruthen lang und 18 Fuß breit, nach Blumenwitzischer Methode angelegt. An Arbeit und Materialien ward Nachstehendes darauf verwendet:

7 Fuder Elbweiden-Busch.

88 Fuder Sand; alles mit vierspännigen Wagen; den Vormittag mit vier, den Nachmittag mit drei Wagen beschafft.

$7\frac{1}{2}$ Frauentage.

$4\frac{1}{2}$ Mannstage mit Einschluß der Fuhrleute.

Da der Tagelohn auf dem Lande nicht an allen Orten gleich ist, so wird jeder sich die Geldkosten, nach den in seiner Gegend üblichen Preisen, leicht machen können. Diese Angabe kann vor der Hand, so lange bis mehrere Berichte dieser Art eintreffen, als Leitfaden dienen, nach welchen ein ohngefährer vorläufiger Ueberschlag gemacht werden kann.

Karsten.

Nachricht, betreffend die Londoner Australische Landwirthschaftliche Gesellschaft, inkorporirt durch Parlements-Akte.

(Entnommen aus der Morning Chronicle vom 18. Dec. 1824.*)

Unter den Direktoren dieser Gesellschaft befinden sich 15 Direktoren der Bank von England und der Ostindischen Kompagnie, auch viele Parlements-Glieder; sie verspricht daher von Dauer zu seyn, und nicht allein dieser Gesellschaft, sondern auch dem ganzen Lande große Vortheile zu gewähren.

Die Krone hat der Gesellschaft in NeuSüd-Wallis eine Million Acres Land (148 Millionen QuadratRuthen) geschenkt. Diese Kolonie hat in der Länge ohngefähr 435 und in der Breite 300 Deutsche geographische Meilen. Das Klima ist von milder Temperatur und der Gesundheit sehr zuträglich. Das Land hat die schönsten Weiden von un-

*) Dem würdigen Herrn Uebersetzer gebührt vieler Dank für die freundliche Mittheilung der hier folgenden Aufsätze, die beide für Mecklenburg nicht ohne Interesse seyn können. Die Veredlung unsrer Wolle hat in kurzer Zeit einen bewundernswürdig hohen Grad erreicht. Mit unsrer Pferdezucht sind wir bereits so weit, daß unsre Race, wie man behauptet, sogar schon von Engländern gesucht wird, um ihre National-Race durch Paarung mit der unsrigen noch mehr zu heben. Es ist also ein Gegenstand von Wichtigkeit, darüber nachzudenken: ob diese beiden Artikel unsrer landwirthschaftlichen Produktion uns, — wäre es auch nur für die Zukunft, — könnten geschmälert oder gar entrissen werden.
A. d. R.

geheurer Ausdehnung, und giebt die reichlichsten Produkte der temperirten Zone in großer Verschiedenheit; es ist sehr gut geeignet zum Holzwuchs, zum Anbau von Weitzen, Taback, Hanf, Flachs, Oliven, Weintrauben, Feigen, Maulbeeren, Mandeln, Pfirschen, Citronen, Orangen und andern Früchten. Aber unter seinen vielen schönen Produkten ist der Boden und das Klima der Produzirung von feiner Wolle ganz besonders zuträglich, und diese ist es, welche den größten Privat-Vortheil und den größten allgemeinen Handlungs-Nutzen gewähren wird.

Herr Bigge, der als Untersuchungs-Commissarius nach Neu-Süd-Wallis gesandt wurde, bezeugt, daß die zarten Merino-Schaafe sich dort außerordentlich wohl befinden, und daß bedeutende Heerden schon vorhanden sind, welche ihren Eignern reichlichen Gewinn geben, indem die von dort kommende feine Wolle wegen ihrer vorzüglichen Qualität in England prompt und zu hohen Preisen verkauft wird.

Unter so günstigen Umständen läßt sich nicht allein aus bereits gemachter Erfahrung, sondern auch aus der Analogie von dem, was in Deutschland geleistet worden ist, und zwar unter weit ungünstigeren Verhältnissen, schließen, welche Ausdehnung der Wollhandel von Neu-Süd-Wallis

durch Anwendung eines großen Kapitals gewinnen wird. Vor dreißig Jahren waren gar keine oder doch nur sehr wenige Merino-Schaafe in Sachsen, oder in andern Gegenden Deutschlands, und doch hat man es da schon so weit gebracht, daß, außer der zunehmenden Frage für die Continental-Märkte, im Jahr 1823 zwölf Millionen Pfund Wolle nach England exportirt wurden. Diese außerordentliche Vermehrung fand statt, obgleich das Klima im nördlichen Deutschland der Erzielung feiner Wolle ungünstig ist, indem die Schaafe während eines beträchtlichen Theils des Jahrs aufgestallt und mit trocknem Futter, welches ziemlich theuer zu stehen kommt, ernährt werden müssen. In Neu-Süd-Wallis hingegen macht das schöne milde Klima und die Trockenheit des Bodens solche Vorsicht und und solche künstliche Futterung unnöthig, und diese natürlichen Vortheile, verbunden mit brittischem Kapital und brittischem Schutz für eigne Produktion, lassen mit Grund erwarten, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sey, wo die Englischen Manufakturen ihren Hauptbedarf an feiner Wolle aus einer Englischen Kolonie wohlfeiler ziehen werden, als es von andern Ländern geschehen kann, wo die Härte des Winters künstliche Behandlung nöthig macht, und die Kosten der Produktion vertheuert.

Ueber den Werth der Wolle von Neu-Süd-

Wallis haben sich bereits Manufakturisten vom ersten Range dahin ausgesprochen: daß nebst ihrer Feinheit sie bei'm Fühlen ungemein sanft ist und sich dem Pelzwerk in dieser Hinsicht nähert, und daß sie daher in vielen Fällen der Wolle von andern Ländern vorgezogen werden muß.

Eine so edle Wolle, wohlfeiler als es anderswo geschehen kann, gewonnen, muß die Veredlung der davon zu erzielenden Waare befördern und ihren vermehrten Absatz herbeiführen. Und dieser Absatz, obgleich er jetzt schon groß ist, ist dennoch einer jetzt noch gar nicht zu berechnenden Ausdehnung fähig, so daß das auf diesen wichtigen Handelszweig zu verwendende Kapital reichliche Zinsen einbringen wird.

Die Durchschnitts-Einfuhr fremder Wolle in England in den drei Jahren von 1791 bis 1793 war jährlich . . . . . 3,060,471 Pfund,
in den drei Jahren 1821 bis 23 18,884,876 =
und im Jahre 1823 allein 20,651,415 =
Die Quantität Brittischer Wolle, welche jährlich verbraucht wird, wird geschätzt auf 150 Mill. Pfund.

Die Erzielung feiner Wolle wird der Haupt-Gegenstand des Strebens der Australischen Landwirthschaftlichen Gesellschaft seyn; nächstdem aber wird sie ihr Augenmerk auf Oliven- und Weinbau, auf Taback, Hanf, Flachs, Seide und Opium richten, da alle diese, wie man schon aus Erfahrung weiß, vorzüglich gut in Neu-Süd-Wallis gerathen. Das Kapital der Gesellschaft beträgt eine Million Pfund Sterling in Aktien von 100 £. Die ihr überwiesene eine Million Acres an Land kann sie nach eigenem Gutdünken wählen. In den ersten fünf Jahren bezahlt sie dafür gar keine, und nach dieser Zeit nur eine sehr mäßige Grund-Rente, welche sie, wenn es ihr gutdünken sollte, um das zwanzigfache ihres Ertrags ganz an sich kaufen

kann. Wenn nach Verlauf der ersten fünf Jahre ein hundert tausend Pfund Sterling ausgelegt worden sind in Landstraßen, Gebäuden, Urbarmachung des Landes, Wegräumung von Wäldern, Abzugs-Gräben, Einhegungen und so weiter, so kann die Gesellschaft die Hälfte des ihr angewiesenen Landes verpachten oder verkaufen, und auch nachher über die zweite Hälfte disponiren, wenn sie deßhalb die Erlaubniß bei dem Englischen Staats-Ministerium für die Kolonien nachsucht und erhalten haben wird.

Nachschrift des Uebersetzers.

Vorstehender Bericht, nicht ohne Interesse für Mecklenburg, liefert einen abermaligen Beweis von den riesenhaften Unternehmungen, welche in England, und fast immer von Privatleuten, welche in Gesellschaften zusammentreten, gemacht werden. Vor ohngefähr 40 Jahren kannte man das ungeheuer große Gebiet von Australien kaum dem Nahmen nach. Von der Zeit an wurden jährlich mehr oder weniger Verbrecher aus dem Brittischen Reiche in Europa zum Anbau des Landes dahin transportirt, auch haben sich in neuerer Zeit viele freie Ansäßige, die etwas Vermögen hatten, dahin begaben, um sich dort anzusiedeln. Die dortige Brittische Kolonie ist schon so ansehnlich geworden, daß bereits Wolle, Korn, Bauholz und andere Produkte exportirt werden, und der Handel von und nach jenem Lande mit jedem Jahre augenscheinlich zunimmt.

Die von dem Parlemente der Australischen Landwirthschaftlichen Gesellschaft verliehene eine Million Acres Land, deren Auswahl nach Lage, Ertragsfähigkeit u. s. w. ihr ganz allein überlassen ist, beträgt den sechszehnten Theil der ganzen Ackerfläche

von England und Schottland. Wenn hierauf eine Million Pfund Sterl. (über $5\frac{1}{2}$ Mill. Rthlr. N$\frac{2}{3}$tel) verwandt werden, welche Resultate lassen sich da vor Ablauf der nächsten 20 Jahre in einem neuen Welttheil erwarten, der ohne diesen neuen großen Hebel schon so bedeutende Fortschritte in der Kolonisation gemacht hat. Vielleicht wird er nach Verlauf von 100 Jahren, mit den vielen dazu gehörigen Inselgruppen im stillen Ocean, eben so viel Bedeutung für Europa haben, als Amerika vor 100 Jahren hatte; gewiß aber wird er vor Ablauf dieser Zeit Veränderungen im Welthandel herbeiführen, deren Umfang und Betrag jetzt noch gar nicht zu berechnen sind.

M.

Vortheile der Pferdezucht in England.

(Aus der Morning Chronicle vom 6ten Decbr. 1824.)

Ausländer und Leute, welche den Gegenstand nicht kennen, wundern sich darüber, daß wir Engländer auch in unserer Pferdezucht so berühmt geworden sind. Wie viel Antheil das Klima oder die vortreffliche Weide hieran haben möge, kann zu einer andern Zeit untersucht werden; so viel ist aber gewiß, daß der Verkauf von Pferden nach dem Auslande ein höchstwichtiger Handlungszweig geworden ist, und nicht wenig zu der Superiorität beiträgt, deren wir uns über andere Völker rühmen. In früheren Zeiten waren die Araber hinsichtlich der Pferdezucht hervorragend, Kaiser. Könige und Personen von hoher Geburt beschäftigten sich mit der-

selben, als mit einer Art von Luxus, von welchem die unteren Klassen ausgeschlossen waren; aber Arabien bleibt nun hinter England zurück, und auch andre Länder, die ganz besonders auf Veredlung der Pferdezucht halten, wie Nord-Amerika, Frankreich, Spanien und Rußland, sind noch weit davon entfernt uns zu erreichen. Ich halte jedoch dafür, daß unter verständiger nnd einsichtsvoller Leitung und Beharrlichkeit wir es noch viel weiter, als bisher, bringen können, und um die Vortheile der Pferdezucht in England in das hellste Licht zu setzen, mögen hier die Angaben der Gewinne folgen, welche in neuerer Zeit von sechs der berühmtesten Zucht-Stuten errungen worden sind:

1. Young Giantess	gewann	92	Präm. betragend	14548 £
2. Prunella	—	94	—	14357 =
3. Penelope	—	77	—	23806 =
4. Mandane	—	49	—	12917 =
5. Persepolis	—	66	—	10396 =
6. Briseis	—	51	—	22674 =
			zusammen	98698 £

Vorstehender Ertrag macht in N$\frac{2}{3}$teln zum Course von 5$\frac{2}{3}$ Rthlr. für das Pfund Sterl.

für Nr. 1. . . .	82438	ℛ℔ 32ß
= 2. . . .	81356	= 16 =
= 3. . . .	134900	= 32 =
= 4. . . .	73196	= 16 =
= 5. . . .	58910	= 32 =
= 6. . . .	128486	= — =
zusammen	559288	ℛ℔ 32ß

Konstitution
der Großherzoglichen Thierarznei-Schule in Schwerin.

Seiner Königlichen Hoheit der Allerdurchlauchtigste Großherzog haben Sich, in Anerkennung des großen Nutzens der Thierarzneikunde, bewogen gefunden: die Etablirung einer Thierarzneischule in der Residenz Schwerin anzubefehlen, und solche dem Marstall, und zwar dem Oberstallmeister, als Chef desselben, insbesondere unterzuordnen. Nachdem nun die zu einer Thierarzneischule erforderlichen Einrichtungen so weit gediehen, daß die Anstalt in volle Wirksamkeit treten kann: so wird mittelst dieses über die Bestimmung und Einrichtung derselben Folgendes zur Kenntniß und Nachachtung gebracht.

§. 1.

Zweck der Thierarzneischule.

Die Errichtung der Thierarzneischule bezweckt:

1) denjenigen jungen Leuten, welche sich der Thierarzneikunde, als ihrem Erwerbsfache, widmen wollen, eine gute und wohlfeile Gelegenheit zur Erreichung dieser Absicht zu verschaffen;

2) daß alle diejenigen, deren Verhältnisse es nothwendig machen, sich eine Kenntniß von der Beschaffenheit und Behandlung der Hausthiere zu erwerben, Gelegenheit finden, diese Wissenschaft zu erlernen;

3) daß dem Mangel tüchtiger Beschlagschmiede im Lande abgeholfen werde;

4) den Landes-Eingesessenen die Gelegenheit zu geben, ihren erkrankten Hausthieren einer richtigen ärztlichen Behandlung anvertrauen zu können, und die Heilung derselben mit den geringsten Kosten bewirken zu lassen.

§. 2.

Unterricht.

Es wird an der Thierarzneischule zu Schwerin vollständiger Unterricht in der Veterinairkunde ertheilt, und besteht derselbe:

a. in Vorlesungen über die Arzneiwissenschaft oder der theoretischen Unterweisung;
b. in der Behandlung kranker Thiere und Ausübung der bei den Thieren vorkommenden Operationen;
c. im Zergliedern todter Thiere;
d. in Bereitung der Thier-Medikamente;
e. im Huf-Beschlage.

§. 3.

a. Vorlesungen.

Der theoretische Unterricht befaßt:

1) die Anatomie und Physiologie;
2) die Lehre vom Exterieur des Pferdes;
3) die Hufbeschlagskunst;
4) die Heilmittel-Lehre;
5) die allgemeine Krankheits-Lehre;
6) die besondere Krankheits-Lehre;
7) die Wundarzneikunst;
8) die Lehre von den Viehseuchen;
9) die Lehre von der Zucht und Behandlung der Thiere.

Der theoretische Unterricht wird unterstützt und erläutert: durch ein Kabinett anatomischer Präparate, durch eine Sammlung von chirurgischen Instrumenten und durch die Bibliothek des Instituts, zu deren Benutzung die lernbegierigen Zöglinge zugelassen werden sollen.

b. Praxis.

Zur praktischen Ausübung der Thierarzneikunst werden die Zöglinge im Thierspital angeleitet.

Es sind zu dem Ende zwei Ställe, jeder zu sechs Pferden, zwei, jeder zu einem Pferde, und ein Stall zu zwei Häuptern Rindvieh, erbauet worden, und soll es Jedermann gestattet seyn, kranke Thiere zur Behandlung in dieselben zu schicken: gegen

Ersatz des Futters, der Streu und der Arzeneien und Bezahlung von Kurkosten, nach einer billigen, in den Krankenställen angeschlagenen Taxe. Auch soll bei der Kur zur Norm dienen, daß die Kosten der Wiederherstellung nie das angemessene Verhältniß zum Werthe des Thieres überschreiten. Im Falle, daß ein Thier im Thierspitale krepirt, so sollen nicht nur keine Kurkosten für dasselbe bezahlt werden, sondern auch die an Arzeneien verursachten Auslagen nicht in Rechnung zu bringen seyn. Da aber auch kranke Thiere, welche absolut unheilbar sind, oder deren Wiederherstellung außer der Berechnung der Kunst liegt, der Schule aufgebürdet werden könnten, durch deren Aufnahme aber der gute Ruf der Heil-Anstalt leiden möchte; so sollen diese nur unter der Bedingung aufgenommen werden, daß dem Besitzer des erkrankten Thieres die wahrscheinliche Unheilbarkeit desselben bekannt gemacht werde, demselben aber freigestellt: ob er selbiges dennoch der Thierarzneischule anvertrauen wolle, um Versuche zur Heilung zu machen; in diesem Falle bezahlt nur der Besitzer die Kosten, wenn das erkrankte Thier geheilt wird, im entgegengesetzten Falle werden die Kosten von der Thierarzneischule getragen.

Die Kur oder das Heilungsgeschäft wird ganz allein von dem Professor geleitet, und dürfen die

außerdem bei der Schule Angestellten, so wie die Scholaren, sich nicht die geringste Aenderung darin erlauben; sondern sie haben bloß die Anordnungen des Professors pünktlich auszuführen.

Gleichergestalt werden auf der Thierarzneischule auch alle, sowohl am gesunden als am kranken Thiere vorkommenden, Operationen von demselben verrichtet.

Bei den im Orte Ansässigen, welche vorziehen sollten, ihre kranken Thiere bei sich behandelt zu sehen, kann solches auch von der Thierarzneischule aus besorgt werden.

Zum Experimentiren, so wie zur Uebung der Scholaren im Operiren, nimmt die Schule unbrauchbare oder für unheilbar gehaltene Pferde zum Geschenk an, oder kauft sie für ein Geringes. Doch sollen diejenigen kranken Thiere, welche der Schule geschenkt worden, im Falle, daß ihre Wiederherstellung gelingt, gegen Ersatz der Auslagen und Bezahlung der Kurkosten, auf Verlangen den vorigen Besitzern wieder zurück gegeben werden.

c. Anatomiren.

Damit die Zöglinge sich eine genaue Kenntniß vom Baue des thierischen Körpers und dem Sitze der Krankheiten erwerben, und die zum Operiren erforderliche Geschicklichkeit sich aneignen, müssen

sie selbst todte Thiere zerlegen. Es ist deshalb an der Schule ein geräumiger Anatomir-Saal mit den nöthigen Utensilien vorhanden, woselbst von der Schule angekaufte, unbrauchbare, übrigens aber gesunde Pferde zergliedert und die im Thierspital krepirten obduzirt werden.

d. Bereitung der Arzeneien.

Zur Erlernung der einfachsten und nothwendigsten pharmaceutischen Arbeiten, — was für die größtentheils auf dem Lande sich ansässig machenden jungen Leute in mehr als einer Hinsicht sehr vortheilhaft ist, — besitzt die Schule ein angemessenes Laboratorium, eine Apotheke und einen Garten zum Anbau derjenigen nicht wild wachsenden offizinellen Pflanzen, welcher die Thierpraxis bedarf, und werden für die kranken Thiere, welche von derselben behandelt werden, die weniger mühsamen Arzneiformeln selbst bereitet. — Sollte jedoch der Eigner eines kranken Thieres vorziehen: daß die für dasselbe benöthigten Arzeneien von einer Apotheke verschrieben werden, so soll ihm hierin gewillfahret werden.

e. Hufbeschlag.

Ein wichtiger Gegenstand der Thierarzeneischule ist auch der Hufbeschlag. Damit die gelernten

Schmiedegesellen sich die ihnen meistens abgehende Geschicklichkeit in dieser nothwendigen Kunst erwerben, so wie auch die Veterinair-Eleven, wenn sie Neigung dazu haben, den Hufbeschlag nicht nur beurtheilen, sondern auch selbst verrichten lernen, so ist der Thierarzneischule eine Beschlagschmiede beigegeben, vor welcher alle ihr zugeführten Pferde, also nicht allein die mit fehlerhaften und kranken, sondern auch die mit gesunden Hüfen, auf das zweckmäßigste beschlagen werden.

Es soll jedoch der Hufbeschlag bei den der Schulschmiede zugeführten Pferden nur von dem Lehrschmid und den geübten Schmiedegesellen verrichtet werden; die ungeübten, so wie diejenigen, welche keine Schmiede von Profession sind, sollen das Beschlagen an den Experimentir- und todten Pferden erlernen.

Außer den zum Hufbeschlag erforderlichen Schmiedearbeiten, soll die Schulschmiede keine andere Arbeiten für fremde Rechnung liefern.

§. 4.

Eintheilung der Beschäftigungen.

Jeden Morgen vor den Vorlesungen findet die Ordination im Thierspital statt. Es werden von den Schülern die Berichte über die ihrer Pflege anvertrauten kranken Thiere vorgelesen, und dazu

von dem Professor die nöthigen Bemerkungen und Erläuterungen gemacht, so wie die weiteren Anordnungen zur Kur getroffen. — Wenn Operationen zu verrichten sind, so wird alsdann zu denselben geschritten.

Diese klinischen Anordnungen haben täglich, also auch an Sonn- und Festtagen und in den Ferien statt.

Außer der Ordinationszeit wird der Professor aber, je nachdem die Wichtigkeit und Gefahr der in Behandlung stehenden Kranken es erfordern, öfters, und besonders zur Eingabe- und Verbandszeit die Krankenställe besuchen und den Schülern, wie überhaupt Jedem, der ihn über kranke Thiere zu befragen hat, außer den Vorlesungen stets zugängig seyn.

Die Beschäftigungen in der Schmiede finden an allen Wochentagen statt. Es wird jedoch lieber gesehen werden, wenn die Pferde des Nachmittags, als des Vormittags, zum Beschlag auf die Schule gebracht werden.

Zur Ordination sind im Sommer die Frühstunden von 6 bis 8 Uhr, im Winter von 7 bis gegen 9 Uhr bestimmt; zu den Vorlesungen die von 9 bis 10 und von 11 bis 12 Uhr.

Um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß der Vortrag von den Schülern richtig verstanden und

aufgefaßt sey, wird es nothwendig seyn, wenn in den Nachmittagsstunden Repetitionen und Examinationen vorgenommen werden.

Der Nachmittag wird neben der Krankenpflege zu den Arbeiten in der Schmiede, der Apotheke und dem Anatomirsaal verwandt.

§. 5.

Dauer des Kursus.

Binnen Jahresfrist soll in den Vorlesungen die ganze Thierarzneiwissenschaft in der §. 3 angegebenen Ordnung abgehandelt werden. Der Lehrer soll sich daher in seinen Vorträgen der möglichsten Kürze, Deutlichkeit und Bestimmtheit befleißigen, sich nicht in Erörternngen einlassen, welche zu weit führen, oder das Fassungsvermögen der Mehrzahl der Zuhörer übersteigen könnten, sondern nur dasjenige zum Vortrage bringen, was wirklich reellen praktischen Werth hat.

Der Lehrgang nimmt jedes Jahr in der ersten Hälfte des Oktobers seinen Anfang.

Nach den im §. 1 angegebenen Bestimmungen der Thierarzeneischule theilen sich die Zöglinge derselben in drei Abtheilungen. Zur ersten Abtheilung gehören diejenigen, welche sich zu ausübenden Thierärzten bilden wollen, zur zweiten die, welche die Thierarzeneikunde als Hülfswissenschaft in dem

ihnen angewiesenen Wirkungskreise erlernen wollen, und zur dritten die Beschlagsschmiede. Die erste Abtheilung ist verpflichtet, den Vortrag einem ganzen Lehrgange hindurch beizuwohnen; die dritte Abtheilung aber wird nur über dasjenige, was den Hufbeschlag und die Hufkrankheiten angeht, unterrichtet, und haben die andern Gegenstände, welche auf der Thierarzeneischule betrieben werden, keine Beziehung auf sie.

§. 6.

Scholaren-Wohnungen.

Da die Scholaren fast den ganzen Tag und mitunter auch des Nachts auf der Thierarzeneischule Beschäftigung finden, und die Abwartung der Unterrichtsstunden, so wie die Pflege der kranken Thiere, die pünktlichste Genauigkeit erheischen; so ist es für sie sehr vortheilhaft, wenn sie auf der Schule wohnen. Es sind daher Wohnungen für acht Eleven auf der Schule eingerichtet, welche sie, nebst Heizung, unentgeldlich genießen sollen, doch müssen sie für das Bett selbst sorgen.

§. 7.

Honorar.

Der Unterricht auf der Thierarzneischule kostet für den ganzen Kursus 50 Rthlr. Gold. Es wird

aber nur der erste Kursus bezahlt, so daß hinsichtlich des Honorars es einerlei bleibt, ob jemand sich ein Jahr oder länger an der Thierarzeneischule aufhält. Diese Summe ist pränumerando, beim Eintritt als Eleve der Thierarzeneischule, an den Professor zu erlegen, und findet so wenig eine theilweise als gänzliche Rückzahlung derselben statt, im Fall der Eleve vor Beendigung des Kursus die Schule verlassen sollte.

Sr. Königl. Hoheit behalten es sich vor, zwei Eleven auf die Thierarzeneischule zu senden, die daselbst unentgeldlich Unterricht erhalten, welche sich aber wenigstens zwei Jahre an derselben aufhalten müssen. Diejenigen, welche diesen Unterricht zu haben wünschen, erbitten sich die Aufnahme beim Großherzoglichen Marstall-Amte, welches alsdanu selbiges bei Serenissimo zum Vortrag bringt, und weitere Resolution erhält, um diese dann der Behörde zu befördern.

Eben so sollen diejenigen Schüler, welche vom Marstalle oder dem Gestüte auf die Schule gegeben werden, freien Unterricht daselbst genießen.

Für die Schmiedegesellen in den Domainen geschieht die Unterweisung in der Hufbeschlagskunst unentgeldlich; bei den übrigen aber gegen Erlegung von 20 Rthlr. Gold.

§. 8.

Prüfung, Zeugnisse.

Wer sich dem Veterinair-Examen unterwerfen will, der muß wenigstens zwei Jahre lang, und hievon mindestens ein Jahr an der Landes-Thierarzeneischule, dem Studio der Thierarzeneiwissenschaft obgelegen haben.

Wer das Examen, — in dem vorzüglich auf praktische Kenntnisse gesehen werden soll, — mit Ehren besteht, bekommt ein von dem Chef der Schule und dem Professor unterzeichnetes und mit dem Marstall-Amts-Siegel versehenes Testimonium, wodurch er zum Thierarzt legitimirt wird.

Diejenigen, welche nur ein Jahr auf die Erlernung der Thierarzeneikunde verwandt, und mithin die Schule, ohne ein Examen zu bestehen, verlassen: erhalten bei ihrem Abgange ein Zeugniß ihres Fleißes und Wohlverhaltens, und legen das Versprechen ab, die Thierarzeneikunst nicht weiter auszuüben, als bei ihren eigenen Thieren oder den Thieren ihrer Brodherren.

Die Schmiedegesellen bekommen ein Zeugniß, nach vorher auf der Schule abgelegtem Probestück: über den Grad ihrer Geschicklichkeit, über die Dauer ihres Aufenthalts an der Beschlagsanstalt und über ihre Aufführung während dieser Zeit.

§. 9.

Dienst-Ordnung.

Zur Grundlage des Verhaltens des bei der Thierarzeneischule angestellten Personals, dient das Marstall-Amts-Reglement und werden die Cap. I. II. III. IV. VIII. XIII. XIV. XXIV. XXVII. und XLII. insbesondere zur Befolgung anbefohlen.

I. Instruktion für den Professor.

1) Dem Professor liegt der sämmtliche theoretische Unterricht an der Thierarzeneischule ob, die Leitung der Praxis, die Ausübung der wichtigeren Operationen und die Unterweisung im Zergliedern und den pharmaceutischen Arbeiten.

Der Professor, als Direktor der Thierarzeneischule, bleibt für Alles verantwortlich, was etwa durch Saumseligkeit oder nicht beobachteter Sorgfalt zum Nachtheil den auf der Thierarzeneischule befindlichen Patienten zugehen könnte. Findet der Professor, daß seine Untergebenen die ihnen gegebenen Befehle nicht erfüllen, oder gegen die eingeführte Ordnung handeln, so verweiset er dieses mit Strenge, so wie selbiges im Marstall-Reglement vorgeschrieben ist. Sollten diese Vorwürfe aber fruchtlos bleiben, so zeigt er es dem Marstall-Amte an, welches, nach vorgegangener Untersuchung, die Strafen erkennen wird.

2) Er führt die Aufsicht über die ganze Anstalt: also über die Gebäude, die Sammlungen und Geräthschaften und was sonst zu derselben gehört.

3) Das übrige Personale der Thierarzeneischule, so wie die Scholaren, sind dem Professor untergeben, und werden von ihm ihnen ihre Beschäftigungen angewiesen.

4) Der Professor empfängt die für die Schule bestimmten Gelder und führt die Berechnung über dieselben, wovon er jährlich, mit dem Schlusse des Johannis-Quartals, dem Marstall-Amte Rechnung abzulegen hat.

5) Am Schlusse jeder Woche registrirt er alles, was sich während derselben in der Praxis oder sonst Interessantes an der Schule zugetragen hat, in die Schul-Chronik ein.

Mit dem Schlusse eines Jahres hat er dem Chef eine Uebersicht von den Leistungen der Schule einzureichen, welche namentlich enthalten soll:

a. einen Auszug aus dem Journal des Thierspitals über die Anzahl der behandelten Kranken, mit Angabe ihrer Uebel und dem Erfolge der Kur;

b. ein Verzeichniß der Zuhörer, mit Bemerkungen über ihre Applikation und Betragen;

c. einen Bericht über die unternommenen Experimente und die dadurch erlangten Resultate;
d. eine Angabe der geschehenen Bereicherungen des anatomisch-zoologischen Museums, der Bibliothek, der Instrumentensammlung u. s. f.

§. 10.

II. Instruktion für den Lehrschmied.

1) Der Lehrschmied geht dem Professor in den praktischen Arbeiten an die Hand. Seine Geschäfte werden ihm also, wie es die Umstände erheischen, von dem Professor angewiesen werden.
2) Er assistirt dem Professor bei Operationen, Sektionen, beim Zergliedern und besorgt die Anwendung der bei den kranken Thieren verordneten Arzeneien.
3) Er steht der Beschlagsschmiede vor. — Wenn sich unter den Scholaren keine geschickten Schmiedegesellen befinden, so beschlägt er die der Schule zugeführten Pferde allein, sind aber tüchtige Arbeiter unter ihnen, so kann er solche zwar an dem Beschlagen Theil nehmen lassen; er darf ihnen denselben jedoch nie ganz alleiu überlassen und den müssigen Zuschauer dabei abgeben. — Die ungeübten Schmiedegesellen und diejenigen Scholaren, welche keine Schmiede von Profession sind, sollen den Hufbeschlag nicht an diesen

Pferden verrichten, sondern sich in demselben, unter der Anleitung des Lehrschmieds, an todten und Experimentir-Pferden üben.

Für alle Fehler, welche beim Beschlage auf der Thierarzeneischule begangen werden, ist der Lehrschmied verantwortlich. Kranke und fehlerhafte Hüfe beschlägt er nicht ohne Berathung des Professors.

4) Außer Hufbeschlag sollen in der Schulschmiede keine Schmiedearbeiten für fremde Rechnung gefertiget werden.

5) Er führt die Aufsicht über die Geräthschaften der Schmiede, der Krankenställe und der Scholarenzimmer und sieht auf Ordnung und Reinlichkeit daselbst.

6) Das Privatkuriren und Operiren für sich ist ihm sowohl auf, als von der Thierarzeneischule, bei Verlust seines Dienstes, verboten.

7) Er darf sich ohne Vorwissen des Professors, außer den gewöhnlichen Ruhe- und Feierstunden, nicht von der Schule entfernen. Dringende Arbeiten auf der Schule aber heben die Feierstunden auf.

8) Er hat dem Professor in Allem, was ihm von demselben geheißen wird, pünktlich und willig Folge zu leisten, und selbst Verweise ohne Widerrede und Murren anzunehmen.

Der Lehrschmied wird noch insbesondere auf die im Cap. XXIV. §. 83 bis 95 des Marstall-Reglements gegebenen Vorschriften verwiesen.

III. Instruktion für den Aufwärter.

1) Der Aufwärter ist auf kein bestimmtes Geschäft angewiesen, sondern er verrichtet alle die gröberen Arbeiten an der Thierarzeneischule, wie sie ihm von dem Professor geheißen werden; auch zum Schicken und zur Besorgung von Geschäften außer der Schule steht er dem Professor zu Gebot.

2) Er sieht darauf, daß von den Geräthschaften der Schule nichts verdorben, verlegt oder entwandt werde, und diese alle stets in größter Ordnung und Reinlichkeit gehalten werden.

3) Er nimmt das Geschirr und die Decken, Säcke und andere Dinge, welche für die kranken Thiere in die Schule gebracht werden, in Verwahrung; wozu ihm eine eigene Kammer angewiesen werden soll. Kömmt etwas davon weg, so muß er es ersetzen.

4) Er soll die kranken Thiere mit Geduld und Güte behandeln, und sich keine Schläge, Stöße, rohe Schimpfreden oder andere Unschicklichkeiten gegen sie herausnehmen, und sollte er solches von den Scholaren bemerken, so hat er dem Professor es anzuzeigen.

5) Mit Ausnahme der Mittagszeit ist er von der Morgens- bis zur Abends-Futterungszeit in Dienstgeschäften, und darf sich, ohne Vorwissen des Professors, nicht von der Thierarzeneischule entfernen. Zur Mittagszeit wird ihm eine Stunde, zur Frühstücks- und Vesperzeit eine halbe Stunde erlaubt. Jedoch muß er es sich gefallen lassen, daß, wenn die Geschäfte auf der Schule es erfordern, die Speise- oder Ruhezeit nicht auf einen bestimmten Glockenschlag feststeht.

6) Wenn es verlangt wird, so soll er auch Nachtwache bei den kranken oder operirten Thieren thun; wofür ihm aber eine Vergütung, von 16 Bl. für die Nacht, von den Eignern derselben werden soll.

7) Es soll ihm erlaubt seyn, für die Thiere, welche das Thierspital geheilt verlassen, ein Trinkgeld anzunehmen. Er soll aber stets mit dem zufrieden seyn, was er empfangen wird, und sich so wenig durch Gebehrden, als durch Worte, seine Uuzufriedenheit merken lassen. Widrigenfalls würde er sich dieser Vergünstigung verlustig machen.

8) Gegen Fremde, welche die Schule besuchen, sey er bescheiden, höflich und zuvorkommend. Ein gleiches Betragen beobachte er auch gegen den Lehrschmied und die Scholaren.

9) Er sey fleißig und friedfertig, und suche es in seinem Geschäfte zu einer gewissen Geschicklichkeit zu bringen.

10) Er vermeide es, sich mit Kutschern und Anderen, welche Geschäfte auf der Schule haben, in Plaudereien einzulassen.

§. 11.

Verwendung der Einnahme der Schule.

Das Honorar für die Vorlesungen fällt dem Professor ungetheilt zu. Die Bezahlung der Schmiedegesellen kömmt zur Hälfte dem Professor, zur Hälfte dem Lehrschmied zu Gute. Die Einnahme der Schmiede, der Apotheke und der Praxis werden so getheilt, daß der Professor die Hälfte, der Lehrschmied ein Viertel, und eben so viel die Schulkasse bekömmt.

Anmerkung. Zur Praxis werden alle Thiere gerechnet, welche auf der Schule und von derselben, in der Stadt Schwerin sammt der Vorstadt, ärztlich oder wundärztlich behandelt werden.

Kurkosten-Taxe
für die Großherzogliche Thierarzenei-Schule.

1) Für diejenigen kranken Pferde, deren Wiederherstellung binnen 24 Stunden bewerkstelliget wird, wird bezahlt . . . . . — ℳ 32 ß
2) — — — in 2 bis 3 Tagen 1 = — =
3) — — — in 4 bis 7 Tagen 1 = 24 =
4) deren Kur über eine Woche dauert, wird bezahlt für die erste Woche 1 = 24 =
und hernach à Tag . . . . . — = 4 =
5) deren Kur über 4 Wochen dauert, wird von der fünften Woche an bezahlt à Tag . . . . . — = 2 =

Die Kurkosten müssen bei Abholung des wiederhergestellten Thieres, sammt den Auslagen für Arzeneien und Futter, berichtiget werden, und gilt diese Taxe sowohl für die äußerlichen als für die innerlichen Krankheiten; nur für die ganz leichten äußerlichen Uebel wird die Hälfte bezahlt.

Beim Rindvieh betragen die Kurkosten in allen Stücken die Hälfte, und bei den übrigen Hausthieren ein Viertel. Für diejenigen Viehbesitzer, welche mit der Thierarzeneischule in Akkord stehen, hat diese Taxe keine Gültigkeit.

Arme Viehbesitzer bezahlen keine Kurkosten.

Operationskosten-Taxe
für die Großherzogliche Thierarzenei-Schule.

1) Für einen Aderlaß . . . . — xr 4 ßl
2) das Oeffnen einer Eiterbeule und die Verrichtung anderer kleinerer Operationen . . . . . — = 8 =
3) ein Fontanell, ein Eiterband und andere kleine, jedoch mehr Umstände erfordernde Operationen . . — = 16 =
4) das erste Mal der Anwendung des Strich- oder Punkt-Feuers à Fuß — = 16 =
5) dasselbe auf einen Fuß oder anderen einzelnen Theil . . . — = 33 =
6) die Wiederholung des Strich- oder Punktfeuers, jedesmal die Hälfte.
7) die Operationen aller bedeutender Fistel und anderer schwerer Schäden . . . . . 2 bis 8 = — =
8) die Operationen kleinerer Fistel und weniger schwerer Schäden 32 ßl. bis 2 = — =
9) das Englistren eines Pferdes 2 = 32 =
10) das Abschlagen des Schweifes allein, ohne Schweifschnitt — = 32 =
11) das Verstutzen der Ohren . . 2 = — =

12) Für die Kastration eines Füllens . 1 ℳ
13) — — — eines ausgewachsenen Hengstes 2 =

Für die beim Rindvieh vorfallenden Operationen wird die Hälfte von dem, was es beim Pferde gilt, bezahlt, und bei den übrigen Hausthieren ein Viertel.

Wenn nach einer bedeutenden Operation ein Uebelbefinden des Thieres eintritt, welches die Anwendung innerlicher Mittel erforderu sollte, so werden hiefür keine Kurkosten entrichtet. Der Aderlaß, das Fontanell oder Eiterband und andere Operationen, welche als Beihülfe zur Hebung einer Krankheit, für welche Kurkosten bezahlt werden, in Anwendung kommen, sollen nicht besonders honorirt werden.

In den Operationskosten sind die Kosten für die Bemühung der nach der Operation eintretenden Behandlung, zur Bewirkung der Heilung mit inbegriffen, so wie auch die Nachhülfen, welche hiebei häufig nothwendig werden, so daß also für die Operation nur einmal bezahlt wird, und da, wo die Operation in Rechnung kommt, die Kurkosten wegfallen.

Die Operationskosten müssen, sammt den Auslagen für Arzeneien und Futter, beim Abgange des operirten Thieres berichtiget werden.

Für diejenigen Viehbesitzer, welche mit der Thierarzeneischule in Akkord stehen, hat diese Taxe keine Gültigkeit.

Arme Viehbesitzer bezahlen keine Operationskosten.

Ueber den Nutzen der Thierarzenei-Schulen.

Die Thierarzeneikunde ist noch eine junge Wissenschaft. Es hat zwar unleugbar so lange, als es Hausthiere giebt, — und das ist länger, als die Geschichte reicht, — nicht an Leuten gefehlt, welche sich mit der Heilung kranker Thiere abgaben; allein sie gingen hiebei so roh und ohne alle Grundsätze zu Werke, daß sie die Benennung von wissenschaftlichen Aerzten nicht verdienen konnten. Hirten, Abdecker, Schmiede und wer sonst bei den Thieren zu handthieren hat, nahm sich heraus, ihre Krankheiten aufs Gerathewohl heilen zu wollen. Ja bis auf diesen Tag ist ein, für den Wohlstand des Einzelnen sowohl, als für den Flor ganzer Länder, so überaus wichtiges Fach, noch zum großen Theile in den Händen der Unwissenheit und Barbarei.

Von den veterinärischen Kenntnissen der Griechen ist sehr wenig auf uns gekommen; darnach aber zu schließen, müssen sie, wenn auch nicht in dem, was die Krankheiten anbetrifft, so doch in anderen Sachen, welche jetzt als Zweige der Veterinärkunde angesehen werden, namentlich in der Gestütskunst und der äußeren Pferdekenntniß, schon weit gewesen seyn. Der in der Lord Elginschen Sammlung befindliche berühmte Kopf eines Pferdes der

Nacht vom Giebelfelde des Parthenon zu Athen, das Viergespann, dessen sich Paris zur Entführung der Helena bedient, und andere Abbildungen auf alten Denkmälern, reißen zur Bewunderung hin und liefern den Beweis: daß die Alten in Geschmack und richtiger Beurtheilung des Pferdes bereits eine Stufe erreicht hatten, zu der wir uns jetzt erst wieder empor schwingen.

Wie die Römer überhaupt in Künsten und Wissenschaften selbst wenig leisteten, sondern es dabei bewenden ließen, sich dasjenige anzueignen, was durch den Fleiß und tiefen Forschungsgeist der Griechen geschaffen war: so scheinen sie auch von der Veterinärkunde nicht viel mehr gewußt zu haben, als was ihnen davon von den Griechen überliefert worden.

Im finstern Mittelalter, wo die Wissenschaften über ein Jahrtausend lang im tiefen Schlafe lagen, und der sinnloseste Aberglauben den Verstand in enge Fesseln hielt, ging die bei den Griechen und Römern schon in der Entwickelung begriffene Thierarzeneikunde wieder ganz verloren. Wenn ein Thier erkrankte, so hatte es ihm eine vermeintliche Hexe angethan. Sicher war im Dorfe oder in der Gegend eine alte Frau, welche, — wie dies dem Alter so gewöhnlich, — an rothen, triefenden Augen litt, diese wurde als Urheberin der Unfälle zwischen

dem Vieh angesehen, und mußte, oft auf die qualvollste Weise mit dem Leben, der blinden Wuth des großen Haufens zur Sühne dienen. Durch Zauberformeln, Besprengen mit Weihwasser, Anhängen von Ablaßzetteln glaubte man sein Vieh vor Krankheiten sicher zu stellen und durch Sympathiekuren seine Uebel zu heben. Wo Stillen, Böthen, Besprechen und was des tollen Zeugs mehr ist, nicht anschlugen, oder vielmehr, wo das Thier nicht von selbst genas, da lag es an der zu großen Macht der Hexe. — Ja noch mehr! wenn ein Wirth, durch sorgsamere Pflege seiner Thiere und richtige Auswahl bei ihrer Paarung, in den Besitz eines ausgezeichnet schönen, reichlichen Ertrag liefernden Schlages Viehes gelangte: so konnte dies nur durch Einverständniß mit dem Bösen geschehen. Schwere Untersuchungen wurden über den braven Mann verhängt, und Folter und Scheiterhaufen standen sowohl für ihn, als für die Hexe in Bereitschaft.

Wie ganz anders ist es nicht in unsrer Zeit, wo die Fackel der Aufklärung überall hin ihr wohlthätiges Licht verbreitet, ungestöhrt erndtet jetzt der emsige Viehzüchter den Lohn seiner Einsicht und seines Fleißes, und das Vaterland blickt mit Wohlgefallen auf ihn, als einen seiner würdigsten Söhne, während der Träge dem Mangel und der Verachtung Preis gegeben ist. Indessen ist noch nicht aller Wahn

jener Zeit verschwunden und manches Vorurtheil der Finsterniß findet bis zur Stunde seine eifrigen Bekenner.

Selbst nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften, wozu die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung von Amerika, der Umsturz des morgenländischen christlichen Kaiserthums und vor allen die Reformation die Hauptimpulse waren, hat es noch geraume Zeit gewährt, bis die Thierarzneikunde aus der Vergessenheit hervorgezogen worden. Unbegreiflich würde es bleiben, wie einem so tief ins bürgerliche Leben eingreifenden Fache ein solches Schicksal begegnen konnte, wenn man nicht bedächte: daß Unehre denjenigen und seine Nachkommen traf, welcher Hand an ein krankes oder krepirtes Vieh legte. Welch seltene Selbstverleugnung gehört aber nicht dazu, sich einem tiefgewurzelten Vorurtheil entgegen zu stellen, und war es wohl irgend einem, der auf eine anständige Weise zum Broderwerb zu gelangen hoffen durfte, zu verdenken, daß er eine an und für sich mühsame und gefahrvolle Beschäftigung mied, in welcher seiner, statt Anerkennung seines Verdienstes, Beschimpfung als Lohn erwartete.

Der erste Zweig der Thierarzneikunde, in welchen wieder frisches Leben trat, war die Hippiatrik. Das Pferd, als das edelste Thier der Schöpfung,

von welchem Büffon sagt: „der Mensch hätte unter allen Thieren keine größere Eroberung machen können, als durch die Zähmung dieses edlen, stolzen und flüchtigen Thiers," — das Pferd ist, theils wegen seiner größeren Kostbarkeit, theils aber auch aus besonderer Liebhaberei, die der Mensch diesem herrlichen Thiere schenkt, dessen Proportionen ihn entzücken und das ihm zum Vergnügen wie zum Nutzen seine Kräfte leihet, das Pferd, sage ich, ist immer am sorgsamsten gegen die anderen Thiere behandelt worden. Die Alten beschäftigten sich schon mehr mit seinen Krankheiten, als mit den der übrigen Hausthiere, und auch jetzt ist die Pferdearzneikunst die Hauptbranche der Thierarzneikunde und den andern um ein Beträchtliches in der Ausbildung voraus.

Das erste Werk der neueren Thierarzneikunde war das des Carlo Ruini, Senators von Bologna, welches am Ende des sechszehnten Jahrhunderts herauskam, und an den Doktor Uffenbach zu Frankfurt am Main 1663 einen deutschen Uebersetzer fand. Es besteht dieses Buch aus zwei Theilen, wovon der erste die Zergliederung, und der andere die bei den Pferden vorkommenden innerlichen und äußerlichen Krankheiten enthält. 1683 erschien Snap's Anatomy of an horse, in dem der Herausgeber den Ruini in Betreff der Zerglie-

derungskunst abgeschrieben hat. Dasselbe wiederfuhr Ruini's ganzem Werke 1716 durch Valentin Trichter, vormaligen Bereuter in Nürnberg, und noch später durch Saunier, der, mit kleinen Abänderungen, aus den Büchern seiner drei Vorgänger ein neues machte.

Nebst Ruini's Werk behauptete sich Soleysel's veritable parfait marechal, wovon die erste Auflage 1664 in Genf erschien, lange Zeit als das Hauptwerk über Pferdekunde, und wurde vielfältig ins Deutsche und Englische übersetzt. Es verbreitet sich dasselbe über die Krankheiten, des Exterieur, den Hufbeschlag, die Behandlung, Zäumung und Zucht des Pferdes, und haben alle Hippologen bis auf die neuesten Zeiten aus demselben geschöpft.

Die wieder erstehende Thierarzneikunde blieb also im 16ten und 17ten Jahrhundert auf die Pferdearzneikunst beschränkt. Im Anfange des letztverflossenen Sekulums aber wurde ein furchtbares Unglück, welches den Landbau fast aller Staaten Europa's traf, Veranlassung: daß Fürsten und Regierungen zur Erforschung der Thierkrankheiten aufforderten, und somit diese geächtete Beschäftigung in Schutz nahmen. Ich rede von dem Einbruche der Rindviehpest im Jahre 1708, von einer Krankheit, welche an Ansteckbarkeit und Tödtlichkeit alle anderen Thierseuchen weit hinter sich läßt. Es scheint diese

Seuche zwar schon früher einige Mal den Rindviehstand Europa's verheert zu haben, und glaubt man namentlich: daß die von Sulpitius Severus um das Jahr 395 n. Chr. G. beschriebene Krankheit, welche aus Dalmatien und Pannonien in Frankreich eindrang und sich bis zu den Niederlanden verbreitete, so wie jene, welche unter Karl dem Großen die gesammten Staaten dieses Fürsten verwüstete, die Rindviehpest gewesen sey; indessen war das Uebel niemanden mehr erinnerlich und wurde, nach der alttestamentalischen Vorstellung, als eine neue Geissel Gottes, zur Bestrafung der sündhaften Welt, angesehen. Merkwürdig bleibt es allerdings, daß, wenn Europa früher schon der Schauplatz dieser verheerenden Landplage war, ein so langer Zeitraum, trotz all der Kriege, in welchen das Abendland mit dem Morgenlande verwickelt war, spurlos für sie vorüber gehen konnte; da wir sie seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts als die beständige Begleiterin aller Kriege gesehen haben, an welchen Rußland, Oesterreich und die Türkei Antheil nahmen. Es geht diese Seuche immer vom Orient aus. Genaue Nachforschungen haben ergeben, daß sie im Jahre 1708 aus der Tartarei nach Rußland, und von dort nach Pohlen, Beßarabien, Kroatien und Dalmatien zog. Man weiß, daß 1711 von einer Heerde, welche Viehhändler aus

Dalmatien ins Venezianische trieben, ein kranker Ochse auf dem Felde zurück blieb. Ein Hirte des Grafen Boromäus, Domherrn von Padua, fand denselben und stellte ihn zu den Ochsen seines Herrn. Einige Tage hernach stirbt der Ochse und dasselbe Loos wird in kurzer Zeit der ganzen Heerde, bis auf einen ausgenommen, zu Theil. Von dieser einen Heerde breitete sich die Pest zuerst über das Paduanische und sodann über ganz Italien aus. Piemont verlor gegen 70,000 Haupt. Von hier überzog sie Frankreich, den Elsaß, Süddeutschland und Holland, in welchem Lande an 300,000 Stück umkamen; selbst England, wohin sie durch Häute verschleppt wurde, blieb nicht verschont. Zu gleicher Zeit dehnte sich die Seuche auch von Rußland über die nördlichen Länder aus, so daß auch Liefland, Kurland, Preußen, Pommern, Mecklenburg und Holstein ihren Verheerungen nicht entgingen.

Es beschäftigten sich jetzt mehrere angesehene Aerzte mit den Seuchen der Thiere, besonders mit der Rindviehpest. Doch möchte, da die Aufforderungen der Regierungen zunächst die Auffindung eines Heilmittels gegen die verheerende Pest betrafen, dieser Zweck aber nicht erreicht wurde, der rege Sinn für die Thierarzneikunst mit dem Erlöschen der Rindviehpest, als es ihr an Schlachtopfern

gebrach, auch wieder erloschen seyn: wenn diese Landplage nicht immer, so wie sich ein neuer Rindviehstand gebildet hatte, von Neuem erschien, um ihn von Neuem hinzuwürgen. Dies war der Fall in den Jahren 1729 und 31, von 1740 grassirte sie ununterbrochen fort bis 1756. In Ungarn und Podolien machte sie sich förmlich einheimisch und von dort aus jährlich Einfälle in die benachbarten Provinzen und oft über diese hinaus.

Gräßlich sind die Schilderungen von dem Unglück, welches die Rinderpest überall mit sich trug. Der Ackerbau ganzer Provinzen lag darnieder. Im Kirchenstaate war dies so sehr der Fall, daß, obgleich Pabst Klemens XI. befahl: daß demjenigen, welcher seinen Acker nicht bestellte, derselbe genommen werden sollte, diese harte Verordnung dennoch ihren Zweck verfehlte. Man befürchtete den gänzlichen Untergang des Rindviehgeschlechtes, den Verlust einer Thierart, die zur Betreibung des Ackerbaues, so wie zur Ernährung des Menschen die wichtigste ist.

Die Rindviehpest war es also, welche den Sinn für die Thierarzneikunde mächtig weckte und ihn rege erhielt, und den Menschen zwang zur Ausbildung einer Wissenschaft werkthätig zu werden, aus welcher ihm so viele Vortheile hervorgehen sollten; und so bewährte sich auch hier das Sprichwort: daß

das Unglück oft den Keim zum Glücke in sich schließt.

Alles was man bisher zur Abhaltung und Unterdrückung der Rinderpest gethan, hatte sich unwirksam erwiesen. Da trat der berühmte General-Staabs-Medikus Kothenius auf und zeigte woran es gebrach: — an Thierärzten, — und machte, um dem Uebelstande abzuhelfen, auf die Nothwendigkeit der Errichtung von Thierarzneischulen aufmerksam. Indessen, so gut man den Vorschlag auch fand, so sollte Deutschland der Ehre, die erste Thierarzneischule zu gründen, doch nicht theilhaftig werden; und so gebührt sie Frankreich, durch die 1762 von Bourgelat zu Lion gestiftete Thierarzneischule.

Von dort an beginnt die Thierarznei eigentlich erst sich als eine Wissenschaft zu gestalten. Der Thierarzneischule zu Lion folgten bald die zu Charenton, in der Nähe von Paris, die zu London, Dresden, Wien und Kopenhagen und späterhin die zu Hannover, Berlin und München; und so ist es fortgegangen, so daß wir die Anzahl dieser Institute immer noch zunehmen und die bestehenden an Umfang und Bedeutung gewinnen sehen. Mit regem Eifer wurden nun die wenigen brauchbaren Bruchstücke, welche über die Thierkrankheiten zerstreut vorhanden waren, gesammelt, die Zergliederung

mit unermüdetem Fleiße betrieben, Versuche und Beobachtungen angestellt und die Ausbeute dieser Forschungen ein Gemeingut der Wissenschaft. Jedoch gelangt die Thierarzneikunst erst jetzt zur Selbstständigkeit; denn wie man ihr früher mit Recht den Vorwurf der rohesten Empirie machte, so that man nicht Unrecht, bei ihren ersten Bestrebungen eine wissenschaftliche Form zu gewinnen, die zu getreue Kopirung der Menschenarzneikunst an ihr zu tadeln; was jedoch bei dem großen Mangel an Materialien nicht zu vermeiden war. So jung die Thierarzneiwissenschaft aber auch noch ist, so sind die Resultate, die sie bisher, und zumal in den beiden letzten Decennien, geliefert hat, doch erstaunenswerth. Es sey mir vergönnt, sie in Kürze anzugeben.

1) Hat die Thierarzneikunde den Hufbeschlag zur Kunst erhoben; indem sie das Verfahren beim Beschlage auf sichere, aus der Anatomie, Physiologie und Mechanik hergeleitete Regeln zurückführte. Nunmehr leistet der Hufbeschlag, was er leisten soll: er dient zum Schutze und zur Konservirung des Hufes, gleicht geringe Fehler desselben aus und macht das Pferd selbst bei manchen größeren Hufgebrechen noch zu Dienstleistungen brauchbar. — Was der Hufbeschlag früher war, davon haben wir gegenwärtig selten noch die volle Probe; denn wenn

gleich die meisten Hufschmiede noch sehr vieles wünschen lassen, so sind doch die gröbsten Irrthümer um ein Beträchtliches bei ihnen gewichen, und sie haben sich Mehr- oder Wenigeres von der von den Thierarzneischulen ausgegangenen verbesserten Beschlagsmethode angeeignet. Nur selten stößt man noch auf abgeraspelte und eingefeilte Wände, tief ausgeschnittenen Strahl und völlig durchschnittene Eckstreben u. s. w. Mithin ist denn die Zahl der Pferde, welche durch den Hufbeschlag ruinirt werden, bei weitem nicht mehr so groß, als ehedem.

2) Die Beurtheilung des Pferdes geschieht nach Grundsätzen, die aus der gesammten Pferdekunde gehoben sind. Der Geschmack in dem was schön und häßlich beim Pferde ist, ist veredelt. Wer liebt heut zu Tage noch die Rammsnasen, die Schwanenhälse, die hohe Aktion der Schenkel? Wo sind die Falben, die Schecken, die großen Blessen und weißen Beine in den Ställen der Vornehmen geblieben? — Wer da sagt, daß dies bloß Modesache sey, der irrt. Die Thierarzneikunst ist es, welche die Liebhaberei in Pferdesachen berichtiget hat, sie gestattet nur denjenigen Bau des Pferdes schön zu finden, bei welchem jeder Theil seinem Zweck am vollständigsten entspricht. Mithin mußte sie die Rammsnasen verwerfen, weil, wegen der dabei vorhandenen Enge der Nasenkanäle, das Athemholen genirt und also

das Pferd von weniger Ausdauer im Laufe und der Arbeit ist; den Schwanenhals, wie er gewöhnlich vorkömmt, wegen der damit verbundenen Schwere der Vorhand; die hohe Aktion in der Schenkelbewegung, wegen des dabei unnöthig verschwendeten Kraftaufwandes; sie mußte über das fahle Haar und die zu bunten Abzeichen das Verdammungsurtheil fällen, weil solche Pferde die Kundgeber der Ausartung einer Race sind.

Welchen Einfluß die richtige Beurtheilung des Pferdes auf die Gestütskunde haben muß, ist leicht zu errathen. Der Pferdezüchter wird durch sie zur richtigen Wahl seiner Zuchtpferde angeleitet, und das Produkt derselben gilt den Preis, welcher ihm gebührt.

3) In der Stallbehandlung der Hausthiere ist eine große Reform eingetreten, und dadurch die ergiebigste Quelle des Nichtgedeihens der Thiere und der Entstehung ihrer vielen Krankheiten verstopft. Man weiß, daß die Thiere zwar eine mäßig warme, aber keine dunstige, dumpfe, heiße, so wie keine zugluftige Wohnungen lieben. Man sucht in Reinlichkeit, frischer Luft, gesundem Futter, gehöriger Bewegung, pünktlicher Abwartung die Mittel, sie gesund zu erhalten und nicht mehr in Purganzen, Schwitzkuren, Aderlässen; der Kropfpulverhandel der Kärner läßt mit jedem Jahre an Ergiebigkeit nach.

Die verbesserte Stallbehandlung geht mit dem richtigen Verfahren in der Paarung und in der Aufzucht Hand in Hand, und die Unfälle, welche dem Viehzüchter so oft sein Geschäft verleideten, hören auf, sich ihm entgegen zu stellen. Man weiß nunmehr, daß der bösartige Kropf, die Lungenseuche, die Fäule und so manche andere Uebel, hauptsächlich aus Versehen in der Stallbehandlung und der Weide entspringen, man kennt ihre Veranlassungen und sucht sie nicht mehr im Mehlthau, im Heerrauch, im Nebel, in Sonnen- und Mondfinsternissen und anderen unabwendbaren Dingen, die sonst stets als Ursachen der Viehseuchen vorhalten mußten. Nein, es ist nicht mehr unbekannt, daß dasjenige, was das Vieh krank macht, was Seuchen erregt, entweder vermieden oder unkräftig gemacht werden kann.

4) Diejenigen Krankheiten, an welchen sonst die meisten Thiere zu Grunde gingen, sind völlig bezwungen, so daß sie jetzt, wenn die Hülfe nur nicht erst im letzten Stadio, wo schon organische Hindernisse die Genesung unmöglich machen, in Anspruch genommen wird, immer besiegt werden. Wie ungemein viele Pferde stürzten sonst nicht an der Kolik und der Lungenentzündnng; wie viele kamen nicht um oder wurden unbrauchbar, weil man nicht zu unterscheiden vermochte, in welchen Fällen Rheumatismus und in welchen Hufentzün-

dung demjenigen Leiden zum Grunde lag, welches man unter dem gemeinschaftlichen Namen: Verfangen, versteht; welchen Verlust erlitt der Oekonom nicht durch die Trommelsucht (Pogge oder Padde); — lauter Krankheiten, die jetzt zu den leicht heilbaren gezählt werden.

5) Gegen andere Uebel, welche die Kunst entweder nur schwierig oder gar nicht zu heilen vermag, hat sie den Viehbesitzer dadurch sicher gestellt, daß sie sie abzuhalten lehrte. So mittelte sie gegen die Lungenseuche und den Milzbrand des Rindviehs und gegen die Fäule der Schaafe, außer dem, daß sie den Heilungsweg auffand, zuverläßige Präservative aus; so ward die Pockenseuche der Schaafe durch Pessina's Impfmethode unschädlich gemacht und der am meisten Unheil bringenden Thierkrankheit, der Rindviehpest, so sichere Schranken gesetzt, daß sie nur noch in Kriegszeiten, wenn die Ordnung in Unordnung verkehrt wird, in polizirte Staaten eindringen kann. Aber auch dann ist der betäubende Schrecken von ehemals nicht mehr ihr Begleiter; man kennt jetzt den Feind, man weiß, wie ihm beizukommen und er mit geringen Opfern zu unterdrücken ist. — Auch hiervon hat Mecklenburg ein Beispiel aufzuweisen, was noch im frischen Andenken ist: die Rinderpest, — die, als sie das vorletzte Mal, während und nach dem sie-

benjährigen Kriege, unsre Heerden heimsuchte, Jahrelang im Lande umherzog und den Rindviehstand an manchen Orten dreimal ausrottete, und der man damals nur dadurch Einhalt zu thun vermochte, daß man ihr das noch übrige Vieh, durch die bei dieser Krankheit wenig zweckmäßige Impfung, übergab, um mit einem unverhältnißmäßig starken Verluste sich doch einen Theil zu sichern, — dieses Uebel drang nach langer Abwesenheit im Ausgange des Jahrs 1813, mit dem Schlachtvieh, welches das vom jenseitigen Elbe-Ufer übersetzende Schwedische Heer mit sich führte, in den Elb-Distrikt und setzte sich in 31 Ortschaften fest. Es wurde aber an diese Orte gefesselt, und war nach sechs Wochen unterdrückt.

6) Andere Krankheiten, welche man sonst als schwer oder gar nicht zu heilen ansah und gegen die man nur Palliative kannte, als die Räude und die Klauenseuche, werden jetzt leicht gehoben. Selbst der hartnäckige Rotz und Wurm haben schon öfters der Allgewalt der Kunst nachgeben müssen, und die Fälle, wo ganze Gestüte, ganze Marställe, ganze Schwadronen, ja die Pferde ganzer Regimenter diesen eckelhaften Krankheiten zum Opfer abgeschlachtet werden mußten, existiren kaum noch in der Erinnerung; weil man sie schon in ihrer Entwickelung zu erkennen und von anderen

Uebeln, unter deren Deckmantel sie sich sonst ihrer Leute bemächtigten, zu unterscheiden versteht.

Doch genug! ich übergehe die großen Fortschritte der Thierwundarzneikunst, ich sage nichts davon, wie so mancher schädliche, durch Alter und Gewohnheit sanktionirte, Gebrauch durch sie ausgerottet ist.

So große Erfolge für die Menschheit hat die Thierarzneikunde, die so lange gemißhandelte, geächtete und so wenig belohnte Thierarzneikunde gehabt, und unverdrossen dringt sie auf ihrer schwierigen Bahn zur weiteren Vervollkommnung vor. —

Jedoch hat man die großen Verdienste, welche die Thierarzneikunde sich bereits erworben, hauptsächlich den Thierarzneischulen zu danken. Die bloß prakticirenden, unsalarirten Thierärzte haben bisher wenig Erhebliches für die Wissenschaft geleistet, was bei der schweren Ausübung ihrer Kunst nicht wundern darf; so daß Lust und Muße, die wesentlichen Requisite der Schriftstellerei, nicht leicht bei ihnen angetroffen werden.

Der prakticirende Thierarzt hat es noch weit schwerer, als der prakticirende Menschenarzt. Er kann fast nur allein aus den Symptomen, die er selbst beobachtet, zur Einsicht der Krankheit seiner Patienten gelangen; denn von dem Wärter erfährt er höchstens: ob das Thier ruhig oder unruhig gewesen, ob es gelegen, ob es Futter und Getränke zu sich genommen und Exkre-

mente entleert habe. Er muß also bei sehr vielen Kranken wiederholt und länger den Beobachter machen, um zu einem sicheren Resultate zu gelangen. Wie schwer fällt es nicht zuweilen, um nur eins anzuführen, den Sitz des Hinkens aufzufinden, wie mancherlei Prüfungen müssen deshalb oft nicht vorgenommen werden, während der leidende Mensch sagt: hier thut es mir weh, und so äußert sich der Schmerz. — Hat nun der Thierarzt die Krankheit ausgemittelt, so muß er das Heilmittel auch selber appliziren, was in vielen Fällen so leicht und schnell nicht abgethan ist und gewisse Handgriffe erfordert, ohne welche sich das Thier ihrer Anwendung hartnäckig widersetzt. Ueberläßt er dies Geschäft aber dem Wärter, so kann er sicher seyn, daß das Heilmittel, wenn seine Anwendung umständlich ist, bei Seite gesetzt, und dennoch das Mißlingen der Kur ihm beigemessen wird. Wie viele Kranke kann er aber auf solche Weise wohl an einem Tage bedienen? und was ist dann am Ende sein Lohn dafür? zumal wenn sein Wirkungskreis in eine Gegend fällt, in welcher keine Viehzucht blüht, keine Luxuspferde gehalten werden. — Trotz allem Fleiße bleibt er mit seinem Einkommen weit hinter dem gewöhnlichen Handwerksmann. *)

*) Wie gut dagegen die Englischen Thierärzte daran sind, mag folgende Annonce des, auch als Schriftsteller sehr

Und dennoch ist die dürftige Lebensweise, zu welcher der Thierarzt sich verdammt sieht, nicht die schlimmste Parthie auf der Schattenseite seines Faches; sondern dies ist die unwürdige Begegnung, welche er über sich ergehen lassen muß. — Den Haupterwerb muß der Thierarzt aus der Pferdepraxis nehmen, die meisten Pferdebesitzer überlassen aber dasjenige, was das Pferd angeht, ihren Kutschern, welchen sie in diesem Stücke ein besseres Urtheil als sich selber zutrauen. Von den Kutschern hängt es also ab: ob der Thierarzt Beschäftigung haben soll oder nicht, und das Urtheil der Kutscher, über die Fähigkeiten eines Thierarztes, klingt gar bald aus dem Munde der Herren wieder. Wer daher sein Glück mit der Praxis machen will, der muß mit den Kutschern in gute Kameradschaft treten. Wie wenig muß aber ein Mann, der sich einer Wissenschaft gewidmet hat, sich selber achten, um sich hiezu zu verstehen. Thut er dies aber nicht, so steht er schutzlos da und dient der schamlosesten Lüge zur Zielscheibe, während sein verkutscherter

---

rühmlich bekannten, James White darthun: Mr. White may be consulted on the diseases of horses and cattle. He gives advice on the diseases of cattle gratuituosly. His fee for a consultation on the diseases of horses is five Shillings. Oak-hill near Bath, June, 1821.

Rival das Ansehen eines Wunderdoktors behauptet. Rechne man hiezu nun noch die zahllosen Reibungen, in welche der Thierarzt mit dem Heere der Pfuscher und Quacksalber geräth, die ihre bona officia theils gratis, theils gegen kontante Bezahlung ausbieten, so wird man die Thierärzte von Ehrgefühl wahrhaft bemitleiden und es einleuchtend finden: wie bisher von den vom Publikum abhängenden Thierärzten keine nahmhaften Bereicherungen für die Wissenschaft ausgehen konnten.

So lange ein jeder, welcher unverschämt und gewissenlos genug ist, sich mit Viehkuren zu befassen, für einen Thierarzt passirt, so lange der Schmidt und sein Geselle, der Abdecker und sein Knecht, der Hirte und sein Junge sich mit den Thierärzten in Linie stellen dürfen: so lange wird auch die Anzahl der geschickten und würdigen Thierärzte immer nur geringe seyn; denn wie viele junge Männer von Talenten werden, wenn sie nicht die Aussicht zu einer Anstellung dazu vermag, — und auch diese kann nicht groß seyn, da die Bedienungen im Fache der Thierarzneikunde nur sparsam sind, — sich einem Fache widmen, daß sie, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche von seiner Ausübung unzertrenn-

*) Wie es selbst mitunter um die obrigkeitlich konzessionirten Thierärzte bestellt ist, davon haben diese Blätter kürzlich ein betrübtes Specimen geliefert.

lich sind, in ein Labyrinth von Widerwärtigkeiten führt, in welchem so mancher schon verloren gegangen. In jedem anderen Fache sind Fleiß, Geschicklichkeit, sittliches Betragen, die sicheren Bürgen eines anständigen Einkommens, in der Thierarzneikunde da, wo der Thierarzt und thierärztliche Pfuscher für gleich viel gelten, aber nicht. Hier soll der Thierarzt sich gemein machen, um nicht den Vorwurf, daß er sich etwas einbilde, aufzuladen, das Gefühl für Schaam und Ehre zu ersticken wissen, um bei der indignirenden Begegnung, die der anmaßende Unverstand sich herausnimmt, nicht in Verzweiflung zu gerathen, den arroganten Großprahler spielen, um der Einfalt zu imponiren, und den Wissenschaften entsagen, damit die Leute nicht hinter ihm drein rufen: das ist ein Hochstudirter, der weiß wohl in den Büchern, aber nicht im Stalle Bescheid! — Sonderbare Welt, die da glaubt: um einem kranken Viehe helfen zu können, müsse man sich ihm, wo möglich, gleichgemacht haben. — — —

So groß nun das Uebel auch ist, so leicht wäre ihm doch abzuhelfen: man dulde die Pfuscherei nicht, und gestatte nur dem studirten und strenge geprüften Thierarzt die Behandlung kranker Thiere und die Verrichtung von Operationen an den Thieren, so wird sich das Uebrige schon von selbst ergeben.

Es werden sodann aller Orten wakere Thierärzte auftreten, der Thierarzt wird eine seinem schweren und wichtigen Berufe angemessene Stellung einnehmen, und die Viehbesitzer und der Staat werden den Nutzen davon erndten. Der Menschenarzneikunst erging es vor Alters um nichts besser. So lange sich Sklaven, alte Weiber und anderes unsauberes Gelichter ohne Scheu in sie mischte, war sie eine verächtliche Beschäftigung, so zwar, daß die Aerzte einst, und auf lange Zeit, aus Rom verjagt wurden. Die Aera ihres ehrenvollen Standpunktes datirt sich von dort an, als man nur den in diese Wissenschaft Eingeweihten ihre Ausübung zugestand. Die Zeit ist gekommen, wo auch der Thierarzneikunst ein besseres Gestirn aufgeht. Schon ist in einigen der größeren Deutschen Länder dem Pfuscher sein heilloses Handwerk gelegt, und so wollen wir uns der Hoffnung überlassen: daß auch das geliebte Vaterland, welches in guten Werken nie zurückbleibt, recht bald dem Beispiele folgen werde.*)

Schwerin im März 1825.

Steinhoff, Prof.

---

*) Dieser Wunsch ist durch die hohe Regiminal-Verordnung vom 27sten April, im Wochenblatte Nr. DCCCCLXXXIV, bereits in Erfüllung gegangen.

A. d. Verf.

Anfrage:
das Ueberschwemmen tiefliegender moorigter und torfartiger Wiesen betreffend.

Bekanntlich ist die Wiesenkultur in Mecklenburg in der Regel keineswegs die beste. So herrscht unter andern eine große Verschiedenheit des Verfahrens bei dem Bewässern der moorigten u. torfartigen, mit einem Worte, der tiefliegenden und wasserhaltigen Wiesen. Es ist dieses aber die Natur der meisten Wiesen in Mecklenburg, indem in den mehrsten Gütern die Brink- oder trockenen Wiesen dem Ackerbau einverleibt worden sind. Es ist hier nicht sowohl von dem Berieseln der Wiesen, als vielmehr von dem Ueberschwemmen derselben die Rede, wo häufig im Herbst die Abzugsgräben gestauet, der Wasserspiegel den Winter hindurch auf der Wiese erhalten und nun im Frühjahre der Ablauf des Wassers wieder hergestellt wird. Es entstehen also hiebei folgende Fragen:

1) Ist das Ueberschwemmen der tiefliegenden moorigten und torfartigten Wiesen überall nützlich, oder ist es schädlich? — Von Vielen wird bekanntlich das Letztere behauptet, so auch von dem Herrn v. Lengerke, Decemberheft der landwirthschaftlichen Zeitung, 1824, S. 470.

2) Wäre die Winterüberschwemmung den sumpfigen Wiesen nützlich, um welche Zeit muß selbige bewerkstelligt und wann muß sie beendigt werden? — Aus eigner Erfahrung abgeleitete Resultate würden allerdings willkommener und auch dem landwirthschaftlichen Publikum nützlicher seyn, als Raisonnements.

Dem Einsender dieses scheint es, daß mehrjähriges Ueberschwemmen sumpfiger Wiesen den Winter hindurch eher geschadet, als geholfen hätte. Eine gründliche Entscheidung dieser Frage würde um desto nützlicher seyn, da das bisherige Ueberschwemmen der Wiesen dem Befahren derselben mit Sand, Erde ꝛc. entgegen steht. Um die Vor- oder Nachmatt nicht zu verlieren, kann eine Wiese in den Sommer-Monaten nicht mit dergleichen befahren werden, und geschieht dieses, wenn die Nachmatt gewonnen, so würde man Gefahr laufen, durch die Ueberschwemmung das Aufgefahrene wieder weggespült zu sehen. Einsender dieses macht die Herren Landwirthe darauf aufmerksam: Ob vielleicht eine sumpfige Wiese eine verschiedene Behandlung in Rücksicht der Bewässerung, als eine eigentliche Torfwiese verlange?

Anfrage: ein bewährtes, aber wahrscheinlich verlohren gegangenes Mittel zur Vertreibung der Ratzen betreffend.

Im eilften Stück des zweiten Bandes der Lesefrüchte vom Jahr 1823 wird ein Mittel zur Vertilgung der Ratzen empfohlen.

Ein ähnliches, vor etwa 40 oder 50 Jahren sehr im Rufe gestandenes Mittel besaß der in Rostock zu der Zeit auf dem heil. Geisthofe wohnende Bürger Duwe. Es bestand in einer weißen Salbe, in einer versiegelten weißen Kruke; es kostete 32 ßl.

In meiner Aeltern Hause wurden wir damals von diesem Ungeziefer sehr geplagt; mein Vater entschloß sich also, mit einer Kruke voll einen Versuch zu machen.

Diese Salbe ward dünn auf eine Rinde von grobem Brod gestrichen und in Stücken von 2 bis 3 QZoll an den Hauptgängen der Ratzen und Mäuse mit kleinen Nägeln befestiget. In etwa zwei bis vier Tagen war keine Spur, so wenig von todten als lebendigen Ratzen oder Mäusen mehr zu bemerken, obgleich nicht im Mindesten zu entdecken war, daß das Brod oder die Salbe berührt worden wären; auch Katzen und Hunde wagten sich nicht daran. Es verflossen etliche Jahre, ehe sich die genannten Unthiere wieder einfanden. Da sie aber nach Verlauf mehrerer Jahre wieder überhand nahmen, erkundigte sich mein Vater nach diesem Mittel, welches bereits vergriffen war, und erhielt von obgedachtem Duwe die Antwort: er würde es durch Schiffer, die mit Obst nach Petersburg gingen, wieder mitbringen lassen. Spät im Herbst erhielten wir eine, doch der vormaligen nicht ganz ähnliche Kruke, mit einer dem Anschein nach der vorigen ganz gleichen Salbe, die eben so, wie oben beschrieben, gebraucht ward; allein dies half zu nichts, so sehr auch das frühere Mittel bewährt befunden war.

Ein frommer Wunsch und Vorschlag ist wenigstens nicht schädlich und bewirkt zuweilen doch Etwas, besonders wenn er öffentlich kund gemacht wird.

Sollten nicht patriotische Vaterlandsfreunde zusammentreten, um sich dies Mittel zu verschaffen? Freilich müßte der Besitzer dieses vielleicht noch ganz geheimen Mittels (wenn es bewährt befunden worden) reichlich entschädiget werden. Um eine hinreichende Entschädigungssumme zusammen zu bringen, würden sich gewiß Tausend, nicht allein unter den Wohlhabenden, sondern auch aus der geringern Klasse finden, die mit Freuden dazu beitragen würden, sich im Besitz eines Mittels zu setzen, wodurch sie sich so leicht gegen einen so lästigen und zerstörenden Hausfeind in Sicherheit setzen könnten.

Da dies Mittel wahrscheinlich kein Gift ist, so möchte es auch gegen die Maulwürfe und Feldmäuse gebraucht werden können, wenn man auf ähnliche Art mit dieser Salbe beschmierte Stücken Brodrinde in die Gänge und Röhren derselben legte; dadurch würde der Werth desselben noch mehr erhöht. *)

*) Auch ich weiß es mir aus meinen jüngern Jahren noch sehr wohl zu erinnern, daß dies Mittel, das unter dem Namen Ratzenfutter aus Lübeck verschrieben ward, in großem Ruf stand. In spätern Jahren scheint es in Vergessenheit gekommen zu seyn, ich wenigstens habe nichts weiter davon vernommen. Sollte es dennoch noch irgendwo vorhanden seyn, so wäre es ein verdienstliches Werk, den Ort, wo es zu haben ist, zur erneuerten Kunde zu bringen. Vielleicht wäre es möglich, wenn anders dies Mittel sich fortdauernd bewährt zeigte, den gegenwärtigen Besitzer gegen eine angemessene Belohnung zur Mittheilung dieses Geheimnisses zu vermögen. Fast möchte man aber zweifeln, daß es sich in seiner Wirksamkeit erhalten hat, da bei den fortdauernden Klagen über die Zerstöhrungen, welche diese Thiere, besonders in manchen Jahren, die ihrer Fortpflanzung besonders günstig sind, durch ein so einfaches und in der Anwendung so bequemes Mittel, längst so leicht hätten gestillt werden können. A. d. R.

Wie kann der Landwirth den Nachtheil der geringen Kornpreise verringern.

Vom Herrn Vice-Land-Marschall von Oertzen auf Lübbersdorff.

Die glückliche Zeit, wo wir Küsten-Bewohner unter den Schutz einer milden Regierung und gesicherten Verfassung, das erste Produkt der Landwirthschaft, unser Korn, reichlich bezahlt erhielten, haben wir seit einigen Jahren vermißt. Das immer tiefere Sinken der Fruchtpreise hat den Spekulations-Geist so geleitet, daß das sonst so gesuchte Korn beinahe unverkäuflich, wenigstens jetzt so wohlfeil ist, daß es kaum die Produktionskosten, viel weniger die Ackerrente deckt. Unter diesen Verhältnissen ist es Pflicht eines jeden Landwirths, den Verkauf dieses fast werthlosen Gegenstandes möglichst zu beschränken und sich zu bemühen, die Einnahme aus andern Gegenständen zu nehmen, den Kornbau aber, der sonst Hauptzweck der Landwirthschaft war, jetzt mehr als Mittel zu benutzen, um aus dem Viehstande einen größern Vortheil, als bisher, zu ziehen. Hierdurch wird nicht allein der vorübergehende Gewinn des Augenblicks, sondern auch die wirkliche Verbesserung der Grundstücke erreicht, und

ein Kapital in der Kraft des Ackers gesammelt werden, das durch vermehrte Produktion, beim Steigen der Kornpreise reiche Zinsen trägt. Um aber großen Vortheil vom Viehstande zu haben, ist durchaus reichliche Nahrung erforderlich, es muß daher jetzt mehr als je das Bestreben eines jeden Landwirths dahingehen, möglichst viel Futter und Weide zu erhalten, und recht vieles Vieh reichlich zu nähren.

Jede Landwirthschaft, die nach diesen Grundsätzen eingerichtet ist, wird in einer Reihe von Jahren besser rentiren, als die, welche durch zu ausgebreiteten Kornbau die Kraft des Bodens erschöpft.

Kornbau und Viehzucht waren von jeher unzertrennlich, und wenn seit einigen 30 Jahren der Kornbau so viel brachte, daß die Viehzucht weniger sorgfältig betrieben wurde; so muß jetzt unser ganzes Bestreben dahin gehen, diese möglichst zu vervollkommnen.

Korn und Nahrung bedingen die Eigenschaften der Viehzucht.

Jeder denkende Landwirth bemüht sich, vorzügliche Racen anzuschaffen. Große Summen gehen ins Ausland für Pferde, Rindvieh und Schaafe; dennoch wird gar oft der Zweck nicht erreicht, ohne daß die nahe liegende Ursache aufgefunden würde.

Jede Zuzucht erfordert eine große Aufmerksamkeit, die schon bei der Paarung beobachtet werden muß. Die Kreuzung von zwei in sich ganz verschiedenen Racen, bringt selten gute Zuzucht; von zwei minder verschiedenen Individuen, ist eine bessere, den Aeltern ähnliche, Zuzucht zu erwarten.

Die Behandlung gleich nach der Geburt entscheidet oft für das ganze Leben. Schon der Mangel an Nahrung, den die Mutter vor der Entbindung leidet, wird dem jungen Geschöpfe doppelt fühlbar, und was bei der Muttermilch verkümmert, bleibt in den meisten Fällen schwächlich.

Die Zeit der Entwöhnung erfordert eine sehr sorgfältige Pflege, wird diese vernachlässigt, so entsteht gleich ein Stillstand im Wachsthum, der schwer wieder gut zu machen ist. So lange das junge Thier im Stall erhalten wird, kann man demselben eine Zugabe von Körnern u. dgl. geben; schwerer ist eine ähnliche Hülfe beim Weidegang; oft giebt die hoffnungsvollste Kleeweide bei anhaltender Dürre nur wenig, und die niedrige Weide bei fortgesetztem Regen schlechte, kraftlose Nahrung. Es kann sich treffen, daß die niedrige Weide, bei anhaltend trockner Witterung, der Zuzucht besser zusagt, als hohe Weide; doch ist anzunehmen, daß die Gräser, die auf den Höhen wachsen, wenn der Boden überhaupt zum Graswuchs geeignet ist, kräftiger sind,

als die Gräser in den Niederungen. Bei weniger Gras werden die Thiere fleischiger, kraftvoller und lebhafter auf der Höhe, als bei mehrerem Grase auf der niedrigen Weide, auf welchem die Thiere einen großen Leib, aber weniger Fleisch und Muth erhalten.

Da die Nahrung einen so entschiedenen Einfluß auf den Zustand der Thiere hat, so darf man sich nicht wundern, wenn die Hoffnung, den Aeltern ähnliche Jungen zu ziehen, oft vereitelt wird, und wenn von gleichen Aeltern an zwei Orten ganz verschiedene Zuzucht kommt.

Es gelinget selten, die Eigenthümlichkeiten fremder Racen in der Zuzucht ganz unverändert zu erhalten. Der Kenner unterscheidet bald das Fremde.

Wenn gleich hier keinesweges beabsichtiget ist, die Anschaffung besserer Racen als unzweckmäßig darzustellen, so soll doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß man nicht Zeit und Geld damit verlieren soll, Zwecke zu erreichen, welche die Natur versagt. Man findet gar oft ein Widerstreben gegen das Bestehende; der junge Wirth will es besser machen, als sein Vorgänger; schnell ergreift er eine Idee, hält sie für unfehlbar und muß die Erfahrung, daß manche Dinge nicht so sich gestalten, als die Idee war, theuer bezahlen.

Jeder Landwirth muß vor Anschaffung fremder Racen ganz genau wissen, wie die Nahrung, die er der Zuzucht geben kann, auf selbige einwirkt; hiernach muß er die Racen wählen. Es ist unmöglich, hier in das Detail einzugehen; im Allgemeinen kann man aber behaupten, daß, um große Thiere jeder Art zu erziehen, besonders reichliches Futter erforderlich ist, und daß man an manchen Orten, wo dies nicht reichlich vorhanden ist, sich auf kleinere Racen, die weniger bedürfen, beschränken muß.

Der Landwirth, der ohne Liebhaberei den höchsten nachhaltigen Ertrag seiner Grundstücke beabsichtiget, muß genau berechnen, auf welche Weise er das Futter am Höchsten benutzen und dem Acker am Schnellsten aufhelfen kann. Es gehört eine bestimmte Quantität Futter zur nothdürftigen Erhaltung des Viehes. Ist der Viehstand hierauf beschränkt, so ist nach Verhältniß der Kopfzahl wenig Dünger zu erwarten, der größte Theil des Futters wird alsdann konsumirt und nur reichliche Nahrung giebt vielen und guten Dünger. Da nun, wie schon vorhin bemerkt, die kleinere Vieh-Race mit Wenigerem, als die größere, zu erhalten ist, so ist anzunehmen, daß auch das kleinere Vieh bei gewöhnlicher Futterung in einen bessern Zustand sich befindet, als das größere Vieh, und mehreren und kräftigeren Dünger giebt. Vorzüglich möchte diese

Behauptung in Mecklenburg begründet seyn, wo in den mehrsten Fällen nicht gar reichlich Heu, Kartoffeln, Kohl, Wurzelwerk u. dgl. gefüttert wird und deßhalb das Stroh auf dem gewöhnlichen Wege oft nicht zu gutem kräftigen Dünger zu bereiten ist.

Das größere Vieh ist nicht so dauerhaft, als das kleinere; es ist überdem mehreren Zufällen unterworfen, die den Wachsthum und das Gedeihen desselben stöhren, wodurch die größere Race verkümmert, die kleinere hingegen, bei reichlicher Futterung vollständiger und größer wird, ohne an Kraft zu verlieren.

Nachdem Vorstehendes über die Zuzucht im allgemeinen gesagt ist, so folgen hier Bemerkungen über die Zuzucht verschiedener Thiere.

Die Pferdezucht

wird seit vielen Jahren in Mecklenburg betrieben. Sie ist vielen Veränderungen, die theils das Bedürfniß, vielleicht noch mehr der Geschmack und die Mode herbeigeführt haben, unterworfen gewesen; doch haben die glücklichen, diese Zucht begünstigenden eigenthümlichen Verhältnisse in Mecklenburg allen Nachtheil der hin und wieder durch Verschlechterung der Racen zu befürchten war, überwunden, und die Mecklenburgischen Pferde sind durch ganz Deutschland uud weit über Deuschlands Grenzen

hinaus berühmt. Eine große Menge von Pferden wird jährlich aus Mecklenburg verkauft, und eine noch größere Anzahl von Pferden wird, um sie besonders zu empfehlen, im Auslande für Mecklenburger ausgegeben.

Da so die Erfahrung bewiesen hat, daß unser Vaterland ganz vorzüglich zur Pferdezucht geeignet ist, so verdient dieser Zweig der Landwirthschaft eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, und jetzt um so mehr, da die niedrigen Preise aller ländlichen Produkte den Landwirth auffordern, sich Erzeugnisse zu verschaffen, wodurch der Ausfall für andere zu decken ist und das Getreide höher, als zum Markt-Preis genutzt werden kann. Daß die allerhöchsten Landes-Regierungen von dieser Nothwendigkeit überzeugt sind, haben sie durch die Errichtung von Landgestüten landesväterlich bewiesen. Wünschenswerth ist es, daß die Mecklenburgischen Landwirthe nun auch die Pferdezucht als eine wirkliche Hülfe betrachten, diesen Zweig unsrer Landeskultur mit Fleiß und Sorgfalt, ohne Vorliebe und Leidenschaft, betreiben, damit das Landgestüt dem beabsichtigten Zwecke entsprechen kann. Hierzu ist erforderlich, daß zu den guten Hengsten auch gute Mutterstuten kommen. Zu Mutterstuten sind vorzüglich gesunde, fehlerfreie, kräftige Pferde, von runden Knochen mit einem großen Leibe geeignet,

und sicherlich denen von schöneren Gestalten, aber fehlerhaftem oder schwächlichem Körperbau vorzuziehen. Auch das Temperament der Pferde, die man zur Zucht brauchen will, darf nicht unbeachtet bleiben. Von einer trägen Stute und einem langsamen Hengste wird gewiß ein faules Füllen fallen, und die Zuzucht von einem sehr lebhaften Hengst und einer hitzigen Stute schwerlich zur Arbeit brauchbar werden. Die Art der Auferziehung wirkt nicht allein auf den Wachsthum, sondern auch auf das Temperament der jungen Pferde. Es muß das Bestreben des Pferdezüchters dahin gehen, daß das Füllen von der Geburt an bis es seinen Wachsthum vollendet hat, so viel als möglich, immer in einem gleichmäßigen Zustande erhalten wird; doch darf die Nahrung nicht bloß in Körnern bestehen, weil es durchaus nothwendig ist, daß der Leib des Füllen die gehörige Ausdehnung erhalte und das Blut desselben nicht durch zu fettes Futter zu sehr erhitzt werden darf. Es ist nicht gut, wenn die Füllen zu einer Zeit im Jahre besonders wohlgenährt sind und nachmals wieder abmagern; denn mit diesem Abzehren ist ein Stillstand in dem Wachsthum verbunden und gar oft gesellen sich Krankheiten hinzu, die dem Leben der jungen Pferde gefährlich werden können.

Das erste Frühlingsgras ist den Füllen vorzüg-

lich zuträglich und gedeihlich, aber sie müssen es mit Vorsicht erhalten, und der Uebergang von der Stallfütterung zum Weidegang muß allmählig geschehen. Vorzüglich wenn bei fruchtbarer Witterung im Frühjahr das Gras schnell wächst und es nicht an Weide fehlt, müssen die Füllen des Abends wieder von der Weide geholt und mit trocknem Futter versorgt werden. Der schnelle Wechsel der Nahrung und das zu rasch aufgeschossene junge Gras erzeugen Krankheiten und Lähmungen, als wären die Füllen verfüttert, wobei zuweilen der Tod ganz unvermeidlich erfolgt. Sind die Füllen erst wieder an die Nahrung auf der Weide gewöhnt, so pflegte ihnen bis Johannis nichts zu fehlen; späterhin aber, besonders in trocknen Jahren, kommt oft der größte Feind der Pferdezucht, der Grasmangel; deßhalb müssen solche Einrichtungen getroffen werden, daß auf diesen Fall die Füllen Klee oder grüne Wicken als Zugabe erhalten können. Im Herbst, wenn die Nächte kälter werden, verliert das Gras und giebt wenig Kraft. Die Kälte der Nächte, anhaltender Regen und mehr als alles, der Reif, erzeugen Kropf und andere Pferde-Krankheiten, so wie überhaupt alle diese Zufälle den Füllen sehr nachtheilig sind. Es ist sehr zu empfehlen, die Füllen bei heftig anhaltendem Regen immer in den Stall zu bringen, auch im Herbst, wenn die Nächte

lang werden, sie nicht draußen zu lassen, sie die Nächte hindurch im Stalle zu füttern und sie auf diese Art allmählig an den Uebergang zur Winterfutterung zu gewöhnen. In den Ställen muß eine gleiche Temperatur erhalten und die große Hitze noch mehr, als die Kälte, vermieden werden, weil die Hitze und der Dunst in den Ställen gar leicht Lungen- und Augen-Entzündungen erzeugen kann. Die schnelle Veränderung, wenn es im Winter in freier Luft heftig kalt ist, erzeugt bei den Füllen, wenn sie einer solchen Luft-Temperatur ausgesetzt werden, Kropf und Schlag-Flüsse.

Die Füllen, die im Monat Februar, März und April, als die beste Zeit zum Füllenziehen, geboren werden, pflegen im Juny, July und August zum erstenmal abgehaart zu haben; dann kann man sie von der Mutter abnehmen und mit Hafer und ausgesuchtem, gesunden, schönen Heu füttern. Bei dieser Futterung vergessen die Füllen nach einigen Tagen die Muttermilch und gedeihen vortrefflich. Ist das Heu sehr fett und vollkommen ohne Regen, grün gewonnen, so muß man sich mit der Futterung desselben sehr in acht nehmen; ist es frisch, so erzeugt es eine Gährung im Magen der Füllen, wovon sie aufblähen, da es dann leicht geschehen kann, daß ihnen, wenn man nicht früh genug mit Aderlassen und Lavements zu Hülfe kommt, der Magen

platzt. Gewöhnlich fallen die Füllen, einige Zeit nachdem sie von der Muttermilch entwöhnt sind, in den Kropf, der sie allemal sehr angreift und ihnen oft das Leben kostet. Dieser Kropf wird vorzüglich gefährlich, wenn sich eine Hals-Entzündung hinzu gesellt, wodurch den Füllen das Athmen so erschwert wird, daß man sie schon aus der Ferne jämmerlich pfeifen und röcheln hört. Ist diese Bräune mit dem Kropf verbunden, so ist immer ein bedeutender Verlust zu befürchten.

Als Vorbeugungsmittel dieses Uebels ist es zu empfehlen, im Stalle möglichst gesunde reine Luft zu erhalten und den Füllen Gelegenheit zu geben, täglich in der freien Luft in einem beschränkten Raum sich bewegen zu können. Kommen die Füllen selten aus dem Stalle, so erhitzen sie sich, wenn sie herausgelassen werden, zu sehr, und sind dadurch leicht den Erkältungen ausgesetzt.

Wenn die Füllen im ersten Jahr den Kropf glücklich überstanden haben, so pflegen sie bei guter, nahrhafter Futterung sich schnell aufzunehmen. Wenn sie auf die Weide kommen, so scheint es, vorzüglich denen, die mit den Müttern das erste Jahr hindurch im Stall gefüttert wurden, sehr schwer zu werden, sich an diese Nahrung zu gewöhnen und sie unterscheiden sich noch im Herbste, wenn man sie wieder auf den Stall nimmt, durch

ihren schlechten Zustand von denen, die mit den Müttern schon im ersten Jahre auf die Weide gingen. Die Füllen, die minder gut genährt sind, müssen im Herbst zuerst auf den Stall kommen und mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt und gefuttert werden; auch müssen im Stalle die Kranken oder Schwachen sogleich von den Gesunden und Starken getrennt werden.

Die Nahrung der Füllen im zweiten und dritten Jahre hängt von den örtlichen Verhältnissen ab, auf jeden Fall müssen sie immer reichliche und nicht ganz kraftlose Nahrung erhalten.

An den Orten, wo das Heu fehlt, kann ihnen Wicken- und Linsenstroh statt des Heues, auch statt reines Hafers mit Nutzen der Abgang beim Dreschen (Ahrwerk) oder Garben-Heckfel gereicht werden. So wie sie älter werden, hat man weniger zu befürchten, da sie bei hinlänglicher Weide und gleichmäßiger Futterung alsdann weniger Krankheiten ausgesetzt sind und es ist die Hauptsache, sie so zu ernähren, daß sie nicht im Wachsthum aufgehalten werden; dies ist oft im Sommer, wenn das Gras fehlt, die größte Schwierigkeit.

Haben die Füllen viertehalb Jahre zurückgelegt, so werden sie als alte Pferde gefüttert und behandelt; indessen ist es doch sehr zu empfehlen, sie, bis sie fünftehalb Jahre alt sind, nicht anzustrengen,

weil die Stuten gewöhnlich fünf Jahre, die Wallache sechs Jahre und darüber zu ihrer völligen Ausbildung fordern. Pferde, die zu früh angestrengt werden, bekommen leicht Fehler und erreichen nicht die Größe und die Vollständigkeit, die sie ihrer Natur nach hätten erhalten müssen. Es scheint, als wenn das Pferd nicht eher, als bis es den letzten Füllenzahn abgestoßen und die Pferdezähne gehörig wieder hat, vollkommen arbeitfähig ist, weßhalb jede frühere Anstrengung demselben leicht schaden kann.

Außer der Futterung und Weide ist bei der Pferdezucht stets darauf zu sehen, daß den Füllen nie gutes Wasser fehlen darf; daß beste ist unstreitig auf der Weide das fließende Wasser, weil dies selten trübe wird. In Ermangelung dessen ist ein See oder Teich, der Zu- und Abfluß hat, zu empfehlen; wo beides nicht zu haben ist, muß man dafür sorgen, daß immer reichlich Wasser zum Tränken vorhanden ist und die Füllen nicht gezwungen werden, schlechtes, unreines Wasser zu saufen; dies erzeugt Krankheiten, die, wenn auch nicht immer sogleich, doch später sich zeigen. Bei der Futterung im Stalle ist es sehr gut, wenn die Füllen zur Tränke gehen müssen, weil sie alsdann täglich die ihnen so heilsame frische Luft genießen und Bewegung im Freien haben.

Sobald die Füllen von den Müttern getrennt werden, ist es zu empfehlen, daß ihnen im Stalle, in einer besondern Krippe Wasser bereit steht; doch muß dieses jedesmal, wenn sie aus dem Stalle kommen, wieder heraus geschaft werden, weil sie, wenn sie sich warm gelaufen haben, gern saufen und sich dadurch sehr schaden können. Sehr gut ist es, wenn die Füllen schon bei dem Säugen gewöhnt werden Hafer zu fressen; sie vermissen alsdann nachher die Muttermilch weniger. Ueberhaupt ist es gut, wenn die Mutterstuten schon lange vor der gänzlichen Trennung täglich mehrere Stunden von den Füllen genommen werden; desto besser gewöhnen sich die Füllen am Fressen und greifen die Mutter nicht so an, als wenn sie immer säugen.

Die Hauptsache bei der ganzen Pferdezucht ist: gesunde, kräftige, zum Gebrauch tüchtige Pferde zu ziehen; erreicht man diesen Zweck, so wird es nicht an Gelegenheit fehlen, die Kosten der Pferdezucht reichlich bezahlt zu erhalten; wenn auch nicht alle Füllen, selbst bei der größesten Sorgfalt, in gleichem Grade gedeihen sollten.

Der Verkauf der jungen Pferde und das Alter, wann solche am vortheilhaftesten zu verkaufen sind, hängt von den Verhältnissen des Pferdezüchters ab. Wer nicht die Gelegenheit hat, dem jungen Pferde ohne große Kosten zum Reiten oder zum Fahren

die gehörige Dressur geben zu lassen, der wird es roh verkaufen; oft findet sich ein Käufer zu einem wohlgenährten Füllen. Der Pferdezüchter darf keine Gelegenheit, wo er für seine Zuzucht verhältnißmäßig Geld bekommen kann, vorbei gehen lassen und sich wohl hüten, eine besondere Vorliebe für seine jungen Pferde zu haben; nur die besten Stuten muß er gar nicht zum Verkaufe stellen, es sey denn daß er für das erhaltene Geld sogleich wieder bessere Stuten anschaffen kann.

Die Rindvieh-Zucht

darf nicht unbeachtet bleiben, wenn man ein gesundes, kräftiges und milchreiches Rindvieh haben will. Die annehmlichen Pachtzahlungen der Holländer und die dadurch entstandenen großen baaren Einnahmen haben es veranlaßt, daß in Mecklenburg viele Gutsbesitzer und Pächter größerer Güter es vortheilhafter gefunden haben, das Rindvieh, das sie bedurften, zu kaufen. Aus Jütland, Ostfriesland, aus dem Oldenburgischen und Holstein werden noch immer jährlich junge Kühe und Starken in großer Menge nach Mecklenburg gebracht. Außerdem ziehen die Bauern, hin und wieder auch wohl kleinere Wirthe, Kälber auf, die sie späterhin an die größeren Wirthe verkaufen. Große Wirthschaften, wo junges Rindvieh zum Verkaufe aufgezogen

wird, findet man selten, wenn gleich in einigen großen Wirthschaften der eigene Bedarf von Rindvieh, vorzüglich an Kühen, aufgezogen wird. Hiernach sollte man glauben, daß der Kaufpreis des Rindviehes geringer wäre, als die Kosten der Auferziehung desselben. Es ist schwer, hierüber eine sichere Berechnung aufzustellen, weil hier, wie bei allen Berechnungen dieser Art, keine genaue Preisbestimmungen anzunehmen sind; indeß ist es unläugbar, daß das Rindvieh da, wo es aufgezogen ist, sich in besserm Stande befindet, als das gekaufte, denn es ist von Jugend auf an Weide und Futter des Orts gewöhnt.

Jeder gute Wirth, der Rindvieh aufzieht das er selbst behalten will, wird natürlich nur von guten Kühen gesunde starke Kälber zur Aufzucht nehmen und dafür sorgen, daß die Bollen, die er zur Zucht hält, auch dem Zweck entsprechen.

An einigen Orten hat man die Gewohnheit, die Kälber, die man aufziehen will, einige Zeit bei den Müttern saugen zu lassen; dies hat aber den Nachtheil, daß die Kühe hierbei abmagern und sich nachmals, wenn die Kälber abgenommen werden, sehr betrüben und oft die Milch so verhalten, daß sie in der Folge nur wenig Milch geben. Viel besser scheint es zu seyn, wenn die Kälber bald nach der Geburt von den Müttern getrennt und mit süßer Milch

sechs Wochen lang reichlich getränkt (gebörnt) dann aber allmählig daran gewöhnt werden, sauere Milch und Schrotwasser zu saufen, wobei ihnen gutes Heu und Hafer zu geben ist.

Wenn der Stall, in welchem die Kälber sind, nicht zu kalt und immer trocken ist, so haben die Kälber, die im December und Januar geboren werden, vor den späteren viel voraus. Die Kälber, die im März und später geboren sind, bleiben, selbst bei großer Sorgfalt, schwächlicher, sind auch mehreren Krankheiten ausgesetzt und sterben häufig bei der Milch am Durchfall. Frühe Kälber kann man schon im Monat May mit Nutzen auf gesunde kräftige Weide bringen, doch wird man wohl thun, wenn man sie am Abend, wenn der Thau fällt, in den Stall bringt und in den Morgenstunden nicht zu früh hinaustreibt; es sey denn, daß sie des Nachts im Stalle gefüttert werden und daher der Nachtheil des Genusses vom nächtlichen Thau nicht zu befürchten ist. Beim Weidegang müssen die Kälber anfänglich mit Schrotwasser getränkt und allmählig zum Saufen von reinem Wasser gewöhnt werden. Es muß sehr sorgfältig darauf gesehen werden, daß den Kälbern auf der Weide nie frisches gesundes Wasser zum Saufen fehlt. Bei großer Hitze dürfen sie nicht in der Sonne bleiben, sondern in der Mittagsstunde, wenn sich nicht Schatten

auf der Weide findet, in den Stall gebracht werden.

Im zweiten Jahre sind die Kälber minder zart, sie können, wenn sie nur nicht zu lange bei schlechtem Grase auf der Weide geblieben sind, ohne Körner mit Heu und Stroh, und in Ermangelung von Heu mit gestoßenen Kartoffeln und Hecksel, sehr gut erhalten werden; jedoch verlangen die Schwächeren eine vorzügliche Pflege. Das Kaff, die Weitzenbulstern und sonstiger Abgang beim Dreschen ist den Kälbern sehr zuträglich. Im zweiten Sommer ist dem jungen Rindvieh zwar eine hinreichende und gesunde Weide nothwendig, aber das Jungvieh kann ohne Nachtheil alsdann Tag und Nacht auf der Weide bleiben. Die verschiedenen Geschlechter müssen, so bald sich der Geschlechtstrieb bei den Kälbern zeigt, sogleich getrennt werden. Die beste Zeit, die Starken zum Rinden zu lassen, ist bald nach dem vollendeten zweiten Jahre. Hält man, wenn der Geschlechtstrieb sich zeigt, die Starken, die bei guter Nahrung alsdann die erforderliche Größe haben, länger zurück, so pflegten sie späterhin zwar sehr groß und fleischig zu werden, aber nicht so milchreich, als wenn sie mit $2\frac{3}{4}$ oder 3 Jahren die ersten Kälber bekommen. Die Zuchtbollen sind, bei guter Futterung, nach dem vollendeten zweiten Jahre vollkommen brauchbar; die Zugochsen

aber müssen gemeinhin volle 5 Jahr alt werden, ehe man sie zur Acker-Arbeit brauchen kann.

So wie die Mecklenburgischen Güter jetzt größtentheils bewirthschaftet werden, scheint unter allen Vieh-Racen die des Jütländischen Viehes den Vorzug zu verdienen. Dies Vieh ist zwar nicht groß, hat aber einen sehr kräftigen starken Bau, ist hier weniger Krankheiten ausgesetzt und bleibt bei mäßigem Futter immer im guten Stande, ist dabei milchergiebig und die Milch ist fett. Es versteht sich von selbst, daß alle die eben genannten Vorzüge der Jütländischen Race in einem höheren Grade bei einer sehr reichlichen Futterung und Weide sich zeigen; aber die starke Natur dieser Viehart ist auch vergleichungsweise mit anderm Rindvieh sehr auffallend; es möchte wohl keine andere Race, bei gleicher Weide und Futter, so viel Milch und Butter geben, als die hier aufgezogenen Kühe von Jütländischer Race.

Die Schaafzucht.

Dieser einträgliche Zweig der Landwirthschaft hat sich seit 25 Jahren in Mecklenburg fast allgemein verbreitet, und die Erfahrung beweiset, daß die Mecklenburgischen Wirthschaften vortrefflich zur Benutzung derselben geeignet sind. Es ist über Schaafe in allen ökonomischen Schriften neuerer

Zeit und selbst in den Mecklenburgischen Annalen so vieles geschrieben worden, daß es fast gewagt scheint, über diesen Gegenstand noch mehr sagen zu wollen, da man besorgen muß, das schon Bekannte zu wiederholen; indeß schadet es nicht, wenn landwirthschaftliche Beobachtungen von mehreren Landwirthen bestätiget werden; denn nur die Erfahrung von Vielen giebt den Behauptungen von Einzelnen volles Gewicht und es läßt sich erwarten, daß die eigenthümlichen Ansichten des Beobachters und die besondern Verhältnisse der Wirthschaften, wo die Erfahrungen gesammelt sind, neue Ideen anregen werden. Haupterforderniß jeder Mittheilung dieser Art ist nur, daß nichts vorgetragen werden darf, was sich nicht so verhält; es ist sehr schwer, immer ganz wahr zu seyn, denn es ist von niemand mehr zu verlangen, als daß er jede Sache so treu schildert, als sie ihm erscheint. Selten ist aber der Beobachter ganz unbefangen. Hat er einmal vorgefaßte Meinungen, so wird er nur die Bestätigung derselben wahrnehmen, und so kann leicht der Wahrheitliebendste zur Mittheilung von Thatsachen kommen, die sich ganz anders verhalten. Eben darum ist es wünschenswerth, über einen Gegenstand die Erfahrungen von Verschiedenen zu vergleichen.

Die Schäfereien gewähren gewiß die höchste Nutzung des Futters und der Weide, wenn sie

zweckmäßig eingerichtet sind. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Ueberzeugung ziemlich spät in Mecklenburg sich verbreitet hat, indem das Vorurtheil, daß der Schaafdünger zu wenig Dungkraft enthielte und daß Güter, wo starke Schäfereien gehalten wurden, nicht gehörig bedüngt werden könnten und daher der Kulturzustand derselben, durch die vermehrte Schaafhaltung zurückkommen müsse, noch jetzt nicht ganz überwunden ist und deßhalb mancher tüchtige Landwirth seine Schäfereien sehr beschränkt. Allerdings, wenn, wie früher fast allgemein und jetzt noch an einigen Orten, die Schaafe kein anderes Futter erhalten, als Rocken-Stroh, so ist kein guter Dünger von ihnen zu erwarten; der Dünger wird aber auch um nichts besser, wenn man das Stroh ohne weitere Zugabe mit dem Rindvieh verfuttert. Um den Werth des Schaafdüngers gegen den Rindviehdung genau auszumitteln, muß man eben so viel Heu, Stroh und was man sonst an Körner oder Wurzelwerk dem Rindvieh giebt, einer verhältnißmäßigen Zahl von Schaafen zutheilen, zwei in gleichem Zustande sich befindende große Flächen Ackers, mit dem von diesem Futter gewonnenen Kuhdünger und dem Schaafdünger bedüngen, und den nachhaltigen Ertrag desselben genau bemerken. Dies wird, wenn der Acker nicht vorzugsweise zu einer dieser Dung-

arten geeignet ist, das sicherste Resultat geben. In der ersten Tracht wird der Ertrag des Winterkorns auf dem Schaafdünger größer seyn; der des darauf folgenden Sommerkorns, sich auf beiden Flächen gleich bleiben und im abtragenden Schlag wird Hafer auf den Kuhdünger mehr bringen; Erbsen und Stoppel-Rocken aber auf dem Schaafdünger eben so gut gerathen und in der Weide wird kein Unterschied zu finden seyn.

So wie das Futter, je nachdem es kräftig und reichlich gegeben wird, das Vieh ernährt, so giebt es auch besseren oder schlechteren Dünger. Bei einer sorgfältigen Wirthschaft hat man nicht zu befürchten, daß der Schaafdünger schlecht bleibe. Schaafe, die kräftige Nahrung bekommen, saufen begierig und der Urin der Schaafe ist besonders wirksam. Am zweckmäßigsten wird es aber immer seyn, Rindvieh und Schaafe in einem gehörigen Verhältnisse zu halten und das Stroh, von welchem die Schaafe die Aehren abgefressen haben, dem Rindvieh unterzustreuen, in den Schaafstall aber nicht mehr Stroh in den Mist zu lassen, als dort zu gutem Dünger werden kann.

Bei einer nach den sonstigen Gutsverhältnissen sehr großen Schäferei muß man wohl zur Hecksel-Futterung der Schaafe schreiten. Der Hecksel wird, um ihn den Schaafen angenehm zu machen, sehr

kurz geschnitten und mit Salzwasser in großen Gefäßen, ehe man ihn in die Krippen der Schaafe schüttet, angefeuchtet und gehörig durchgerührt; dann muß dies Gemisch einige Zeit stehen, damit das Salzwasser allenthalben hinlänglich durchziehen kann. Es ist sehr begreiflich, daß das Stroh durch das Schneiden so wenig an Nahrungsstoff gewinnen kann, als durch den Zusatz des Salzwassers; wollte man also die Schaafe auf diesen gesalzenen Hecksel beschränken, so würden sie sich dabei sehr schlecht befinden. Wenn die Schaafe aber eine anderweitige kräftige Nahrung, vor allen Dingen unter dem Hecksel hinlänglich Körner, Heu oder Kartoffeln erhalten, so vermehrt der Hecksel, den sie auf diese Weise mitfressen müssen, wenn auch nicht den eigentlichen Nahrungsstoff, doch die Masse des Futters und füllt den Leib der Schaafe. Es ist bei allem Futter immer ein wesentliches Erforderniß, das Verhältniß zwischen der Masse desselben und dessen eigentlichem Nahrungsstoffe gehörig zu beachten, denn so wenig es einem Menschen zuträglich seyn würde, wenn er nur den Extrakt von allen Speisen, die er genießt, erhalten sollte, eben so wenig würde ein Thier sich ohne Beimischung bei einem Futter, das zwar Nahrungsstoffe hinlänglich, aber zu wenig Masse enthält, gut befinden. Dies Verhältniß stets gehörig zu beobachten, ist das Ziel,

wonach der Landwirth streben muß, denn es ist das Mittel, mit möglichst wenigem Futter das Vieh gut zu erhalten, und guten kräftigen Dünger zu gewinnen.

Wer dies Problem der guten Wirthschaft gelöst und, was die Hauptsache ist, für eine hinlängliche Masse und kräftiges Futter gesorgt hat, der kann getrost sich eine feine Schäferei anschaffen, diese nach Verhältniß, wie sein Futter und seine Weide zunimmt, vergrößern und große Zinsen von dem an die Schäferei gewandten Kapitale erhalten.

Die größte Schwierigkeit bei den Schäfereien machen die Schäfer. Noch immer haben sie viele Vorurtheile und es ist nicht leicht, sie zu überzeugen. Einem thätigen Wirthe, der sich um das Detail seiner Wirthschaft genau bekümmern kann, möchte zu empfehlen seyn, einen gutmüthigen gescheuten jungen Menschen, der noch nicht als Schäferknecht gedient hat, selbst zu unterrichten. Viele vortreffliche Werke über die Schaafzucht wären hierbei zu benutzen. Wer nicht Zeit und Lust hat sich selbst um die Schäferei zu bekümmern, wird schwerlich den gehörigen Ertrag davon haben.

Die Schaafe sind ihrer ganzen Natur nach zart und reitzbar und daher hat Weide und Futterung einen ganz außerordentlichen Einfluß auf ihre Gesundheit, ihren Körperbau und Wollertrag, sowohl in

Hinsicht der Menge, als auch der Beschaffenheit derselben. Der aufmerksame Beobachter kann, bei genauer Betrachtung der Wolle auf den Schaafen, jede Zeit, wo das Schaaf entweder weniger Futter, weniger Weide oder sonst eine vorübergehende Krankheit hatte, wahrnehmen. Am leichtesten kann man sich hiervon überzeugen, wenn ausgewachsene Schaafböcke gehämmelt werden; der hierbei unvermeidliche krankhafte Zustand gleich nach der Kastrirung veranlaßt, daß die Wolle in ihrem Wachsthum aufgehalten wird und wenn sie späterhin fortwächst, so bleibt der Faden auf der Stelle, wo sie damals aus der Haut kam, dünner. Jede Krankheit veranlaßt eine Schwäche des Wollfadens, diese ist manchmal so groß, daß, wenn man die Wolle an beiden Enden festhält und auseinander zieht, sie auf der dünnen Stelle reißt, als wenn die Wolle grade durchschnitten wäre.

So wie nun Krankheit und Hunger den Faden der Wolle dünn und mürbe macht, so bewirkt eine besonders starke kräftige Nahrung das Gegentheil.

Bei einem unkräftigen Zustande der Schaafe giebt es wenige und kraftlose Wolle, welche, wenn sie auch fein bleibt, doch nicht besonders gekauft wird, weil sie keine Elastizität hat. In Ansehung der Wollergiebigkeit bleiben solche dürftig genährte Schaafe, gegen Schaafe die gut genährt sind, um

die Hälfte zurück, und wer eine große Menge Wolle von seinen Schaafen haben will, kann durch üppige Weide und besonders starke Winterfutterung mehr als einmal so viel Wolle von einem Schaafe scheeren; aber wenn die Menge der Wolle so zunimmt, da verliert sie an Feinheit.

Um feinere Wolle zu gewinnen mehr Schaafe zu halten, als man reichlich ernähren kann, ist nicht zu empfehlen. Auch wenn der Preis der Wolle von dürftig genährten Schaafen, der Feinheit halber, bedeutend höher seyn sollte, so ersetzt dies doch nicht den Ausfall am Gewicht, und da hierzu noch der große Verlust durch Todesfälle, der bei dem schlechten Zustande von Schaafen unvermeidlich ist, hinzu kommt, so bezahlt eine gut genährte Schäferei Futter und Weide besser, als Hungerschaafe.

Die Behauptung: daß Futter und Weide Einfluß auf die Feinheit der Wolle habe, ist oft bezweifelt worden und wenn gleich schon längst allgemein anerkannt ist, daß die Nahrung über das größere oder geringere Gewicht entscheidet, so wollen doch viele behaupten, die Feinheit der Wolle sey von der Futterung und Weide unabhängig, bloß Folge der Race. Diese Meinung wird widerlegt, wenn man Schaafe, die von einem Gute zum andern kommen, beobachtet; man wird sich alsdann überzeugen, daß, wenn nicht der Grad der Schaafe, die zusammen

kommen, gar zu verschieden ist, die Wolle von den hinzugekommenen Schaafen Aehnlichkeit mit der Wolle derer, die früher da waren, erhalten wird.

Die Einwirkung der Nahrung auf die Beschaffenheit der Wolle ist unverkennbar. Die Wolle der Mutterschaafe ist vor dem Lammen ganz anders, als einige Wochen nachdem sie ihre Lämmer gesäuget haben. Die Schaafe, die immer in dem Stalle gefuttert werden, verändern die Wolle, wenn sie auf die Weide kommen und in den Hürden liegen; heftiger Regen macht die Wolle patschig und kraftlos; anhaltende trockene Winde geben der Wolle ein hartes sprödes Ansehen. Wenn die Schaafe im Frühjahr junges frisches Gras auf der Weide genießen, wird die Wolle milde, sanft und seidenartig; eben so beim Genuß junger Saat.

Wer häufig die Wolle auf den Schaafen beobachtet, wird die Bestätigung dieser Behauptungen finden und sich überzeugen, daß die schönste Race verkümmert, wenn die Schaafe nicht hinlängliche Nahrung bekommen. Es ist deßhalb nicht genug zu empfehlen, daß es nie an Futter und Weide fehlen darf.

Jeder Schaafzüchter muß diejenige Race von Schaafen halten, die ihm die höchste Nutzung gewährt.

Der leichte Boden ist vorzüglich geeignet, feine Wolle zu produziren. Das junge Ackergras ist den

Schaafen sehr zuträglich, muß aber auf kräftigem fetten Boden mit großer Vorsicht benutzt werden. Der auf den Braachen schnell aufschießende Hederich giebt den Schaafen eine besonders fette Nahrung; sie dürfen aber nur dann auf stark mit Hederich oder wildem Raps bewachsenen Feldern gehütet werden, wenn sie auf anderer minder nahrhaften Weide sich beinahe schon gesättiget haben; denn, wenn die Schaafe mit leerem Magen viel Hederich fressen, blähen sie auf, und kann dadurch eine ganze Heerde schnell zu Grunde gerichtet werden, eben so, als wenn die Schaafe frische Stoppel bei feuchtem Wetter zur Weide erhalten; das junge Korn quillt im Magen der Schaafe, sie blähen auf, sind nicht im Stande zu wiederkäuen, und können daher nicht verdauen. Das Sicherste, die aufgeblasenen Schaafe herzustellen, ist, daß man sie sogleich in Wasser wirft; der Schreck und die Anstrengung beim Schwimmen helfen allemal, wenn der Schäfer dies Mittel sogleich anwendet. Das Hüten der Schaafe erfordert überall eine große Aufmerksamkeit; eine Menge schädlicher Kräuter wachsen in den Niederungen kalter Felder, und wenige Wiesen sind zur Schaafweide zu benutzen. Diejenigen aber, wo sich an das Gras ein rother Staub hängt, der gewöhnlich von dem rothen eisenhaltigen Wasser in den Wiesen herrührt, sind durchaus nicht als Weide für

die Schaafe zu benutzen. Schaafe, die diese Gräser fressen, werden in kurzer Zeit die Bleichsucht und Lungenfäule bekommen. Diese Krankheit ist unter allen Krankheiten der Schaafe die furchtbarste und kann ganze Schäfereien vernichten, indem kein Mittel die einmal verhüteten Schaafe heilen kann. Das sicherste Vorbeugungsmittel ist, die Schaafe immer in einem kräftigen Zustande zu erhalten. Schaafe, die sich im guten Stande befinden und nicht hungrig auf die Weide kommen, werden nicht leicht solche Pflanzen fressen, die ihnen schädlich sind, dahingegen hungrig gehaltene Schaafe aus Noth, was ihnen vorkommt, ohne Auswahl, begierig verschlucken.

Ueber die Zeit, wo man die Böcke zu den Schaafen zur Begattung lassen soll, sind die Meinungen sehr getheilt. Der größeste Trieb wird bei den Schaafen durch den Genuß der frischen Stoppelweide und der Körner, die sie hier fressen, erweckt. Da das Schaaf 150 Tage nach der Befruchtung das Lamm zur Welt bringt, so werden Schaafe, die Anfangs August zum Bock gelassen werden, in den letzten Tagen des Decembers Lämmer werfen. Dies ist grade die kälteste Jahrszeit; sind die Schaafställe nicht gehörig vor Kälte und Zugwind geschützt, so können die Lämmer leicht erfrieren; ist aber für warme Ställe und hinreichendes Futter gesorgt, so

werden die frühen Lämmer ganz vorzüglich. Schon bei der Geburt zeichnen sie sich durch Größe und Vollständigkeit vortheilhaft aus, die Mütter sind in voller Kraft und nehmen ihre Lämmer willig an; so wird die erste Sorge, daß Schaafe ihre Lämmer nicht säugen wollen, aufhören. Die Lämmer wachsen schnell und man kann sie bald, indem man sie täglich einige Stunden von den Müttern trennt, daran gewöhnen, daß sie Hafer, ausgesuchtes Wiesen- oder Kleeheu u. dgl. fressen, auch Schrotwasser saufen, so werden die Kräfte der Mutter sehr geschont und das Uebel, daß die größern Lämmer den kleinern die Muttermilch stehlen, wird hierdurch sehr vermindert.

Lämmer, die früh geboren sind, kommen größer und stärker auf die Weide und können daher besser, als die späteren, die rauhe Luft und die heftigen Regengüsse, die zuweilen unerwartet schnell kommen, ertragen. Junge Lämmer kommen bei heftigem Regen leicht zu Schaden. Lämmern, die im Stalle zum Fressen gewöhnt wurden, ist bei ungünstiger Witterung im Frühjahr mit Futter leicht zu helfen, wenn die späten Lämmer der Witterung halber Noth leiden. Am auffallendsten ist der Vorzug der frühen Lämmer im Herbst; wenn sie zuerst eingefuttert werden, so gehört oft Zeit dazu ehe die jungen Lämmer das Stallfutter,

das den alten Lämmern sehr gut schmeckt, fressen wollen. Diejenigen, die es vorziehen, die Lämmer später aufzuziehen, finden es vortheilhaft, die Schaafe nicht eher lammen zu lassen, bis das frische Frühlingsgras die Milch der Schaafe vermehrt und den schnellen Wachsthum der Lämmer befördert. Man glaubt, und wohl nicht ohne Grund, daß ein tragendes Schaaf nicht so viel Futter bedarf, als ein säugendes, und da nun die frühen Lämmer noch dazu viel Futter verzehren, so wird der Verbrauch desselben bei der späteren Lammzeit allerdings vermindert. Die Lämmer, die mit der Muttermilch und nachmals auf der Weide ernährt werden, bedürfen ungleich wenigerer Sorgfalt, als die, welche schon im Stall gefuttert worden. Sie erhalten keine Futterbäuche und Unverdaulichkeiten. Sind die Mütter aber dagegen zur Zeit der Geburt der Lämmer nicht im kräftigen Zustande, so gehört schon eine große Sorgfalt dazu, daß jede Mutter ihr Lamm gehörig annimmt. Es sterben deshalb viele Lämmer gleich nach der Geburt, weil die Schaafe, in einem minder kräftigen Zustande, der als Folge des langen Winters zu betrachten ist, sich weniger um ihre Lämmer bekümmern; wenn auch bei günstiger Witterung das Gras schnell wächst und die reiche Weide, die Milch der Schaafe so vermehrt, daß die Lämmer schnell wachsen, so wird die un-

günstige Witterung und das fehlende Gras doppelt nachtheilig für die späten Lämmer. Es ist auch anzunehmen, daß die erste Zeit, wo der Begattungstrieb der Thiere erwacht, zur Begattung die beste ist, sie sind alsdann am empfänglichsten.

Bei annehmlichen Wollpreisen bezahlt die Wolle der frühen Lämmer reichlich das Futter, welches sie mehr als die späten Lämmer kosten.

Ueberall besteht der größeste Vorzug der Schaafe vor allem übrigen Nutzvieh darin: daß das Schaaf vom Tage der Geburt an durch die Wolle die es trägt sein Futter bezahlt, andere Thiere dagegen des zu erwartenden Vortheils halber einige Zeit, ehe man Nutzen davon haben kann, umsonst gefuttert werden müssen.

Eine Schäferei, die gut gehalten wird, vermehrt sich sehr schnell; man kann bei reichlicher Futterung Schaafe im zweiten Jahre schon zum Bocke lassen und bis sie zehn Jahre alt werden, erhalten. Daher giebt es denn auch große Schäfereien, wo die Schaafe sämmtlich von einem Bocke abstammen und der Stammvater noch unter der Heerde sich befindet. Schäfereien dieser Art haben, wenn die Wahl des Stammbocks gut gewesen ist, den Vorzug, daß die Wolle sich so ähnlich wird, daß es keiner großen Sortirung bedarf.

Das Vorurtheil, daß die zu nahe Verwandtschaft die Race verderbe und mit fremdem Blute verbessert werden müsse, hat manche Schäferei verschlechtert. Der immer wiederholte Wechsel von Zuchtböcken erzeugt so viele Verschiedenheiten in der Wolle, als die Stämme, wovon die Zuchtböcke genommen, enthielten.

Ein Bock, der die Eigenschaften besitzt die man von einem guten Zuchtbocke verlangt, kann ohne Nachtheil zur Paarung mit seinen Kindern, Kindeskindern und Urenkeln gebraucht werden, hierbei wird die Zuzucht mit jeder Generation sich verbessern. Zu einem Zuchtbock ist ein kräftiger gesunder Körper, der überall mit möglichst gleicher feiner Wolle dicht bewachsen ist, erforderlich.

Von der Auswahl des Stammbocks hängt das Gelingen der feinen Schaafzucht ab. Wer das Glück hat, einen möglichst vollkommnen Bock von vorzüglicher Abkunft zu erhalten, der kann von wenigen ausgesuchten, schönen, feinen Schaafen, bei guter Haltung der Schäferei, in wenig Jahren eine ausgezeichnete Heerde haben, die viele andere Heerden übertrifft, die nicht so glücklich bei der ersten Einrichtung der Schaafzucht waren und späterhin, die Race zu verbessern, fortwährend neue Böcke anschaffen.

Die Auswahl der Böcke und Schaafe, die man zur Stammheerde bestimmt, ist nicht leicht; der Schaafzüchter muß vor Anlegung der Stammheerde den Einfluß der Weide und des Futters, welches er den Schaafen geben kann, kennen und wissen, wie es auf deren Gesundheitszustand und auf die Wolle einwirkt und nach diesen Maaßregeln sich entschließen: ob er bei der Schaafzucht mehr die Quantität oder Qualität der Wolle berücksichtigen oder besonders schöne große Schaafe ziehen will. (Alle Vorzüge zu vereinigen, ist so schwer, daß ein solches Ziel wohl nicht erreichbar seyn möchte.)

Sobald man mit sich einig ist, welche Eigenschaften man beachsichtigen will, so darf weder Mühe noch Geld gespart werden, einen, diesem Zwecke entsprechenden Bock und Mutterschaafe anschaffen. Sind die Stammschaafe von reiner Abkunft, so werden gewiß nur ausnahmweise solche Lämmer von ihnen fallen, die nicht den Vorältern ähnlich sind. Ist aber der Bock oder ein Schaaf von schlechterer Abkunft und sind seine Vollkommenheiten nur ein zufälliges Spiel der Natur, dann ist sehr zu besorgen, daß nur wenige Lämmer den Aeltern ähnlich werden.

Hat man eine reine Race, so wird man gewiß wohl thun, selbige mit keiner fremden zu vermischen, nur muß man jedesmal bei der Paarung eine große

Sorgfalt darauf wenden, Schaafe, welche die Eigenschaften besitzen, die man zu erhalten wünscht, zum Stammbock zu bringen und immer unter den Lämmern wieder diejenigen, die diesem Zwecke zu entsprechen scheinen, als Böcke zu behalten.

Das Hämmeln oder Kastriren der Böcke muß geschehen, wenn die Lämmer vier bis acht Wochen alt sind. Vormals glaubten die Schäfer, die Lämmer müßten gleich nach der Operation zu Felde getrieben werden; dies taugt aber nicht, weil es die in solchem Zustande kranken Lämmern sehr angreift; es ist besser, die armen Thiere nach der Kastrirung ruhig im Stalle zu lassen, wobei sie viel schneller hergestellt werden.

Die Wolle eines vorzüglichen Schaafes muß in ihren einzelnen Haaren möglichst fein, in sanften Biegungen dicht geschlossen aufrecht stehen, eine gleiche Fläche ohne hervorstehende Spitzen bilden, darf aber so wenig storr, rauh oder hart seyn, als in einzelnen Strippen kraftlos hängen, sie muß eine blendende Weiße (Silberglanz) haben, der feinsten Seide gleich und wohlgeordnet seyn.

Es ist sehr schwer, diese Eigenschaften mit einander zu verbinden. Gemeinhin ist die feinste Wolle minder geschlossen, ihre Biegungen sind nicht vollkommen regelmäßig, sie hängt loser auf den Schaafen und ist geneigt zum Zwirnen, auch sich in un-

regelmäßigen Kräuselungen, vorzüglich auf den Schuft, zu scheiteln.

Diese höchst feine, oft mit dem Namen Electoral bezeichnete Wolle gewährt selten von einem Schaafe viele Wolle. Schaafe von dieser Race sind zart und von der Geburt an sehr weichlich, ihre Wolle wird, wenn sie nicht sehr kräftige Nahrung bekommen, so kraftlos, daß sie allen Nerv, alle Dehnkraft verliehrt und beim Auseinanderziehen leicht reißt. Selten wird dagegen die kräftige, dicht geschlossene feste Wolle den Grad der Feinheit erreichen. Lämmer dieser Art sind bei weitem nicht so zart und können bis in ihr hohes Alter mehr ertragen, indem so wenig die Witterung als die Nahrung so stark auf sie einwirkt. Dagegen ist aber die Wolle dieser Thiere selten ganz gleich; bei starker Futterung zeigt sich die Verschiedenheit der Wolle in einem solchen Fließe am auffallendsten; sie fällt gemeinhin an den Schenkeln hart und die schwachen Biegungen, die noch hinter dem Blatte des Schaafes sichtbar sind, verlieren sich an den Schenkeln ganz. Oft finden sich, vorzüglich wenn die Schaafe viele Falten und große Kragen haben, an den Hinterschenkeln und auf den Kragen und Falten, wie auch zwischen den Ohren, sogenannte Stichel- oder Hundehaare. Schaafe dieser Art tragen eine große Menge, aber keine feine Wolle; sie ist auf den Schaafen in ganz

stumpfen Spitzen oft so dicht geschlossen, daß sie einen festen Filz bildet, sich oben wie ein Brett anfaßt und nur mit Anstrengung sich auseinander brechen läßt, jedes einzelne Haar dieser Wolle ist sehr stark, rauh, storr und scheint dem Gefühl nach scharfe Ecken zu haben. Es ist schwer, sie von allem Fett bei der Wäsche zu reinigen und dadurch wird das ohnehin schon bedeutende Gewicht derselben noch vermehrt; es wird daher von jedem dieser Schaafe sehr viel geschoren.

Ob die Farbe der Wolle auf den Schaafen vor der Wäsche heller oder dunkler in der Oberfläche erscheint, ist vollkommen gleichgültig, denn der sogenannte Schweiß, er sey nun weiß, gelb oder schwarz in den Spitzen, muß bei guter Wäsche ausgewaschen werden.

Eine gute Wäsche ist, um einen hohen Preis für die Wolle zu erhalten, durchaus erforderlich; der Käufer weiß sehr gut, daß die fremden Bestandtheile die Wolle schwerer machen und rechnet, um gewiß sicher zu gehen, hierfür mehr ab, als das Gewicht dadurch vermehrt wird. Außerdem verliehrt die Wolle bei schlechter Wäsche alles Ansehen; eine vorzügliche Wäsche kann also den Preis von minder feiner Wolle über jene haben.

Die Wäsche ist sehr abhängig von dem Wasser; das harte Wasser ist dazu so wenig zu gebrauchen,

als solches, das viel Kalk enthält. Am besten ist ein weiches, seifenartiges, das einen festen Grund hat.

Da die Wäsche einen so bedeutenden Einfluß auf den Verkauf der Wolle hat, so muß man sehr sorgfältig, ehe man zum Waschen der Schaafe schreitet, durch einzelne Versuche das beste Wasser aufzufinden sich bemühen und an einem warmen Tage, wenn die Sonnenwärme das Wasser erwärmet hat, die Schaafe einweichen, so daß das Wasser allenthalben die Wolle durchdringt; alsdann den Schaafen in etwa einer Stunde sich erholen lassen, sodann aber sogleich die Wäsche mit möglichster Sorgfalt vollenden. Man hat Versuche gemacht, die Schaafe mit Seife, auch mit Wasser, das durch Kochen sehr erwärmt ist, zu waschen, aber der Erfolg ist nicht erwünscht gewesen. Die Wolle wird dadurch spröde und verliert das Oel, welches sie sanft und milde macht. Nach der Wäsche gehört eine große Sorgfalt dazu, um zu vermeiden, daß der Staub, der gewöhnlich zur Zeit der Wollschur durch das Schaaftreiben entsteht, nicht die Wolle wieder verunreiniget.

Ist die Wolle nach der ersten Wäsche nicht rein geworden, so wird späterhin alle Mühe vergebens seyn, denn das Fett, welches bei der ersten Wäsche reinigen hilft, ist bei der zweiten Wäsche nicht mehr vorhanden, und daher kommt es denn, daß fast mit jeder nachgeholten Wäsche die Wolle ein dunkleres

Ansehen bekömmt und die Schaafe ohne allen Nutzen durch das wiederholte Waschen sehr angegriffen werden. Diese Erfahrung ist aber auch der sicherste Beweis, daß es nicht gut ist, wenn man die Schaafe, nachdem man sie zur Wäsche eingeweicht hat, wieder vollkommen trocken werden läßt, ehe man sie vollständig wäscht.

Sehr zu empfehlen ist es, den Schaafen, nachdem sie gewaschen sind, am Abend, ehe sie in den Stall getrieben werden, mit Hafer zu füttern; diese Nahrung erregt ihre Lebenskraft, stärkt die Schwachen und wirkt auf den Schweiß der Schaafe, der das Gewicht der Wolle vermehrt und die Sprödigkeit derselben mildert. Der Hafer ist den Schaafen überall in dieser Zeit, wo die Reinhaltung der Wolle mehr, als die Sättigung derselben auf der Weide berücksichtiget werden muß, sehr zuträglich. Das Haferfuttern gewährt auch den Vorheil, daß die Schaafe vor und bei dem Scheeren, die Wolle nicht so verunreinigen. Erkältungen bei der Wäsche veranlassen den Durchfall, der Genuß von saftigen Kräutern wird dies Uebel vermehren; der des Hafers ihm entgegen wirken.

Die Schaafe dürfen nicht eher geschoren werden, bis die Wolle allenthalben vollkommen abgetrocknet ist. Die Schäfer pflegen gerne diese Zeit zu beeilen, theils aus Sorge, daß die Wolle auf den

Schaafen wieder schmutzig werden möchte, hauptsächlich aber des alten Vorurtheils halber, daß die Wolle zu sehr austrockne und zu viel am Gewicht verloren würde. — Wolle, die feucht beim Scheeren ist, bekommt einen dumpfigen Geruch, verliert alles Ansehen und wird, wenn sie nachmals trocknet, hart, spröde und leichter, als wenn die Schaafe vorher vollkommen abgetrocknet sind und durch den Schweiß wieder das Oel in die Wolle gekommen ist, welches das Gewicht vermehrt und derselben die angenehme Weichheit wiedergiebt, die sich nach der Wäsche leicht verliert.

In Sachsen hat man die Gewohnheit, statt der in Mecklenburg üblichen Wäsche, die Schaafe zu schwemmen. Es wird an das zum Schwemmen der Schaafe bestimmte Wasser ein Steg oder eine halbe Brücke mit Seitenbewahrung angebracht; die Schaafe werden hier hinaufgetrieben, müssen einzeln ins Wasser springen und zwischen zwei Reihen von Menschen durchschwimmen, die, um das Ersaufen der Schaafe zu verhüten, im Wasser stehend die Thiere bis an den Kopf untertauchen. Wenn die Schaafe wenige und loose Wolle haben, ist ein zweimaliges Schwemmen, das erste zum Einweichen nach Sonnenuntergang und das zweite am nächsten Morgen zur völligen Reinigung hinreichend. Schaafe, die ein sehr geschlossenes Fließ und viel Oel in der Wolle haben, bedürfen mehr Händefleiß.

Das Waschen der Schaafe muß mit großer Vorsicht geschehen; der Kopf der Schaafe darf nie untergetaucht werden, weil das Schaaf, sobald nur eine geringe Menge Wasser in die Ohren läuft, sogleich ertrinkt.

Da die Leute beim Schaafwaschen Branntwein bekommen, um sich gegen Erkältungen zu schützen, auch ohnehin bei diesem Geschäfte zur Ausgelassen-

heit geneigt sind, so ist hierbei vorzüglich gute Aufsicht erforderlich; jedes Schaaf muß genau von einem Sachverständigen, so wie es aus dem Wasser kommt, nachgesehen, und der Person, die es gewaschen hat, nicht eher abgenommen werden, bis die Arbeit gut gemacht ist, nach der Wäsche müssen die Schaafe gegen Staub, Regen, schmutzige Ställe und heftigen Wind, der die Wolle zu schnell trocknet, hart und spröde macht, bewahrt werden. Das langsame Trocknen ist dem zu raschen Trocknen bei weitem vorzuziehen und ein warmer Regen möchte der Wolle wohl weniger schaden, als saurer Wind.

Nachdem die Schaafe vollkommen trocken sind und die Wolle von dem Schweiß der Schaafe weich geworden ist, beginnt die Schur. Noch immer fehlt es an guten Scheerern. Es ist unter den Fleißigen ein Wetteifer, viele Schaafe zu scheeren, aber wenige von diesen Leuten begreifen es, daß es viel wichtiger ist, gut, als viele Schaafe zu scheeren, daher werden die armen Thiere oft geschnitten, mit den Spitzen der Scheeren gestochen, die Wolle wird halb durchgeschnitten und bleibt Theilweise auf den Schaafen.

Bekanntlich haben die mehrsten Schaafe, so weit die Wolle die Seiten und den Rücken des Rumpfs deckt, die feinste Wolle; an den Hinter-Schenkeln, Kopf, Hals, Beinen und unter den Bauch ist sie minder gut. — Schaafe, die wenige Wolle haben, sind oft unter den Bauch, an den Beinen und auf dem Kopf ganz ohne Wolle, bei diesen bedarf es keiner großen Sortirung. Dagegen sind die wollreichen Schaafe bis zu den Klauen herab mit Wolle bewachsen. Die Fließe dieser Art müssen sorgfältig nachgesehen und alle Wolle, die mit Stichelhaaren vermengt ist, wie auch harte filzige Wolle, von der reinen Wolle abgerissen und zur sogenannten Brockenwolle (Brackwolle) genommen

werden. Der Käufer ist immer sehr geneigt zu glauben, daß von der schlechtesten Wolle, die er findet, mehr in den Fließ vorhanden ist, als er wirklich enthält, um hiernach seinen Bot zu machen; daher muß, wo noch eine große Verschiedenheit in einer Heerde statt findet, immer sortirt werden. Ist die ganze Schäferei sich ähnlich, so bedarf es weniger der Auswahl.

Die geschorne Wolle wird sogleich, wenn sie von den Schaafen kommt, sorgfältig auf einem Tische ausgebreitet, von allem Stroh und was sonst daran hängt gereiniget, fünf bis zehn Fließ über einander gelegt, eingeschlagen, zusammengerollt und mit Bindfaden ins Kreuz fest zusammen gebunden. Die frühere Gewohnheit, die Halswolle zu drehen und hiermit die Bünde ohne Bindfaden zusammen zu schnüren, verdirbt die Wolle und macht sie unansehnlich. Die kleinen Bünde lassen sich besser in Säcke packen und sind deßhalb den großen vorzuziehen.

Der Platz, wo die Schaafe geschoren werden, muß rein seyn; eine stäubige Scheundiele verunreinigt die Wolle.

Der Luftzug trocknet den Schweiß aus der Wolle und macht sie, wenn sie so eben warm von den Schaafen kommt, hart; ist auch den Schaafen, die eben ihren Pelz verlohren haben, nicht zuträglich.

Gleich nach der Schur sind die Schaafe sehr heißhungrig und dürfen alsdann nur ganz gesunde Weide haben, weil sie sonst ohne Auswahl Pflanzen fressen, die sie zur andern Zeit stehen lassen.

Die Wolle muß gleich nach der Schur an einem Orte aufbewahrt werden, wo weder die Sonnen-Hitze sie dörren, noch feuchte Luft sie dumpfig machen oder Zugluft sie auszeeren kann, denn vorzüglich ist sie, wenn sie so eben von den Schaafen kommt, in Acht zu nehmen.

Der jetzt gewöhnlichste Verkauf auf den Woll-Märkten hat das Gute, daß man Gelegenheit hat, viele Wolle zu sehen, zu vergleichen und die Mängel der eigenen Wolle oft im vergrößerten Maaße kennen zu lernen. Wenn die Käufer lauter Wollkenner wären und ehrlich ihre Ueberzeugung aussprächen, könnte dies sehr lehrreich seyn, da aber oft ganz anderes Interesse sie leitet, so darf man keinen zu hohen Werth auf ihr Urtheil legen; oft tadelt ein Wollkäufer eine Eigenschaft der Wolle, die der nächstfolgende zu vermissen bedauert.

Wenn nun ein Käufer die Wolle zu diesem, jener zu einem andern Zweck sucht, so sind diese verschiedenen Urtheile nicht zu bewundern. Dies kann auch bei Fabrikanten, die zu bestimmten Fabrikaten verschiedene Sorten brauchen, leicht der Fall seyn, aber bei großen Wollhändlern, die alle Arten von Wolle kaufen und wieder abzusetzen wissen, ist, wenn sie anders überall Wollkenner sind, der Tadel oft nur eine Redensart, um die Wolle wohlfeil zu erhalten. Jede gesunde, gut gewaschene feine Wolle wird immer vortheilhaft zu verkaufen seyn, wenn sie auch nicht den Tadel der Käufer entgehen kann.

Die Wolle giebt die nachhaltig größeste Nutzung der Schäfereien. Aus dem Verkauf von feinen Böcken und feinen Mutterschaafen größeren Vortheil zu ziehen, dazu gehört ein Zusammentreffen von Umständen, das bei der jetzt so sehr verbreiteten feinen Schaafzucht schwer zu erreichen ist; die große Konkurrenz von Verkäufern setzt hier, wie jetzt bei allen Produkten, den Preis herunter. Der Druck, in welchem der Landmann jetzt schmachtet, macht es Manchen, der gerne feine Schaafe kaufen möchte, unmöglich und zwingt den Schaafzüchter, der nicht die ganze Zuzucht seiner Schäferei vermehren kann, wohlfeil zu verkaufen.

Der Preis des Schlachtviehes ist, vorzüglich in Mecklenburg, wo noch beim Verkauf ins Preußische Gebiet die hohe Abgabe gegeben werden muß, so herabgesunken, daß der Besitzer einer feinen Zucht-Schäferei Futter und Weide höher nutzen kann, als zum Fettmachen von Hammeln; daher kommt es, das ein feiner Hammel nicht mehr kostet, als der Werth der Wolle beträgt, die er in einem Jahre giebt. Deßhalb kann eine Schäferei, in welcher nichts als feine Hammel gehalten werden, eine bedeutende Einnahme bringen; der Verkauf der Schaafe macht es nur nothwendig, die Gestalt derselben nicht unbeachtet zu lassen. Bei reichlicher Nahrung von Jugend auf wird jedes Thier vollständiger, aber Fehler des Gebäudes, die in der Race liegen, erben fort. Bei einem Zuchtschaafe ist darauf zu sehen, daß es nach Verhältniß seiner ganzen Natur, einen möglichst großen Rumpf haben muß, denn der Leib trägt die mehrste und schönste Wolle, die Beine müssen stark und bewachsen seyn, aber nicht lang, der Rücken der Schaafe muß lang, grade und breit seyn, der Hals dick, der Kopf kurz. Schaafe dieser Art sind viel dauerhafter, als die hochbeinigen, langhälsigen, mit schmalem krummen Rücken und langen kahlen Köpfen; auch tragen diese weit mehr Wolle.

Wenn gleich, wie früher schon gesagt ist, das Gedeihen einer Schäferei hauptsächlich von der Nahrung derselben abhängt, so erfordert doch auch die Gesundheit der Schaafe eine stete Aufmerksamkeit, da die Reitzbarkeit ihres Körpers sie für viele Krankheiten sehr empfänglich macht und alle ansteckende Krankheiten sich schnell in einer Schäferei verbreiten. Es ist daher nothwendig, sobald man Veranlassung zu besorgen hat, ein Schaaf könnte Räude, Pocken, Klauenseuche oder sonst eine ansteckende Krankheit haben, das kranke Thier sogleich

von der Heerde zu entfernen, ehe die Krankheit allgemein wird; geschiehet die Trennung nicht zu spät, so wird die Krankheit gewiß sich nicht weiter verbreiten, aber wenige Schäfer mögen sich die Mühe geben, die Mühen, die das Trennen und die besondere Pflege des kranken Thiers erfordert, mit der hier nothwendigen Sorgfalt zu übernehmen. Wenn die Krankheit allgemein wird, erfordert sie zehnmal mehr Mühe, und Verlust ist unvermeidlich; denn wenn die Zahl der Kranken überhand nimmt, so können sie nicht mehr mit der Sorgfalt behandelt werden, die sich bei einzelnen anwenden läßt.

Die Räude ist, wenn der Schäfer sie sogleich bemerkt, durch Einreibung von Kien-Oel und Fett (im Sommer Talg, im Winter Schmalz) auf der Stelle, wo die Pusteln der Räude sich zeigen, gewöhnlich bald zu heilen. Ist das Uebel tiefer eingewurzelt, so muß das kranke Thier geschoren und in Lauge, die von gekochten Tabacksblättern bereitet wird, wiederholt gewaschen und dabei das vorbeschriebene Einreiben mit Kien-Oel-Salbe angewandt werden.

Die Pocken werden den Schaafen vorzüglich gefährlich, wenn sie im Winter eng beisammen in dunstigen Ställen liegen; hier verbreitet sich die Ansteckung schnell und die Ausdünstung der kranken Schaafe macht die Krankheit bösartiger; die Pocken kommen über den ganzen Leib, verhindern im Halse das Schlucken, viele Schaafe krepiren, andere werden blind. Das Einimpfen, — welches an der inwendigen Seite des Hinterschenkels der Schaafe mittelst eines kleinen Tropfens Limpfe, der auf einem Federmesser aus der Pustel einer Pocke, die eben vollständig aber noch nicht in Eiter übergegangen seyn darf, genommen wird und unter der Haut des zu impfenden Schaafes, beim Flacheinstechen des Messers, eingeschoben werden muß, —

ist das sicherste Mittel, um eine Heerde, die nicht mehr für Ansteckung dieser Krankheit zu bewahren ist, zu erhalten.

Die geimpften Pocken kommen nur auf der Impfstelle und verhindern daher die Schaafe nicht am Fressen und Schlucken; sie ziehen nur einige Tage mit dem Fuße, wo die geimpfte Pocke sich zeigt, und geben nur, wenn das Fieber eintritt, eine kurze Zeit das Zeichen, daß sie krank sind. Ein aufmerksamer Schäfer kann hierbei sogleich bemerken, bei welchen Schaafen die Impfung wirksam gewesen ist. Auch giebt bei ärztlicher Untersuchung die Impfstelle bald die nöthige Ueberzeugung. Wenn die Pocken ausbrechen, so zeigt sich an der Impfstelle schon am folgenden Tage eine Röthe, welche mit jedem Tage immer zunimmt, bis endlich die Pocke sich vollständig ausbildet. Dagegen ist die Verletzung mit der Spitze des Federmessers an der Oberhaut des Schenkels bei der Impfung der Schaafe so unbedeutend, daß, wenn die Impfe nicht wirkt, die Impfstelle bald heilt und mit jedem Tage die etwanige Röthe sich verliert.

Man muß bei der Impfung der Pocken sich sehr vorsehen, daß man, wenn die Pustel schon in Eiterung übergeht, nicht Eiter statt Pockenlimpfe impft, denn dieser Eiter erzeugt Geschwüre, die, wenn sie auch dem Nichtkenner als Pocken erscheinen, doch nicht Pocken sind und daher nicht für die Ansteckung der natürlichen Schaafpocken schützen können. Am besten ist die Schaafpocke zur weiteren Impfung, wenn sie erst eben vollständig ausgebildet ist und gleichsam als ein Opal verschiedene Farben hat; fällt die Pocke erst ein, so ist es oft schon zu spät, sie zur Impfung zu benutzen.

Die Klauenseuche ist eine Schaafkrankheit, die wir bis zu der Zeit, als Schaafe aus Frankreich kamen, hier nur der Beschreibung nach kannten,

die aber, eben durch die anfängliche Unbekanntschaft mit derselben, als sie sich hier unter den Französischen Schaafen zeigte, großes Unheil stiftete.

Den Französischen Schäfern verdanken wir aber nachstehendes sicheres Mittel:

Sobald ein Schaaf die Klauenseuche hat, so schont es den kranken Fuß, bei genauer Untersuchung desselben findet sich zwischen den Klauen an den inwendigen Rand, gemeinhin da, wo die Klaue mit der Haut verbunden ist, eine rothe Stelle, welche allmählig in Eiterung übergeht, einen furchtbar stinkenden Geruch giebt und eine so scharfe Feuchtigkeit gleichsam ausschwitzt, daß die inwendige Schaale der Klauen ganz mürbe gefressen und bröcklich wird. Zur Heilung dieses Uebels muß mit einem scharfen Messer alles Schadhafte der Klaue sauber abgeschält und allmählig so tief weggeschnitten werden, daß die Stelle von allem Eiter rein wird. Alsdann muß mit einer Feder Vitriolsäure auf der schadhaften Stelle geschmiert und nach Umständen der kranke Fuß verbunden werden. Ist das Ausschneiden der kranken Stelle gehörig geschehen, so pflegte das einmalige Einschmieren mit Vitriol zu genügen, um eine solche Stelle zu reinigen; ist aber die Krankheit schon so tief eingewurzelt, oder kann man nicht beim ersten Schneiden tief genug kommen, so muß allerdings nach einigen Tagen diese Operation wiederholt werden. Es versteht sich von selbst, daß man bei dieser Krankheit, die sehr ansteckend ist, das kranke Thier sogleich von der Heerde trennen und vorzüglich vermeiden muß, daß das aus der Klaue Geschnittene nicht zwischen den Klauen gesunder Schaafe kommen kann, weil sonst die Ansteckung unvermeidlich seyn würde.

Zu den unheilbaren Krankheiten der Schaafe gehört vorzüglich die Lungenfäule, welche aber alle-

mal durch Verwahrlosung der Schaafe entsteht und daher vermieden werden kann. Nächstdem ist das Närrischwerden der Schaafe ein schlimmes Uebel. Da man bisher die Ursache dieser Krankheit noch nicht entdeckt hat, so ist sie auch bis jetzt unvermeidlich und die vielen vorgeschlagenen Heilungsmittel sind so wenig wirksam, daß man gewiß am besten thut, so bald man sich überzeugt, daß ein Schaaf närrisch ist, es sogleich zu schlachten, wenn es noch gut genährt ist. Auffallend ist es, daß gemeinhin die kräftigsten Schaafe von dieser Krankheit ergriffen werden.

In vorstehenden Blättern sind manche Erfahrungen, die seit 30 Jahren bei der Landwirthschaft von mir gesammelt sind, enthalten. Freude würde es mir machen, wenn die Mittheilung derselben den Lesern nützlich werden könnten.

Lübberstorf im Juny 1825.

W. v. Oertzen.

Rostock, gedruckt in der Adlerschen Officin.

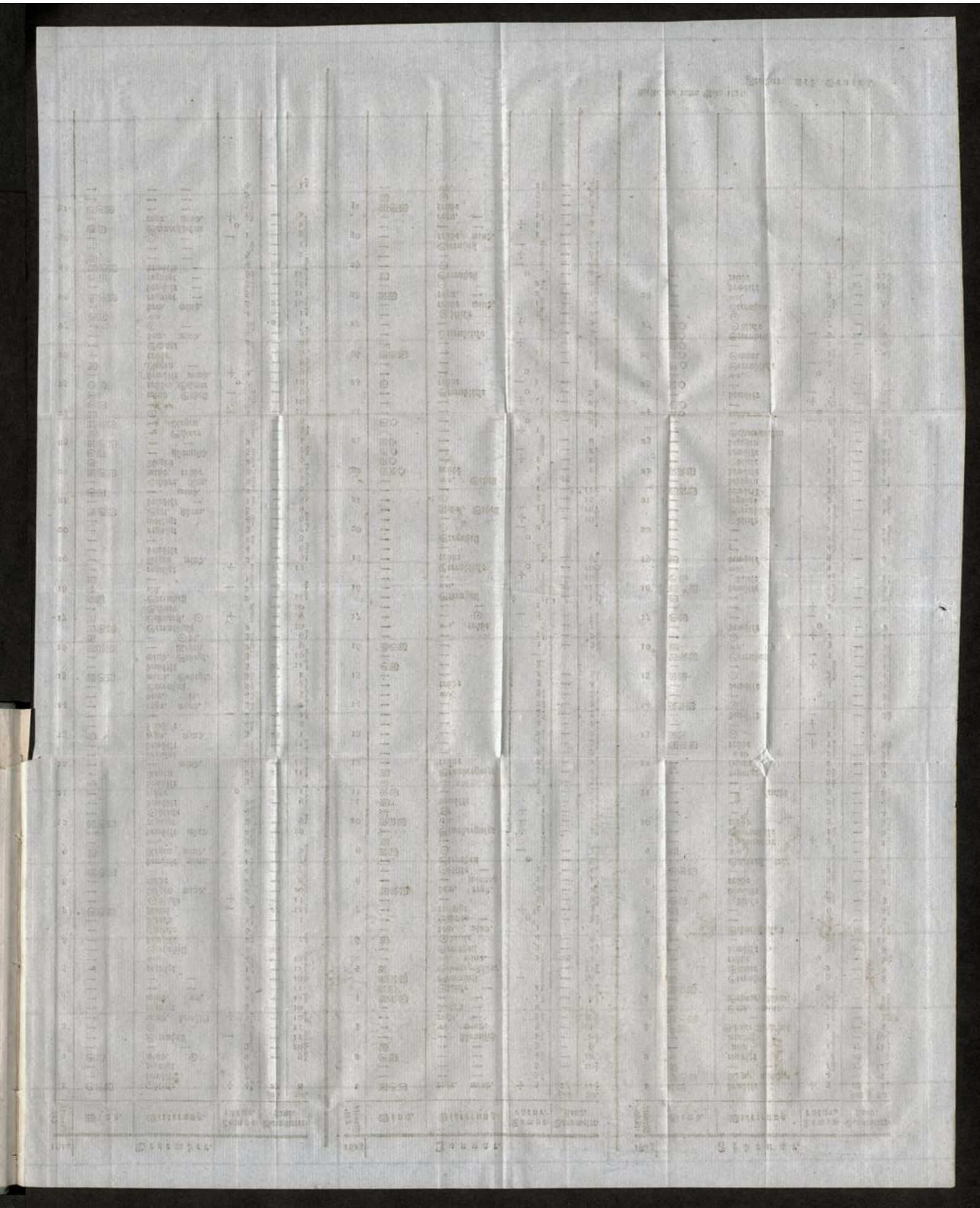
1824	December.			
Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	SSW	⊙blicke	+ 4½	27	8
	—	bewölkt	7		
	—	regnigt	6½		
2	SW	wind. ⊙	2	—	9½
	—	— —	3½	—	10
	—	Sternhell	—	—	11
3	—	⊙	—	—	11
	—	wind. bewölkt	+ 2	—	10½
	—	regnigt	3	—	10
4	—	wind. wo.	2½	—	11½
	—	— —	4	—	11
	—	— —	2	—	10½
5	—	regnigt	1½	—	11
	—	wo.	4½	—	11
	—	Sternhell	2	28	
6	—	bewölkt	2½	—	11
	—	⊙blicke	6		
	—	Regen	1½	—	1
7	SSW	Nebel	—	27	11
	—	⊙blicke	+ 3	—	11
	—	Regen wind.	2	—	10½
8	—	trübe	2	—	8
	WSW	—	4	—	7
	—	bewölkt wind.	1	—	7
9	W	Regen wind.	2	—	6
	—	wo.	3½		
	—	bewölkt wind.	2½	—	10
10	WSW	regnigt	3	—	9½
	—	⊙blicke	4		
	—	bewölkt	2½	—	9
11	—	trübe	—	28	1
	—	bewölkt	3		
	—	Regen	2½	27	11
12	—	— wind.	4	—	11
	—	regnigt	6½		
	—	bewölkt	2½	—	11
13	W	regn. wind.	3	28	1
	—	bewölkt	4½	—	2
	—	—	—	—	2
14	—	regn. wind.	3½	—	2
	—	bew. ⊙bl.	4½	—	3
	—	Sternhell	2½	—	3
15	WSW	wind. Stbrgt.	3½	—	1
	—	bewölkt	5	27	11
	—	wind. Stbrgt.	3	—	10
16	WNW	— Regen	2½	—	9
	W	— ⊙bl.	3½	—	9½
	WSW	Sternblicke	2	—	10
17	W	Schneefl. ⊙	+	—	9
	—	Schnee		—	10
	NW	Sternhell	2	—	11
18	N	wo.	2½	28	
	W	—	1	—	
	—	regnigt	+	27	11
19	—	Regen wind.	2	—	9
	—	bewölkt	4	—	8
	—	—	2½	—	8
20	—	regnigt	3	—	7
	—	wolkigt	4½	—	6
	WSW	Stbl. stürm.	5	—	6
21	—	bewölkt —	1½	—	6
	SW	— wind.	2	—	6
	—	Schnee. Reg.	2	—	5
22	WSW	wind. trübe	2	—	6
	S	Regen	2	—	6
	SW	— stürmisch	5	—	2
23	WSW	— —	2	—	1
	W	— Schnee		—	3
	WNW	— Regen		—	9
24	W	⊙	— 1	—	11
	SW	—	— +	—	10
	S	wind. Sthell	—	—	9
25	SW	trübe, Schnee	— °	—	10
	—	bewölkt wind.	+ 2	—	9
	W	Regen —	3	—	8
26	—	trübe	4½	—	6
	—	Schnee	3	—	6
	—	bew. wind.	4	—	7
27	—	⊙ —	2½	28	1
	SW	wo.	4	—	1
	—	bew. wind.	5	27	10
28	WSW	regnigt —	5½	—	11
	—	bewölkt —	—	—	11
	SW	regnigt —	5½	—	11
29	WSW	bewölkt —	4	28	
	W	— —	5	—	1
	—	— —		—	1
30	—	⊙ —	— 1	—	3
	SW	Schneeflocken	°	—	2
	—	regn. wind.	+ 1½	—	2
31	SSW	— —	3½		
	—	— —	5		
	—	— —	4	—	1½

1825	Januar.			
Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	WSW	regn. wind.	+ 3	27	11¼
	—	— —	5½		
	—	— —	5	—	10½
2	SW	— —	4½	—	10
	W	— —	5	—	9
	—	— stürmisch	3½	—	8¾
3	—	wo. wind.	3	—	11
	—	regn. —	3½	—	11½
	—	Regen —	2	—	11
4	WNW	— —	1½	—	6½
	NW	⊙blicke —	1	—	7
	WNW	Sternhell	—	—	10
5	N	Schneegestöber	—	—	11¾
	—	wo. wind.	1	28	1
	—	Sternhell	3	—	4½
6	W	⊙blicke	4	—	6
	—	bew. wind.	1		
	—	Schnee —	°		
7	—	regnigt	+ 1	—	3
	—	—	1	—	2¼
	WNW	bew. regn.	2	—	2¼
8	—	— windig	1	—	1
	—	⊙blicke —	2	—	1
	—	Sternhell	—	—	2
9	NW	⊙	—	—	4
	W	—	°		
	—	Staubregnigt	+	—	4
10	NNW	wo.	+	—	5
	—	⊙		—	5
	W	bewölkt		—	4
11	NW	—	2	—	3
	—	—	3	—	3
	W	Staubregnigt	3	—	2
12	—	trübe	2	—	2
	—	—	3	—	3
	—	—	4	—	3
13	—	—	2	—	2
	—	—	4	—	2
	—	—	3	—	3
14	—	—	2	—	3
	—	wo.	3	—	3
	—	trübe	3	—	4
15	—	—	2	—	3
	SW	—	3		
	—	—	—		
16	SSW	—	2	—	3
	—	—	1	—	2
	—	wo. trübe	—	—	1
17	—	— ⊙	— 2	—	1
	—	— —	1		
	—	Sternhell	—	—	1
18	—	wo.	—	27	11
	—	—	+ 1	—	10
	—	Sternblicke	°	—	10
19	—	trübe	—	—	9
	—	—	1		
	—	Sternhell	°		
20	—	⊙	— 2		
	—	—	—	—	10
	—	Nebel, Sthell	+	—	10
21	—	⊙	3	—	11
	—	—	1	—	11
	—	wo. Sthell	2	28	
22	NNO	trübe	1	—	1
	NO	—	1	—	1
	SO	—	+	—	1
23	NO	—	—	—	2
	—	—	1		
	—	—	+		
24	—	—	°	—	2
	SO	—	—	—	2
	—	—	+	—	2
25	S	Sternblicke	°	—	2
	—	trübe	1	—	
	—	—	°		
26	SSW	—	1	—	1
	—	—	—	—	2
	—	—	+	—	3
27	—	Sternblicke	+	—	3
	—	—	2	—	2
	—	⊙blicke	2	—	2
28	NW	trübe wind.	1	—	1
	—	regn. —	2	—	2
	W	⊙	—	—	2
	—	Sternhell	°	—	4
29	—	⊙	—	—	6
	—	—	+	—	6
	—	Sternhell	—	—	6
30	—	trübe wind.	1	—	5
	—	— —	+	—	4
	—	regn. —	1	—	3
31	WSW	trübe	3	—	3
	W	⊙	5	—	3
	—	wo.	1½	—	4

1825	Februar.			
Monats-Tag.	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	SW	bewölkt	+ 3	28	2½
	WSW	Reg. wind.	4	—	1
	W	— —	1½	27	11½
2	—	regnigt	2	28	
	—	und	1	27	11
	—	windig	2	—	10½
3	SW	Schnee Reg. wi.	1	—	4
	WSW	—	1½	—	3½
	W	Stbl. wind.	1	—	3
4	—	Schnee, stürm.	2	—	1
	WNW	— —	°		
	W	Sternhell	3	—	5
5	—	Schnee	2	—	6
	—	trübe	°	—	6½
	—	bewölkt	3	—	8
6	—	—	5	—	11
	N	Schneeflocken	2	28	1½
	—	—	4	—	2
7	W	—	6	—	2½
	SW	⊙blicke	2	—	3
	—	bewölkt	3		
8	—	trübe	5	—	2
	SSW	—	2	—	2
	—	Schneefl. wi.	1	—	
9	W	wo.		—	
	—	Thauwetter	+ 2	—	1
	—	Sternblicke	1	—	2
10	—	trübe	2	—	3
	—	—	3	—	4
	—	—	2	—	4
11	—	— feucht	3	—	5
	—	—	3		
	—	regnigt	3	—	5
12	—	feucht	2	—	4
	—	nnd	2	—	3
	WNW	trübe	+ 1	—	3
13	NW	⊙	— 1		
	—	—	— +		
	—	bewölkt	1	—	3
14	NNW	⊙	—	—	4
	—	—	°	—	4
	—	bewölkt	1	—	4
15	NW	⊙	—	—	4
	—	—	—	—	4
	WNW	Sternhell	+	—	3
16	W	wo. ⊙	— 1	—	3
	—	⊙	3	—	3
	—	bewölkt	+ 1	—	3
17	SW	—	° 1		
	—	—	— +	—	2
	W	—	2	—	2
18	WSW	bewölkt	1	—	3
	SW	⊙blicke	4	—	3
	—	wo.	2		
19	W	bewölkt	3	—	3
	—	—	4		
	—	—	2	—	2
20	—	—	2	—	2
	—	⊙blicke	4		
	—	Sternblicke	1	—	2
21	—	regnigt	2	—	2
	WNW	bewölkt	3		
	—	bezogen	2	—	2
22	NNW	bewölkt	1	—	3
	—	⊙blicke	3	—	3
	—	bewölkt	1	—	4
23	—	bezogen	1	—	4
	—	Schneeflocken	—	—	3
	—	—	1	—	3
24	NO	trübe	— °	—	4
	SO	—	+ 1	—	4
	—	bewölkt	—	—	5
25	NO	—	1	—	4
	—	wo.	°		
	SO	Sternblicke	— 4		
26	NO	Schnee	1	—	4
	SO	—	+ 1	—	4
	NO	Sternhell	— 6	—	4
27	SO	⊙blicke	7	—	2
	—	⊙	5	—	2
	—	Sternhell	7	—	1
28	—	wo.	8	—	
	—	bewölkt	4	27	11
	—	trübe	5½	—	11

Woldeden 10ten März 1825.

Revidirt: Alb. Bentell.



1825 März.

Monats-Tag	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	W	bew. ⊙bl.	— 3	27	11
	WNW	Schnee		28	
	—	Sternhell		—	
2	SO	⊙	5	27	10
	—	bewölkt	3	—	9
	SW	Sternblicke	+	—	8
3	SSW	regnigt	4	—	9
	—	⊙blicke	5	—	9
	W	Sternhell	0	—	10
4	SW	⊙	—	—	11
	—	wo.	+ 3	28	
	—	bewölkt	1	—	
5	W	⊙blicke	— 1	—	1
	—	⊙	+ 3	—	2
	SO	wo.	0	—	3
6	—	bewölkt	1	—	4
	—	—	4		
	—	—		—	4
7	—	—	0	—	3
	—	⊙blicke bew.	2		
	—	Sternblicke	0	—	4
8	SSO	⊙blicke	— 1	—	5
	—	⊙	+ 3	—	6
	SO	Sternhell	—	—	6
9	SSO	⊙	2	—	6
	—	—	+ 1		
	—	Sternhell	— 3	—	6
	—	⊙		—	6
	—	—	+ 2		
	SSW	Sternhell	— 2		
11	SSW	wo	1	—	5
	S	bewölkt	+ 3	—	4
	—	—	—	—	2
12	—	viel	2	27	11
	—	Schnee	+	—	10
	SO	—	— 3	—	11
13	NNO	⊙	9	28	1
	—	—	2	—	1
	—	Sternhell	5	—	1
14	NO	Schnee	9	—	1
	—	— wind.	1		
	—	— Sternhell	6	—	1
15	—	wo.	9	—	1
	SSW	⊙	0	—	2
	—	Schnee, Sthell	7	—	2
16	—	⊙	10	—	3
	NW	wo.	0	—	4
	—	Sternhell	— 8	—	4
17	NO	wo.	5	—	5
	—	⊙	+ 1	—	5
	—	Sternhell	— 3	—	6
18	—	wo.	3	—	6
	—	⊙	+ 3	—	7
	—	Sternhell	— 3	—	7
19	NNO	⊙	4		
	—	—	+ 2	—	8
	—	Sternhell	— 3	—	7
20	NNW	trübe	2	—	7
	—	—	+ 5		
	—	—	1	—	6
21	WNW	—	0	—	6
	—	—	4	—	5
	—	—		—	5
22	—	—		—	5
	—	—	3	—	5
	NW	—		—	4
23	WSW	wolkigt	0	—	4
	NW	⊙blicke	4	—	5
	SO	Sternblicke	1	—	4
24	SSO	⊙blicke	1	—	3
	S	⊙	5	—	2
	—	Sternhell		—	1
25	SSW	trübe	0	27	11
	—	regnigt	3		
	NNW	Sternhell		28	
26	W	bewölkt	0	—	1
	—	⊙blicke	3	—	1
	—	bewölkt	2	—	2
27	WNW	trübe	1	—	1
	—	—	3	—	
	—	—	1	—	
28	—	—	3	27	11
	—	⊙blicke	6	28	
	W	Sternhell	2	—	1
29	WNW	wo.	1	—	1
	—	—	6		
	W	Sternblicke	3	—	2
30	NW	⊙blicke	2	—	2
	—	—	6	—	2
	—	Sternblicke	0	—	2
31	NNW	⊙	1	—	3
	NW	—	7	—	3
	WNW	Sternhell	—	—	3

1825 April.

Monats-Tag	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	W	⊙	+ 2	28	4
	—	wo. wind.	7		
	WNW	— —	1	—	3
2	NNW	⊙	3	—	3
	NW	—	6	—	3
	—	wo.	2	—	3
3	W	bewölkt	1	—	2
	—	—	4	—	2
	—	Staubregnigt	3	—	1
4	—	bewölkt	2	—	2
	—	Staubregnigt	4		
	—	bewölkt	3	—	2
5	—	—	2	—	2
	—	—	4		
	—	—	3	—	3
6	NW	⊙blicke	3	—	3
	—	wo.	6		
	—	Sternblicke	3	—	3
7	—	⊙	4	—	4
	—	—	8	—	4
	WNW	Sternhell	3	—	4
8	—	⊙	8	—	4
	—	—	9		
	—	Sternhell	5	—	4
9	—	⊙	4	—	4
	—	—	10		
	—	Sternhell	4		
10	SW	⊙	5	—	3
	NW	—	11	—	3
	—	Sternhell	4	—	3
11	SW	⊙	5		
	WSW	—	9	—	2
	SW	Sternhell	6	—	
12	WSW	wo. wind.	7	—	
	—	— —	9	27	11
	SW	— —	6		
13	—	bewölkt —	3	—	11
	WNW	Hagel —	4		
	—	Sternhell —		28	
		Nachts Frost.			
14	SW	⊙bl. wind.	2	28	4
	—	Hagel —	6	27	11
	—	Regen	2		
15	W	Regen wind.	4	—	11
	—	bewölkt wind.	9	—	11
	—	Regen —	3		
16	—	sehr windig	8	—	11
	—	regn. —	7	—	10
	—	Sternbl. —	3	—	10
17	—	Hagel —	3	—	8
	NW	bewölkt —	4		
	—	Sternbl. —	2	—	9
18	—	Hagel	2	—	10
	NO	Regen	2	—	11
	NW	Wind	1		
19	N	Schnee	1	28	
	NNW	⊙bl. wind.	3	—	
	—	Sternblicke	1	—	1
20	NW	bewölkt	3	—	1
	SO	⊙blicke	6		
	NO	Sternhell			
		Nachts Frost.			
21	SW	Staubregnigt	3	—	1
	SSW	—	5	—	
	—	—	6	—	
22	WSW	regnigt	5	27	11
	—	— bewölkt	8	—	11
	—	— Stblicke	7	—	11
23	SSW	— bewölkt	8	—	10
	—	— wind.	12	—	10
	—	Gewitter	8		
24	W	bewölkt	9	—	10
	—	—	15		
	—	Sternblicke	8		
25	—	regnigt	5	—	10
	—	bewölkt	12		
	—	regnigt	6		
26	SSW	⊙	6	—	11
	—	wo.	14	—	10
	—	—	8	—	9
27	S	⊙	10	—	8
	—	—	17		
	WNW	starkes Gewitter, Regen.	12	—	9
28	W	wo.	6	—	9
	—	⊙	16	—	10
	NO. SO	Gewitter	10	—	11
29	SO	⊙	8	—	10
	—	—	15		
	—	Gewitter in d. Ferne	7	—	11
30	NO	Nebel	6	—	11
	N	bewölkt	13	—	11
	NW	Gew. Regen	6	28	

1825 May.

Monats-Tag	Wind.	Witterung.	Temperatur.	Barometerstand. Zoll	Lin.
1	SO	⊙ wo.	+ 8	28	3
	—	—	15		
	—	Stblicke —	9	—	1
2	W	⊙	10	—	1
	—	—	16		
	—	Stbl. wo.	10		
3	S	⊙blicke	10	—	
	S. W.	Gew. Platzreg.	16	—	
	W	bew. wind.	9	—	1
4	—	⊙	10	—	2
	—	—	16	—	2
	SSW	Sternhell	9	—	2
5	NO	wo.	10	—	2
	—	bewölkt	16	—	1
	—	Sternblicke	10	—	1
6	—	bewölkt	11	—	1
	—	regnigt	17	—	
	—	Sternhell	11	—	
7	—	⊙	11	—	
	—	—	17		
	W	Gew. Reg.	12	—	
8	NW	Nebel	11	—	1
	—	⊙blicke	13	—	1
	—	bewölkt	10	—	1
9	—	⊙	10		
	—	—	12		
	—	Sternhell	8	—	1
10	NNW	wo.	10	—	1
	NNO	⊙ bew.	14	—	
	—	—	9		
11	NO	Staubregnigt	7	—	1
	N	regnigt	9		
	—	bewölkt	4	—	1
12	NNO	—	3	—	2
	—	— wind.	6		
	N	Sternhell	1	—	2
13	NO	⊙	3		
	—	— —	8		
	—	Sternhell	3		
14	NW	sehr windig und	1	—	1
	—	regnigt	4	—	1
15	NNO	wo.	2	—	1
	—	Hagel	3	—	1
	—	regnigt	6		
16	—	⊙blicke	1	—	1
	—	wo.	3	—	2
	—	Sternhell	7		
17	NNO	⊙	1	—	1
	—	— wo.	2		
	N	Sternhell	9		
18	—	trübe	2	—	2
	NNO	⊙ wind.	5	—	
	—	Sternhell	9	—	2
19	NNW	⊙	1	—	2
	N	—	5	—	2
	—	Sternhell	10	—	2
20	—	⊙	3	—	2
	WNW	—	5		
	NW	Sternhell	14		
21	SO	⊙	8		
	—	—	2	—	3
	S	Sternhell	15		
22	SW	⊙	8	—	3
	W	wo.	6	—	2
	WNW	Sternhell	15	—	2
23	—	wo.	7	—	1
	—	⊙	12		
	—	Sternhell	7	—	
24	SW	⊙	8	27	11
	WSW	—	12	—	11
	W	Gew. Reg.	9		
25	—	Regen	9	—	11
	—	regnigt	15	—	11
	SSW	Sternblicke	9		
26	W	Regen	10	—	10
	—	und ⊙	12	—	
	—	Sternblicke	9	—	
27	NW	⊙	7	—	9
	—	regnigt	10		
	—	wo.	6		
28	—	wind. bewölkt	7	—	9
	—	— —	9	—	10
	W	wolkigt	6	—	10
29	SSW	⊙	5	28	1
	W	regnigt	12	—	1
	—	— bew.	6	—	1
30	—	wo.	6	—	2
	—	⊙	12		
	NO	Sternhell	6		
31	NW	wo.	7	—	1
	W	bewölkt	13	—	
	—	Regen	8	—	

Wolde den 24sten Juny 1825.

Revidirt: Alb. Bentell.

1020.

Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black